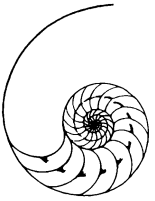

FRANZ JUNG

Aufzeichnungen aus einer großen Zeit ■ Edition Nautilus

DER WEG NACH UNTEN

Editorische Notiz: Die vorliegende Ausgabe folgt der Originalausgabe des Luchterhand Verlags Neuwied/Berlin 1961. Offensichtliche orthographische Fehler insbesondere der Eigennamen wurden korrigiert, ein Register hinzugefügt. Die stilistischen Eigenheiten Franz Jungs wurden entsprechend der Originalausgabe beibehalten.
Franz Jung, am 26. November 1888 in Neiße, Oberschlesien, geboren. Börsenjournalist, Bohémien, Expressionist, Wirtschaftsanalytiker und revolutionärer Aktivist. Mitarbeiter der »Aktion« von Franz Pfemfert und des Malik-Verlags; Autor von expressionistischen und sozialkritischen Romanen und Erzählungen, schreibt für Piscator Theaterstücke. Mitinitiator der Dada-Bewegung, Teilnahme an den revolutionären Kämpfen nach 1918 und an der Entführung eines Schiffes nach Rußland. In der frühen Sowjetunion als Organisator der Hungerhilfe sowie im Wirtschaftssektor tätig. Nach 1933 von den Nazis verhaftet, illegale Tätigkeit in Genf, Wien und Budapest. 1944 Flucht nach Italien. 1947 Emigration in die USA, arbeitet in New York und San Francisco als Wirtschaftsjournalist. Ende der fünfziger Jahre Rückkehr nach Europa. 1961 erscheint erstmalig seine Autobiographie. Jung stirbt am 21. Januar 1963 in Stuttgart.
Umschlaggestaltung: Maja Bechert

Edition Nautilus Verlag Lutz Schulenburg
Am Brink 10 · 21029 Hamburg
Alle Rechte vorbehalten · © Lutz Schulenburg
3. Auflage 2000 · Printed in Germany
www.edition-nautilus.de

I

DIE GRÜNEN JAHRE

Warum suchst du Ruhe,
wenn du zur Unruhe geboren bist?

Thomas von Kempen

Neiße, Oberschlesien

Die Stadt Neiße im preußischen Oberschlesien ist in ihrer sozialen Struktur, mit der sie in das zwanzigste Jahrhundert übernommen wurde, ein Überbleibsel aus dem Siebenjährigen Krieg. Friedrich, der preußische Soldatenkönig – nach der Historie – hatte für die Feldzüge gegen Kaiserin Maria Theresia ein Etappenlager bestimmt und zur Festung ausgebaut, etwas abseits gelegen von den Durchgangsstraßen durch das Gebirge nach Polen und Böhmen, geschützt in einem Winkel der westlichen Ausläufer der Sudeten. Im Zentrum dieses befestigten Heerlagers lag die Ackerbürgerstadt Neiße, am westlichen Abhang des Altvater-Gebirges in einer Ebene, die sich nach Norden hin zum Odertal ausweitet, Südzipfel jenes Österreich-Schlesiens, das nach den Feldzügen an Preußen abgetreten worden ist. Von dem eigentlichen Sudetenland war Neiße durch die Gebirgskette getrennt, aber nicht vergessen. Ein Waffenlager von beträchtlichem Ausmaß, Verpflegungs- und Ausbildungszentrum einer Armee. So ist es auch in all den Jahrzehnten, ein ganzes Jahrhundert und ein halbes, geblieben.

Früher war Neiße einmal der Sitz eines Bischofs, was der Stadt in der österreichisch-ungarischen Monarchie den Beinamen „das schlesische Rom" eingetragen hat. Und wie die Chroniken gehen, noch früher saßen Markgrafen in der Stadt, die von diesem Schutzwinkel aus im Bergkessel der Sudeten die Hauptverbindungswege der deutschen Länder nach Ungarn und dem weiteren Südosten beherrschten, die durchreisenden Kaufleute mit Zöllen belegten und, wenn die Gelegenheit sich dazu ergab, ausplünderten. Außer einer Vorliebe für Ungarwein ist in diesem Teile Oberschlesiens und in Neiße nicht viel von dieser Zeit zurückgeblieben.

Dagegen aus der Bistumszeit ein Rathaus im Stil der Spätrenaissance, das in Kunstbüchern abgebildet wird, einige Kirchen aus dem österreichischen Barock, ferner die für diese Zeit typischen Giebelhäuser, die hohen Torbögen und schmiedeeisernen Straßenbrunnen.

Um die Jahrhundertwende kamen bei einer Zivilbevölkerung von rund 25000 Seelen mehr als ein Drittel dieser Zahl als Militärpersonen hinzu, in Uniform oder sonstwie zur Militärverwaltung gehörig. Außer diesen gab es kaum Fremde in der

Stadt. Touristen hatten damals angefangen, Reste des Mittelalters im ursprünglichen Deutschland, im Westen und Südwesten, zu beschreiben und neu zu entdecken. Nach Neiße kamen sie nicht. Zu den Kurorten in den Bergen, diesseits und jenseits der Grenze, den Mineralquellen und Heilanstalten führen die Schnellzüge in direktem Durchgangsverkehr, meist ohne Neiße zu berühren.

Die Reisenden kamen nicht, auch weil der Ruf der Stadt als eines gewaltigen Militärlagers den Besuch nicht gerade anziehend erscheinen ließ. Die Rekruten, die ausgebildet wurden, kamen in der Mehrzahl aus den rein polnischen Dörfern im Osten und aus Elsaß-Lothringen, denen preußischer Schliff hier beigebracht werden sollte. Es schien manchmal, als ob der Zivilist auf der Straße sich dessen bewußt sei, daß er eigentlich nur geduldet wurde. Die Leute gingen sehr behutsam und zugleich scheu, und sie verschwanden sehr schnell in den Haustoren, oft wie weggefegt, als hätte sie ein Trompetenstoß getroffen von den Kasematten her.

Es war keine direkte Bedrohung. Die Sonne schien wie überall, und von den Dämmen der Wallgräben konnte man das Blau der Bergkette sehen; aber es lag eine gewisse Eigenart in der Luft. Das war es, was mein Großvater mütterlicherseits nicht ertragen konnte. Er lebte in Breslau und war an der Schlesischen Zeitung beschäftigt. Als er starb, erschien die Zeitung mit einem breiten Trauerrand, das einzige, was meine Mutter als Erinnerung an ihn aufbewahrt hatte; sie hatte die Zeitung aber nie gelesen, ich übrigens auch nicht. So wußte sie nicht, was er an der Zeitung zu tun gehabt und mit wem er Umgang hatte. Obwohl er ihr zugetan gewesen sein soll, ist er für sie ein völlig Fremder geblieben, den sie nur selten bemerkt hat und nur bei besonderen Gelegenheiten, so zum Beispiel als ihre Geschwister der Reihe nach innerhalb einer Woche an der Cholera starben. An diese Woche erinnerte sich die Mutter und auch an den Großvater, der zu Hause geblieben war. Sonst wird er die Abende mit Freunden verbracht haben. Es wurde davon gesprochen, daß er sich auf der Sternwarte der Universität, in der Freizeit mit Astronomie beschäftigte, eine Wissenschaft, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch als Scharlatanerie angesehen wurde. Auf meine neugierigen Fragen nach dem Großvater – ich habe ihn nie gesehen, er lebte schon

damals nicht mehr – hat mir die Mutter keine klaren Antworten geben können, nur daß er sehr eigenartig gewesen sei, sich auch nicht darum gekümmert habe, daß die Kinder lesen und schreiben lernten; die Mutter hat es selbst erst sehr viel später in der Uhrmacherwerkstatt des Vaters nachgeholt.
Dieser eigenartige Herr hat niemals die Eltern in Neiße besucht. Mit seiner Ablehnung auch gegen meinen Vater, dem er es übelnahm, daß dieser sich eine Existenz als Uhrmacher gerade in Neiße zu gründen suchte, hat er die ersten an sich schon schwierigen Ehejahre meiner Eltern sehr belastet. Die Mutter, die Putzmacherin gelernt hatte in einer Stadt, die sich zur Großstadt zu entfalten begann, haßte Neiße sicherlich ebensosehr wie der Großvater. Sie ist oft, konnte ich noch hören, wochenlang nicht auf die Straße gegangen. Sie haßte dabei mehr noch als die Soldaten die Bauern, und die Bauern waren in der Hauptsache die Kunden des Vaters. In den späteren Jahren hatte die Mutter sich eher daran gewöhnt. Sie hat im Geschäft mitgearbeitet, die Wanduhren repariert und den dort in Jahren angesammelten Dreck weggeschabt; nach dem Abendessen durfte ich mithelfen, bis es Zeit war, schlafen zu gehen.
Der Großvater hingegen lebte seinen Erinnerungen aus dem Revolutionsjahr 1848: Ein Rock – der eine Schoß war vom Säbelstich eines Königshusaren durchbohrt – hing am Ehrenplatz in der Breslauer Wohnung im Wohnzimmer an der Wand über dem Kanapee, darüber war eine Studentenmütze genagelt und darunter zwei Rapiere über Kreuz! Von anderer Seite in der Verwandtschaft habe ich erfahren, daß der Großvater damals auf dem Schloßplatz in Berlin festgenommen und später von der Universität relegiert wurde. Er pflegte in Breslau auf die andere Seite der Straße hinüberzuwechseln, wenn ihm auf seiner Seite eine Militärperson entgegenkam – in Neiße hätte er sich das nicht leisten können, weil unter vier ihm Entgegenkommenden drei Soldaten gewesen wären.
Trotzdem sollte ihm im Leben noch eine große Genugtuung widerfahren. Wahrscheinlich war er seiner eigenen Familie entfremdet. Sie war preußischer Militäradel seit Generationen, Brüder und Vettern sind Offiziere gewesen. Und eines Tages ging die alarmierende Nachricht in die Öffentlichkeit des neuen Deutschen Reiches, daß ein Hauptmann v. Döring, Komman-

dierender der Schloßwache in Berlin, ein Attentat auf Kaiser Wilhelm I. versucht habe, indem er mit dem gezogenen Degen in der Hand Seiner Majestät den Weg verlegt ... entwaffnet und in ein Irrenhaus gesteckt werden konnte ... in der Geschichte der erste Attentatsversuch gegen einen preußischen König und Kaiser, der Bruder meines Großvaters! Ich bin sehr stolz darauf gewesen.

Zwischen der Militärstadt, deren ziviles Wohnzentrum ein selbständiger Stadtteil, die Friedrichstadt, war und dem eigentlichen Neiße bestand keine wie immer geartete Verbindung. Die Bürger, das sind die Handwerker, die Kaufleute und die ständig ansteigende Zahl der Rentner aus dem oberschlesischen Industrierevier, die ihre Pension in dem außerhalb der deutsch-polnischen Schulstreitigkeiten gebliebenen Neiße zu verzehren gewillt waren, unterhielten keinen gesellschaftlichen Verkehr zur Friedrichstadt. Dieser Abstand blieb bestehen, weil Neiße von den Gründerjahren nach dem deutsch-französischen Krieg von 70/71 nicht berührt wurde. Die Industrie hatte sich um die Kohlengruben im östlichen Oberschlesien konzentriert.

Die ständige Ausdehnung der militärischen Verwaltung und die zugleich auch enger werdende Bindung zur zivil-staatlichen Administration hatte eine Zwischenschicht entstehen lassen von durchaus selbständigem Charakter: die Beamtenschaft. Sie lebte in einer Art Ghetto, Neubauhäuser längs der Neiße und im südlichen Neustadt-Viertel. Dort setzte die allmähliche Verschmelzung der Schichten ein, vorerst zwischen der zugewanderten zivilen und der militärischen Beamtenschaft. Dem rapiden Ausbau des oberschlesischen Industriereviers waren größere Beamtenkolonien im Wege. So wurden höhere Verwaltungsstellen, Steuer- und Grundstücksämter, besonders die Justiz, nach Neiße abgeschoben. Sie bildeten noch zur Zeit meiner Kindheit gesellschaftlich einen Fremdkörper.

Der preußische höhere Beamte war überwiegend lutherisch. Im katholischen Neiße kam dies einem Verbrechen gleich. Solche Beamtenfamilien wurden behandelt wie Aussätzige. Wir durften als Kinder nicht mit den Kindern dieser Familien spielen.

Die Verbindung mit der Militärkaste vollzog sich langsam genug. Die Militärbeamten, obwohl meist im Offiziersrang, wurden von den aktiven Militärs nicht für voll genommen und über die Achsel angesehen; es bestand kaum ein gesellschaftlicher

Verkehr. Das schweißte die beiden Beamtenschichten beinahe automatisch zusammen, und es bildete sich allmählich aus dieser Zwischenschicht eine neue Kaste, zu der schließlich auch die jüngeren Militärs gesellschaftlich geladen wurden, die Offiziersanwärter, die sogenannten Avantageurs, die Kadetten der Kriegsakademie und die jungen Lieutenants, soweit sie aus bürgerlichem Hause stammten. Die so entstehende Tendenz zur Auflockerung, zufällig wie sie entstanden sein mag, gab dem gesellschaftlichen Leben in Neiße nach außen hin das Gepräge. Die einzelnen Kasten hatten das Bedürfnis, sich zu beweisen, nach außen hin sich sichtbarer zu machen, als dies vielleicht sonst notwendig gewesen wäre, es entstand beinahe so etwas wie eine gegenseitige Konkurrenz, besonders auf dem Gebiet kultureller Ansprüche und Veranstaltungen. Ich komme sogleich darauf zurück.

Es ist notwendig, diese Bewegung in der Verschiebung der Schichten hier aufzuzeigen, weil sie besonders typisch ist für das Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg. Sie wird meist zu Unrecht von den Geschichtsschreibern übergangen, die in dem gröberen und billiger zu erklärenden Gegensatz zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft steckenbleiben. Den dünnen Zwischenschichten zwischen den Kasten und noch mehr der sich überaus zaghaft entwickelnden neuen Kaste innerhalb der Industriearbeiterschaft in einigen Teilen Deutschlands (die katholischen Arbeitervereine in Oberschlesien ausgenommen) fehlte jede innere Bindung und Tradition. Sie war daher auch unfähig, die kommende soziale Entwicklung, deren Gegensätze sich erst nach dem Kriege schärfer abzeichneten, vorauszusehen oder zu verstehen, noch weniger zu meistern. Neiße war hierin typisch auch für das übrige Preußen, Deutschland zu sagen, wäre eine Übertreibung: Bayern oder Sachsen waren uns so nah oder so fern wie Frankreich oder Spanien, wir lernten nur die Hauptstädte in der Klippschule.

Die Kasten, für sich allein gesehen, sind keine ursprünglichen sozialen Gegensätze gewesen, auch wenn sie eine in sich abgegrenzte andere Lebensform und eine andere Lebenserwartung hatten. Als nach dem Kriege in den ersten Revolutionsjahren die Kastentrennung beseitigt schien – der bereits ein Jahrzehnt früher ausgetragene Kampf gegen das Drei-Klassen-Wahlrecht in Preußen ist im wesentlichen von den bürgerlichen

Schichten gewonnen worden, den kleinen Kaufleuten und Handwerkern – hatten die Arbeiter in Wirklichkeit keine anderen sozialen Forderungen, als sich satt zu essen; das hatten sie aber auch schon früher getan.
Die Arbeiter, sofern sie als Klasse angesprochen werden, sind gegen jede soziale Entwicklung. Das erklärt das völlige Versagen in den Revolutionsjahren. Die Arbeiterschicht beginnt sich bereits als Kaste abzugrenzen in der Gewerkschaftsbewegung, die in den westlichen Ländern und Amerika dabei ist, die gesellschaftliche Struktur zu bestimmen nach Beruf, Vordermann und Führungsanspruch, nach dem Bargeld, was jeder aus der Gesellschaft herauspressen kann, und der Lohntüte.
In Neiße gab es keine Arbeiter. Ich hätte das alles sonst schon früher erkannt und mir die Illusionen, die Verbitterung und den Leerlauf eines langen Lebens sparen können. Aber in Neiße hat es angefangen ...
Aus der allgemeinen Unsicherheit in der Festlegung gesellschaftlichen Ansehens und der Stellung innerhalb der Zwischenschichten entstand ein Drang nach Auflockerung, der eine größere kulturelle Aufgeschlossenheit zur Folge hatte. Kultur wäre danach gleichzusetzen mit der Unsicherheit, mit Angst und Unwissen – wie es wohl auch allenthalben in der Geschichte gewesen ist. Letzten Endes kreist die Frage um den Sinn des Lebens und bleibt unbeantwortet; am Rande aber spielt man bereits mit der Frage nach dem Woher und Wohin, der Frage nach dem Warum und Wozu, natürlich noch in der engen Erwartung persönlichen Wohlergehens. Jeder hat einen Teil der Antwort, jeder weiß etwas, und jeder will zu Worte kommen.
Die Entwicklung in Neiße, in die ich hineingewachsen bin, zeigt dies deutlich. Es tat sich kein Widerstand auf, kein Muckertum, was man in einer solch streng katholischen Stadt hätte erwarten können. Zwar gab es keine von oben gesteuerte Ermunterung und keine Snobs, die für irgendwelche kulturellen Ziele etwa Geld geopfert hätten, aber es war eine wohlwollende echte Duldung vorhanden. Trotz der im Verhältnis geringen Bevölkerungszahl besaß Neiße ein das ganze Jahr über spielendes Stadttheater, mit je einer eingeschobenen Saison für Oper und Operette. Es gab künstlerisch geschulte Kirchenchöre, Symphoniekonzerte in einer Sommerreihe und im Winter, und einen

ständigen Zustrom von Künstlern und Vortragenden, die in der üblichen Tournée-Route Wien–Breslau–Berlin auch in Neiße zwischengebucht wurden.
Die großen politischen Ereignisse dieser Jahre sind in Neiße kaum beachtet worden. Die Leute vertraten dabei anscheinend die ganz vernünftige Ansicht, daß es auf sie und ihre Meinung sowieso nicht angekommen wäre: Der Burenkrieg und der spanisch-amerikanische Krieg, eine Anzahl Balkan-Kriege, die Eskapaden Kaiser Wilhelms und die Flottenparaden, der Boxeraufstand in China ... das deutsche Expeditionskorps wurde in Neiße zusammengestellt und ist hier auch wieder demobilisiert worden. Das hatte zur Folge, daß Neiße mit chinesischen Kunstschätzen überschwemmt wurde. Kunsthändler aus allen Teilen Deutschlands erschienen in Neiße, um noch etwas von der Beute zu erwischen und für billiges Geld einen goldenen Buddha gegen eine silberne Taschenuhr einzutauschen.
Von diesen Begebnissen blieb wenig in Neiße haften.
Weit mehr, daß ein deutschstämmiger Zentrumspfarrer in Gleiwitz den polnischen Abgeordneten Korfanty, der im preußischen Abgeordnetenhaus für den Anschluß Oberschlesiens an Polen sich ausgesprochen hatte, kirchlich getraut hat. Daß bei einer Übung der Pioniere beim Brückenbau über die Neiße ein Dutzend Soldaten ertrunken sind und die Neißer Zeitung den Hauptmann daraufhin einen Soldatenschinder genannt hat, was ebenfalls im Abgeordnetenhaus zur Sprache gekommen ist; der verantwortliche Redakteur wurde zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt. Das war sehr aufregend, denn der Redakteur war ein enger Freund meines Vaters und täglich bei uns im Uhrmacherladen anzutreffen.
Widerstand gegen den Impfzwang und die nachfolgenden Polizeistrafen gegen die Eltern, der Aufmarsch der Naturheilbewegung, Prießnitz auf der einen Seite, Pfarrer Kneipp mit seinen Anhängern auf der andern, der Bau eines offenen Schwimmbades in der Neiße gegen das Verbot des Stadtmagistrats, der Nietzsche-Kult ... mein Vater war mit einem Freunde, dem schlesischen Dichter Philo vom Walde, der zugleich mein Klassenlehrer war, nach Weimar gepilgert und hat dort Nietzsche in einem Zimmer am Tisch sitzend sehen können, wie der Vater später erzählte, durch eine breite Glastür von einer Vorhalle aus, nachdem ein Diener das Trinkgeld ein-

kassiert hatte. Die Botschaft des neuen Dramas: Ibsen, Strindberg, Gerhart Hauptmann und der Dichterkreis um Stefan George – wir diskutierten darüber schon als Sekundaner in der Deutsch-Klasse.

Daran hatte einen großen Anteil die Neißer Judenschaft. Eine neutrale, aber sehr solide Brücke zwischen den Kasten, allerdings auch nur eine Kaste für sich. Die Neißer Juden waren Inhaber der großen Warengeschäfte am Ring und repräsentierten für die Stadt das, was man Respektabilität nennt. Sie beeinflußten den Spielplan des Theaters und das Engagement der Akteure, vom Theaterdirektor bis zum kleinsten Schauspieler, garantierten den Kartenvorverkauf für die durchreisenden Künstler und hielten Berliner Zeitungen und führende Zeitschriften im Abonnement. Ich weiß von diesen Familien selbst wenig. Es galt als eine große Ehre, mit ihnen in Verbindung zu stehen, und zwar unterschiedslos für alle drei Kasten. Ich weiß nur von den Söhnen, die studiert und sich in Neiße niedergelassen hatten, Ärzte, Rechtsanwälte oder Apotheker. Ich kannte wiederum nur deren Söhne, die in der gleichen Altersklasse zu den wenigen Freunden gehörten, die ich in Neiße besaß.

Aus der Struktur der Bevölkerungsschichten und ihrer wirtschaftlichen Aufteilung hätte man für die Stadt auf eine gleichmäßige und ruhige Entwicklung zu einem bescheidenen Wohlstand schließen müssen. Das Gegenteil war der Fall. Die Offiziere machten Schulden, die Kriegsschüler, die nicht zurückstehen durften, die höheren Beamten und jedermann, der es seinem gesellschaftlichen Ruf schuldig zu sein glaubte. Diesen Leuten war es unter ihrer Würde, für Waren und Dienste bar zu zahlen. Und: eine Rechnung ins Haus zu schicken, war eine Beleidigung, die den sofortigen Verlust der Kundschaft zur Folge hatte. So gerieten auch die Erstlieferanten in Schulden, die Kaufleute, Delikatessenhändler und Gastwirte, die Schneider und Schuster, Klempner und Tischler, die ihrerseits ihre Lieferanten nicht bezahlen konnten. Nach einiger Zeit, oft nach Monaten, wenn der persönliche Kredit ausgeschöpft war für die Großlieferanten, mußten Rechnungen und Schuldscheine in Bewegung gebracht werden; sie wurden in Wechsel umgesetzt. Das war für den Erstschuldner die letzte Warnung und meist zugleich auch das Ende. Wer die Möglichkeit hatte –

die höheren Offiziere, die Senatspräsidenten und sonstige Beamte mit freier Disposition – ließ sich versetzen. In einer neuen Umgebung konnte etwa auf die zukünftige Erbschaft der Ehefrau eine Anleihe aufgenommen werden, die inzwischen lawinenmäßig angestiegene Wechselzinsen soweit deckte, daß Gerichtsverfahren vermieden wurden. Davon hatte aber der Zweitschuldner nichts. Er saß mit gleich hohen Beträgen belastet in Neiße und ging schließlich pleite. Dem jüngeren Offizier, der vielleicht zunächst unter dem Druck der Gerichtsklage Unterschriften gefälscht hatte, blieb nichts übrig, als den bunten Rock auszuziehen oder sich eine Kugel in den Kopf zu schießen. Das geschah nicht selten und wurde sorgsam vertuscht.

Weit entfernt von dem allgemeinen Wohlstand, den die Geschichtsschreiber den Gesellschaftsschichten in Preußen zuzuschreiben pflegen, war das Charakteristische: der faule Geruch des Verfalls, Verwesung und Korruption. Ein Intendanturrat, dessen Tochter ich von fern verehrte, sprang aus einem dieser Neubauhäuser aus dem dritten Stock auf die Straße ... meine Mutter hätte gern gesehen, wenn ich das Mädchen geheiratet hätte, sofern ich angesehen genug geworden wäre.

Geldverleiher waren sehr zahlreich; das waren die Leute, die sich auf die Wechselmanipulationen verstanden, fast ausschließlich zugewanderte Rentner aus dem Industrierevier, pensionierte Eisenbahner und Obersteiger, die gekommen waren, sich zur Ruhe zu setzen. Der Schaden, den diese Leute angerichtet haben, muß außerordentlich gewesen sein. Obwohl im Uhrmacherladen des Vaters Abend für Abend davon gesprochen wurde, ist mir das meiste nur sehr oberflächlich in Erinnerung geblieben. Damals war der Vater schon dabei, die Uhrmacherei aufzugeben und mit Gleichgesinnten eine Handwerker- und Hausbesitzer-Genossenschaft zu gründen, in deren Vorstand er später berufen wurde. Ich schrieb, noch in der Prima des Realgymnasiums, nach den Angaben des Vaters eine Broschüre über die zu ergreifenden Maßnahmen im Kampf gegen das Borgunwesen im Handwerk, die in der Schriftenreihe der gewerblichen Genossenschaftsbewegung München-Gladbach erschien. Heute weiß ich nicht mehr, was da im einzelnen angeregt worden ist.

Es war noch eine andere Gruppe von Geldverleihern vorhanden, aus dem Handwerkerstand selbst hervorgegangen, aus

demjenigen Teil, der noch den „goldenen Boden" hatte, Fleischer und Bäcker, die sich nach wenigen Geschäftsjahren zur Ruhe setzen konnten, zum überwiegenden Teil vom Lande nach der Stadt eingewandert. Sie verborgten Geld aufs Land, an die Bauern. Das Ende war, daß der Bauer alles verlor, Haus und Hof. Solche Leute wurden „Güterschlächter" genannt. Sie schlachteten aber nicht die Güter, sondern die kleinen Bauernanwesen, die dann zu Gütern zusammengefaßt und an Grundstücksmakler im Industrieviertel verkauft wurden, vorerst für landwirtschaftliche Nutzung, in Wirklichkeit aber als stille Reserve für eine spätere Ausdehnung der Zubehörindustrie. Der erste Weltkrieg hat diese Entwicklung unterbrochen.
Mein Großvater väterlicherseits war einem solchen Güterschlächter in die Hände gefallen. Bauer in Seiffersdorf, vielleicht fünfzig Kilometer von Neiße, aber zur nächsten Kreisstadt Grottkau gehörig, mit etwa sechzig Morgen Acker. Als Schulze im Dorf hatte er seinem Nachbar einen Gefälligkeitswechsel unterschrieben. Später zur Schuldenzahlung mit herangezogen, ließ er sich auf Hypothekeneintragung und ähnliches nicht ein, was ihn bis ans Ende des Lebens in Schulden gehalten hätte. Lieber ließ er Hof und Haus versteigern, verlor sein Schulzenamt und ging als Arbeiter in die im Dorf ansässige Zuckerfabrik. Ich bin als Kind mehrmals dort gewesen zu Besuch. Er war mit der Großmutter eingemietet bei einem Häusler und betreute die Bewässerungsrinnen für die Wiesen der Fabrik. Von seinen beiden Söhnen hätte er keine Unterstützung angenommen. Eine Tochter war an den Schlächter im Dorf verheiratet, ein halb Dutzend Enkelkinder; ich wurde bei der Tante untergebracht und mitbetreut. Mit dem Onkel fuhr ich dann über Land Kälber einkaufen.
Ich erinnere mich an den Großvater, der im Dorf der „polnische Josef" genannt wurde und damals schon über siebzig Jahre alt war, besonders deswegen, weil er einmal im Jahr zu Ostern nach Neiße kam. Wahrscheinlich einem Gelübde folgend, kam er den langen Weg, nachdem er am Abend des Karfreitags in Seiffersdorf aufgebrochen war, oft noch bei Schnee und Eis barfuß nach Neiße, die Stiefel über den Rücken gehängt. Ich war mit meiner Schwester am Eingang der Bechauer Chaussee nach der Stadt aufgestellt, wo wir ihn erwarteten. Er traf in den frühen Nachmittagsstunden des Samstags ein

und wurde von uns nach Hause gebracht, wo sich dann die Familie feierlich zum Essen versammelte.
Er beachtete meine Mutter überhaupt nicht, die Mutter kam auch niemals nach Seiffersdorf. Mit dem Vater sprach er gerade das Notwendigste, sonst blieb er einsilbig und abweisend. Warum er nach Neiße kam und den Vater besuchte, weiß ich nicht – wahrscheinlich ist er mit der Uhrmacherei nicht einverstanden gewesen. Wie ich so hörte, sollten die Söhne Lehrer werden; wenigstens einer, aber dazu reichte das Geld nicht mehr. Der Großvater blieb die Tage über im Haus. Er ging nicht auf die Straße und auch nicht in die Kirche.
Er blieb in einem Winkel sitzen und sah meist starr vor sich hin, ein großer starkknochiger Mann, die schwere Joppe bis zum Hals zugeknöpft. So wird er auf der Wiese gestanden sein, das Wasser fließt über die Rinne. Wie das Wasser, so verrinnt die Zeit, die Hoffnungen und Erwartungen eines Lebens. Das Wasser tropft auch auf die gelben Sumpfdotterblumen und vereinzelte Vergißmeinnicht. Gedanken wird er sich darüber nicht gemacht haben.
Trotz alledem – ich bin in der Welt herumgekommen und könnte eine Reihe von Städten aufzählen, für die es sich verlohnen würde, Erinnerungen zu bewahren an Landschaft und Leute und einige Besonderheiten; im Grunde ... Neiße gehört nicht zu diesen Städten. Enge Straßen, die konzentrisch zu einem Marktplatz laufen, dem Ring, Promenaden schon mehr an der Außenseite, ein Damm längs des Neiße-Flusses zwischen den beiden Brücken, die Kette der Sudetenberge bei klarer Sicht und nach Osten und Westen hin Flachland, Wiesen und Äcker. Vorgeschoben der Soldatenstadt nach dem Flachland hin ein Netz von Festungswällen, Wallgräben und Redouten, für Spaziergänger freigegeben, aber nicht zum Spielen für die Kinder – dort blühen im März in großen Büschen die weißen und blauen Veilchen und vorher noch die Schneeglöckchen. Dammwege, die in der Richtung zum Flußwehr, Übungsplatz für das Pionier-Bataillon, in eine Art Stadtwald gelangen. Die Biele, die hier in die Neiße mündet, fließt in mehreren Armen durch das Stadtwäldchen und kanalisiert eine Wiese, auf der im Winter Schlittschuh gelaufen wird.
Es gibt in dieser Landschaft nichts besonders Erinnernswertes ... außer einer der mit Kiefern bewachsenen Anhöhen im äußeren

Festungsgürtel. Der Kieferduft an heißen Sonnentagen, das Gras und die Feldblumen, kleine blaue Falter und Grashüpfer und die Ameisen im Teppich der Kiefernadeln vom Sommer vorher. Ich brachte dorthin das weiße Kaninchen, das ich die Schulferien über behalten durfte. Sobald die Ferien zu Ende waren, wurde das Kaninchen wieder weggegeben.

In Neiße hat es angefangen

Die Erinnerung ist das, was sich abgesetzt und bereits eingefressen hat, die ganzen Jahre über mitgewachsen und eingekerbt, Jahresringe. Vergangenheit allein verliert an Interesse, zumal es sich nicht vermeiden läßt, daß sie zumeist irreführend akzentuiert wird. Das zeigt sich in besonders eindringlicher Form in der Geschichte der Menschen als einer der bekannteren Lebensstufen unter tausend ähnlichen Entwicklungsphasen. Jeder weiß, wie verwirrend das sein kann, denn der Mensch steht nicht an der Spitze der Lebewesen.
Was zählt, ist das, was – wenngleich noch so entfernt – Gegenwart geblieben ist. Was sich in eine neue Gegenwart zurückrufen läßt, bunter und ständigem Wechsel unterworfen. Das was mißverstanden worden ist oder überhaupt nicht verstanden. Das was so weh getan hat und jetzt plötzlich explodiert in einer Hochspannung von Glück. Eine neue Gegenwart, tiefer verwurzelt in der Vorstellungswelt alles Lebenden, die in unser Dasein hinein die Zukunft spiegelt.
Ich meine diese Gegenwart, die ich vielleicht zurückzurufen in der Lage bin.
Es wird noch im ersten Lebensjahr gewesen sein, in dem schmalen Frontzimmer mit dem einen Fenster, allgemein Berliner Zimmer genannt. Längs der rechten Wand war die Krippe aufgestellt, das schmale Bett, das vielleicht schon etwas größer gewesen sein mag als die Krippe, und an der gegenüberliegenden Wand über dem Sofa mit dem Tisch davor, an dem in den späteren Jahren die Mahlzeiten eingenommen wurden ... an dieser Wand hing das Bild, das eine Landschaft darstellen sollte, sicherlich ein billiger Kunstdruck. Dieses Bild hat sich mir tief eingeprägt. Die Farben, die Umrisse, die Figuren ... sind schärfer geworden, von Jahr zu Jahr, leuchtender und

zwingender. Es wäre vergeblich, dem entfliehen zu wollen oder zu vergessen; die neue Gegenwart holt den Zögernden ein.
Ich weiß heute, wenn ich noch einmal das Bild im Glanz der Breite und Tiefenperspektive ganz in mich aufnehmen werde, so wird dies bei vollem Bewußtsein der letzte Anblick meines Lebens sein. Ich gestehe, daß ich einer solchen Möglichkeit oft genug ausgewichen bin. Ich hätte diese Landschaft sehen können in den Fjorden im nördlichen Norwegen, an der italienischen und französischen Riviera, auch bei Loctudy in der Bretagne, besonders aber an den oberitalienischen Seen und im Tessin ... eine Landzunge, die sich in eine Bucht vorschiebt, der breite Horizont als Hintergrund, See im Rückspiegel des Lichts, die Sonne wird hinter den Bergen stehen. Schon mehr nach dem Vordergrund zu Tupfen von weißen Wolken im Blau.
Von der Landzunge steigt nach rechts ein Weg auf zu einer Anhöhe, anschließend eine Welle von Hügeln, die Bucht abzuschließen. Oben wird der Weg weitergehen, an einer Reihe von kleinen Häusern entlang, ausgerichtet in Linie, die Fronten weiß, die Dächer flach mit rotem und blauem Rand.
Es wird an einem Feiertag gewesen sein, an einem Sonntagvormittag, frischer Glanz ist noch ringsum. Aus einem Einschnitt hinter der Landzunge ist ein langes Boot in die Bucht hinausgefahren. Man sieht, wie es eben die Spitze der Landzunge umfahren hat und jetzt in der freien See aufzukreuzen beginnt. Geputzte Menschen sitzen in dem Boot, stehen und schwenken die Hüte und Tücher. Es ist Musik im Boot, Geigen – Guitarren – Blasinstrumente, man sieht das nicht, ich erinnere mich nicht ... aber sie singen, die Gäste, die Ausflügler; das weiß ich.
Es wäre gar nicht nötig gewesen, daß ich die längste Zeit Umwege gemacht habe, diese Landschaft zu meiden, oder wenn ich schon davor gestanden bin, die Augen fest zu schließen. Das sind die Mißverständnisse. Das Bild ist längst nach innen geschlagen, Teil einer Lebensfunktion, die nicht einmal mehr besonders interessiert. Ich muß sowieso damit fertig werden, wenn es so weit sein wird. Es liegt mir außerdem nicht. Ich liebe die Leere und die Weite, wo man nicht mehr über die Menschen, sondern über Dämonen stolpern wird. Ich liebe die Wüste, die Dürre, das Aufbäumen vor dem letzten Atemzug,

die Revolte in der Wurzel, deren Stauden und Blätter oben bereits abgestorben sind. Und ich liebe die großen tiefen Wälder, in deren Dunkel ich mich verlieren will.
Mit dem Bild eng verbunden ist der große Mann, der sich über das Bett beugt und zu mir gesprochen hat. Ich sehe noch den Helm und den Flitter des Waffenrocks. Das ist der Mann, der bei den Eltern gewohnt hat und den ich Onkel genannt habe. Er ist damals zu einer der gelegentlichen Reserveübungen eingezogen gewesen; später habe ich ihn niemals mehr in Uniform gesehen. Damals muß eine Katastrophe eingetreten sein, so gingen jedenfalls später vage Gerüchte innerhalb der Verwandtschaft; die Eltern hätten sowieso nicht zu mir darüber gesprochen. Der Onkel hatte seine Berufsaussichten verloren und blieb in einer untergeordneten Stellung beim Landratsamt – so habe ich ihn kennengelernt. In dieser ersten Erinnerung hat mich die Uniform keineswegs erschreckt, und der Helm ... der hatte etwas Leuchtendes um sich.
In welcher Verbindung der Onkel zu den Eltern stand, habe ich nicht erfahren und auch niemals danach gefragt. Es herrschte da eine Atmosphäre, die dergleichen einfach von selbst verbot. Es müssen gemeinsame Interessen gewesen sein, die den Onkel mit den Eltern, vor allem mit dem Vater verbanden; er schien studiert zu haben, war sehr musikalisch, mit einer ausgebildeten Tenorstimme und hatte sehr weitgehende allgemeine philosophische und selbst politische Ansichten, die den Vater interessiert hatten. Zu meiner Zeit bestand zwischen ihm und dem Vater keine Verbindung mehr. Ich könnte beinahe sagen, daß die beiden überhaupt nicht miteinander gesprochen haben. Mit der Mutter nur insoweit, daß beide sich über die wöchentlichen Abrechnungen für den Haushalt zu unterhalten pflegten und dabei auch zumeist über irgendwelche Sonderzuschüsse, die immer scheint's gebilligt worden sind; Streit darüber gab es nie.
Der Onkel wohnte im Oberstock des Hauses. Später hatten meine Schwester und ich dort auch ein Zimmer. In dem Berliner Zimmer, an das ich mich so deutlich erinnere, saß ich mit dem Onkel zum Mittagessen allein, meist eine Stunde später als die übrigen; ich kam zur gleichen Zeit aus der Schule wie der Onkel aus dem Büro.
Abends wurde es nicht mehr so genau genommen. Der Onkel

kam sowieso später zu Tisch, weil er meist über die Zeit mit Freunden Billard spielte. Der Vater war schon wieder unten in der Werkstatt. Der Onkel half mir dann später bei den Schularbeiten und hörte ab, was ich etwa auswendig zu lernen hatte. Zu dieser Zeit war er nicht viel mehr, als was man einen möblierten Herrn zu nennen pflegte, mit Familienanschluß. Ich bin nicht neugierig gewesen, aber ich muß die ganzen Jahre eine Unterströmung gefühlt haben, die dem widersprochen hat. Es gehört zu den entscheidenden Phasen dieser Kindheitsjahre, daß ich in ständiger Angst war, der Onkel könnte sich mit den Eltern entzweien; es wäre eine unausdenkbare Katastrophe gewesen. –

Ich möchte das noch klarer ausdrücken: Ich bin völlig von dem Onkel abhängig gewesen, in allen meinen tastenden Bemühungen, in die Umwelt hineinzuwachsen, in den ersten Regungen, mich auf eigene Füße zu stellen. Übertreibung zu sagen, ich hätte ihn geliebt als Fünfjähriger, als Zehnjähriger, wie einen Vater, einen Bruder oder einen Onkel. Es war trotzdem mehr – er war meine Zuflucht, mein Schutz, mein Halt ... so zu sprechen, obwohl ich nie gezwungen gewesen bin, diesen Schutz in Anspruch zu nehmen. Ich wuchs auf mit dem Onkel, bei dem Onkel und durch den Onkel, keineswegs etwa im Gegensatz zu den Eltern, obwohl mir das niemand glauben wird; aber es war eben so. Ich hätte nicht dies oder jenes tun können, was die Eltern verboten hatten und was der Onkel sicherlich geduldet hätte – er griff niemals in solche Entwicklungsschwankungen eines Kindes ein. Ich konnte zu ihm laufen, ich konnte ihn um etwas bitten – was ich selten genug getan habe –, Geld für Kuchenabfälle, Bruchschokolade, selbst für eine Schachtel Bleisoldaten oder gar ein Buch konnte ich mir anderweitig beschaffen, im schlimmsten Falle bei dringendem Notstand habe ich es aus der Ladenkasse genommen.

Ich zitterte für den Onkel, wenn er, was später öfter vorkam, abends überhaupt nicht zum Essen erschien, weil dann die Mutter ihm Vorwürfe machte.

Und bei alledem haben wir eigentlich wenig gesprochen, der Onkel und ich, keine Belehrungen, keine Erzählungen von seinen vielen Reisen, nichts, was eine direkte persönliche Verbindung geschaffen hätte, an die man sich klammern kann,

wenn sie für die Dauer gegenwärtig bleibt, wie etwa die Beziehung zum Vater.
Ich bin sehr oft mit dem Onkel sonntags ins Gebirge gefahren. Wir sind gelaufen und gestiegen und gewandert; gesprochen wurde nicht viel, aber es ist großartig gewesen. Später nahm er meist auf seinen Fahrten die Freunde, mit denen er im Stadtcafé Billard zu spielen pflegte, mit. Ich war nur noch selten dabei; ich kannte die Leute nicht; ich mochte sie auch nicht. Auf einer dieser Fahrten ist der Onkel dann verunglückt. In eine Lawine geraten, Rippen gebrochen und innere Verletzungen; die Begleiter wurden als Tote geborgen. Für einige Tage war das sehr aufregend. Schließlich verlor ich aber jedes Interesse, scheint's – die Zeit geht weiter, immer geht die Zeit weiter.
Einige Monate später ist der Onkel gestorben, in einem Sanatorium in Zuckmantel, im Österreichischen, mit dem Fahrrad eine gute Stunde von Neiße. Ich habe ihn dort einmal besucht, Routine – ich denke, meine Eltern werden mich geschickt haben. Vom Krankenzimmer sah man durch ein breites Fenster auf die Berge – die Koppen des Altvater-Gebirges zum Greifen nahe. Der Onkel konnte das vom Bett aus sehen. Ich stand die ganze Zeit am Fenster ... dorthin werde ich gehen, immerzu und ein ganzes Leben lang wandern, die Bergwege hinauf und hinunter. An den bevorstehenden Tod des Kranken, den zu besuchen ich gekommen war, habe ich dabei weniger gedacht. Es ist der Onkel, der mich auf den Weg bringen wird. Wir gehen zusammen, ich werde folgen mit kürzeren und schnellen Schritten, dem weitausholend Voranschreitenden, wie es eben immer so gewesen ist. Ich bin in diesem Krankenzimmer sehr traurig gewesen, aber nicht eigentlich unglücklich.
Später, solange ich noch in Neiße die Schule besuchte, fuhr ich die Ferien über in die Berge, allein und ohne bestimmtes Ziel, die große Kammwanderung bis ins Riesengebirge und in die Lausitzer Berge. Entfernungen haben mir nichts ausgemacht. Ich habe die Herbergen gemieden und den verlassenen Unterstand eines Grenzwächters vorgezogen, um die Nacht dort zu verbringen. Oft habe ich einfach vergessen, in die Gebirgsbauden einzukehren, Milch und Brot zu kaufen. Ich habe von Beeren gelebt und Tannennadeln gekaut und bin einige Male erschöpft am Wegrande liegengeblieben, dann aufgegriffen

worden und zur nächsten Hütte geschleppt. Ich hätte das alles nicht erklären können, denn ich hatte Geld genug, wie es sich gehört, in den Herbergen zu übernachten und mich satt zu essen. Ich habe kaum darüber nachgedacht, keine Probleme gewälzt, keine Phantasieschlösser gebaut. Um die Heinzelmännchen habe ich mich nicht gekümmert und bin sicherlich an den Feen des Waldes achtlos vorübergegangen. Ich bin allein mit mir gewesen, ich hätte nichts zu sagen gehabt, und niemand hat mit mir gesprochen. Es war herrlich. Es war eine gute Zeit, war es die beste meines Lebens? ... besonders, wenn oben auf dem Kamm die Nebelschwaden mich eingeholt hatten. So wird es noch einmal sein. So wird es dann sein ... der Onkel ist vergessen, und ich weiß noch kaum etwas von ihm. Aber damals ist er mit mir gewandert, ich weiß das jetzt, und ich weiß auch, daß er wieder bei mir sein wird, in der Nähe, wenn die Zeit reif ist.

Ich habe keine derart gleichbleibende Erinnerungen an die Eltern zurückbehalten, zwar eine Fülle von Einzelheiten, manche davon schwerwiegend genug, daß es mir manchmal den Atem verschlägt, aber in Wirklichkeit lösen sie sich wieder auf. Ich habe die Eltern nicht verstanden.

Im Verhältnis zu heranwachsenden Kindern wirkt sich das verschieden aus. Meine um zehn Jahre ältere Schwester, die im gleichen Jahr wie der Onkel einige Monate später gestorben ist, hat es erfahren müssen. Ich war damals schon erwachsen genug für eine allerdings noch reichlich unbeteiligte Beobachtung.

Für die Eltern ist das Kind Teil der Familie, es gehört zum lebensumspannenden Haushalt, ein Stück, das man hier und da hinstellen kann und entsprechend dirigieren, worunter man zum größten Teil die Erziehung versteht; selbstverständlich nur zum Besten, zum Schutz des Kindes, zur besseren Vorbereitung für das spätere Leben. Ich sage das hier durchaus ohne jede Spitze und ohne jede Spur von Ironie. Daß ein Kind darunter leidet, daß es ständig gefoltert und bis in die Wurzeln der Lebensentfaltung getroffen und gestört wird, und daß schließlich das Kind in der Schwäche, die dem Unverstandensein folgt, in der Kälte und Verlogenheit der gesellschaftlichen Bindungen ringsum und in der Not der Verzweiflung, nicht länger selbst zu sein, in den Schoß der Familie flieht, den Kopf wieder an die Brust der Mutter legt ... daß es sich ein Leben lang dann für

die Schwäche rächen wird und an allem, was die Familie später ersetzen soll ... das ist so. Ich habe es noch verhältnismäßig unberührt und nur wenig beteiligt miterlebt. Die Katastrophe rollte für mich ab wie ein gestelltes Schauspiel.
Die Schwester, bevor sie starb, hat unter diesem Einfluß der Eltern sehr gelitten. Es wäre zu einer Explosion gekommen, eine Erwartung, die mich überhaupt erst darauf aufmerksam machte, wäre die Schwester nicht plötzlich erkrankt. Ich weiß heute noch nicht, worin ihre Krankheit bestanden hat, die Symptome wechselten mit den Ärzten, die der Reihe nach hinzugezogen wurden. Sie starb im Alter von dreiundzwanzig Jahren, bis dahin blühend wie das Leben. Wenn damals noch irgendwelche Konfliktstoffe vorhanden gewesen sind, so hatten die Eltern schon vorher nachgegeben. Die verschiedenen Freier, die jeweils abgewiesen worden waren, standen jetzt bereit zur Auswahl. Die Schwester hätte sich einen aussuchen können, und die Verlobung wäre bekanntgegeben worden. Aber die Schwester hatte bereits vorgezogen zu sterben.
Ich konnte das alles beobachten: Die letzten Wochen vor dem Tode wichen die Eltern nicht mehr aus dem Krankenzimmer. Die Schwester hielt sie dort fest. Der Vater, mit dem sonst kaum eine tiefere Bindung bestanden zu haben schien, war der bevorzugtere. Aber auch die Mutter, die von einem Tage zu dem anderen weniger sprach und mit zusammengebissenen Zähnen am Fußrande des Bettes saß, wurde mit zärtlichen Gesten bedacht, gestreichelt und zu vertraulicher Zwiesprache ermuntert – ich konnte das alles etwas verwundert von einer Ecke des Zimmers aus beobachten, in das ich von Zeit zu Zeit gerufen wurde; das Idealbild einer Familie, die Gott zusammengeführt hat und die er schließlich auch weiterhin zusammenhalten will.
Es ist notwendig, hier zu sagen: es war ein aufregendes Erlebnis für mich, daß die Schwester aus dem Hause kommen würde, so oder so, verheiratet oder tot. Als die Schwester dann starb – starb die Mutter mit, wenn ich das so ausdrücken darf. Die Mutter, die ich so oft erlebt hatte – kritisierend, mäkelnd, verbietend und im Schutz des Vaters intrigierend ... die es mit der Wahrheit nicht so genau nahm, wenn sie die Schwester ins Unrecht setzen konnte. Noch heute steht mir diese Tragödie vor Augen.

Der Schmerz der Mutter hatte kaum mehr die sonst bekannten Züge menschlichen Leids, es lag darin etwas so Gewaltsames, etwas nach außen so Zwingendes, daß darunter alles weitere Leben in diesem Hause erstickte. War das nur eine Art von Schuldgefühl? Ich glaube nicht; aber mehr und etwas anderes weiß ich auch nicht.

Und doch ging der Alltag weiter. Die Mutter hatte sich aus den Trümmern ein Kartenhaus zusammengerichtet, in dem sie sich nach einer bestimmten und sehr begrenzten Ordnung bewegte, ein Tag genau wie der andere; wenig Leute, mit denen sie sprach und mit denen sie über die Straße ging.

Der Vater stand behutsam und helfend zur Seite. Ich gehörte zwar noch hinzu, aber ich zählte in Wirklichkeit schon nicht mehr. Ich stand im Wege. Mit mir konnte man sich nicht beschäftigen, dazu hätte die seelische Kraft nicht ausgereicht. Mir war auch plötzlich die Möglichkeit entzogen, Widerstand zu leisten, zu widersprechen, mich vor mir selbst zu beweisen, aufzuwachsen – wenn es das ist, das den Jungen ins Leben eingleiten läßt. Genau genommen, hatte ich auch schon früher nichts getan, was meine Ausschließung gerechtfertigt hätte – jetzt aber wurde ich der Schuldige.

Die Tragödie dieses Jahres traf mich mitten im Entwicklungsprozeß des Bewußtwerdens von Charakter und Persönlichkeit; ich war damals vierzehn Jahre alt.

Bin ich auch schon früher im Wege gestanden?

Freunde der Eltern und gleichaltrige Verwandte, die mir die Ehre gegeben haben, auch später noch gelegentlich Verbindungen zu halten, haben mich überzeugt, daß dem nicht so gewesen sein kann. Schon von den frühesten Jahren an soll ich abweisend gewesen sein, scheu gegen Zärtlichkeiten und, wie die Mutter sich zu beklagen pflegte, mit einem bösen Gesicht. Ich weiß nur so viel, daß ich ständig abgeschoben wurde, beiseite gestellt. Dabei empfand ich die Vorwürfe, die Ermahnungen und gelegentlichen Bestrafungen nicht einmal besonders schwer, mehr allerdings, wenn ich das Gefühl hatte, daß dies zu Unrecht geschah, und das schien recht oft der Fall.

Die Schwerpunkte sind nur angedeutet. Was noch im Laufe der Jahrzehnte sich davon niederschlägt, das ist nicht mehr lebendig genug, um die Gegenwart zu erklären. Als in den persönlichen Wirren des ersten Krieges mein eigener Sohn von

seiner Mutter bei den Eltern abgesetzt wurde, haben die Eltern alle bisher unfruchtbar gebliebene und unterdrückte Liebe auf dieses Kind übertragen. Die Mutter ist dabei gewillt gewesen, mich ohne weiteres aufzuopfern – vielleicht war das die einzig mögliche und gerechte Lösung, das Kind zu halten. Fast ein Jahrzehnt ist über diesem Kampf, bei dem keine Mittel gescheut wurden, vorübergegangen. Ich habe gegen besseres Wissen für das Recht einer Mutter auf das eigene Kind gekämpft, obwohl mir bewußt war, daß es bei der Unausgeglichenheit der Mutter, die selbst mit ihrem eigenen Leben nicht fertig werden konnte, zugrunde gehen würde; seine besseren Chancen lagen, die äußeren Verhältnisse nüchtern gesehen, bei den Eltern. Ich wurde, was nicht zu verwundern ist, von der Frau, für die ich mich eingesetzt hatte, im Stich gelassen. Der Junge blieb schließlich bei meinen Eltern und hat mir für diesen Kompromiß keineswegs gedankt – er haßt seine Mutter, ist auch von mir abgerückt und sieht in mir den Fremden, der lästig werden kann, was verständlich ist.

Die Erinnerung an diesen Kampf mit meiner Mutter, der zum Teil über die Gerichte ausgetragen werden mußte, läßt eine Zeit wiedererstehen voller Scham und Schrecken. Ich glaube, ich hätte selbst einen Teil dieser fanatischen Liebe für das Kind, auf mich bezogen und verstanden, selbst sehr nötig gehabt. Ich will mich nicht beklagen, aber vieles hätte damals noch geändert werden, das ist: mir erspart bleiben können.

Immerhin ist dies in den Kinderjahren nicht das Entscheidende, was in die Gegenwart gehoben wird. Aus all dem Unrecht, dem Fremdsein und dem Sich-Selbst-Überlassen-Bleiben schält sich trotzdem ein Lebensgefühl heraus, bleibt für sich alleinstehend erhalten, für das wir in unserer armseligen Sprache das Wort Glück zu gebrauchen gewohnt sind. In Kummer, Herzeleid und Unverstandensein schwingt oft die Schaukel nach oben zu jubelnder Freude, die sich einmal entladen wird, wenn die Zeit dazu da ist.

Die Zeit sollte stille stehen.

Die Jahre gehen vorüber und sollten Gegenwart bleiben, mit allem, was drin lebt, zusammen mit den Eltern und selbst der feindlichen Umwelt. Ich sehe es heute, die Jahre sind zu kurz und, genau betrachtet, wachsen wir nur sehr ungern, nein – überhaupt nicht darüber hinaus. Es mag notwendig sein zu

betonen, daß ich darin keine Ausnahme bin und kein Sonderfall; es wird bei allen das gleiche sein.
Und: sobald ich im Wege gestanden bin, aufgefallen, daß ich nicht genügend beschäftigt war, mich nicht einfügte – wer weiß, was man erwartet haben mag ... ich sollte dann einfach auf die Straße gehen, auf den Marktplatz hinaus. Ich bin um den Ring herum gelaufen, jede Runde immer schneller und schneller, eine Runde um die andere, vor einem imaginären Kreis von Zuschauern, den Leuten von Neiße, die noch einmal stolz darauf sein werden, Zuschauer gewesen zu sein – fühlte ich.
Und: jedes Jahr die großen Überschwemmungen. In den Uferanlagen auf den unteren Promenadenwegen gelbbraune Fluten, allerlei Hausgerät und oft ganze Ställe im Strudel, die Brücken werden nicht halten, das städtische Schwimmbad kracht zusammen, treibt hinaus in die Breite der Neiße, es regnet und regnet. Am Morgen die Enttäuschung, daß es aufhören wird zu regnen, und die tief brennende Glut des Wunsches, daß es niemals aufhören soll – zu regnen.
Und: das große Feuer im städtischen Schlachthof.
Die Fackelzüge der Schützengilde. Das feierliche Einholen der Fahrer zum sonntäglichen Radrennen, das Rennen selbst mit den Fahrern tief über die Lenkstange gebeugt in den farbigen Trikots. Das jährliche Kinderfest der Schulen, der Ausmarsch mit den vielen Musikkapellen, und zwischen den marschierenden Kolonnen der älteren Klassen, die Kleinen in stolpernden Haufen und die Hosenmätze, die überhaupt noch nicht in die Schule gehen. Die Mütter marschieren nebenher. Wenn einer von den Kleinsten, eine Fahne in der Hand oder die Stange mit dem Lampion, der abends beim Abmarsch in die Stadt angezündet wurde, einer von diesen stehen blieb und aus der Reihe treten wollte und nicht mehr gewillt schien, weiter zu gehen und mit zu marschieren, dann wurde er von der Mutter oder der älteren Schwester wieder in die Reihe geschubst; weiter ging's.
Und der jährliche Fleischerball, wenn die jungen Fleischergesellen mit Musik vorneweg im Wagen zu viert durch die Stadt fuhren, mit Fahnen und Bannern.
Im Berliner Zimmer auf dem Fensterbrett die Bleisoldaten, ganze Armeen in Schlachtordnung, Blockadeflotten auf dem

unteren Rahmen des Fensters, wie ich das in der Schule über Salamis gelernt habe und daneben – unentschieden wer siegen und wer besiegt werden wird, beide kommen zurück in die gleiche Schachtel – daneben die Schundromane, die Bettelgräfin und Jack der Bauchaufschlitzer in 101 Heften und die Geheimnisse der Freimaurerei, die mir ein Gehilfe des Vaters zusteckte, dessen Mutter die Kolporteurin war, und mit dem allen eng verbunden die Brote mit Gänsefett und die Schokoladenplätzchen, ohne die man weder Schlachten schlagen noch Bücher lesen kann.

Wenn ich Drachen steigen ließ, sah ich ganze Luftflotten in Linienordnung über die Dächer der Stadt ziehen, obwohl damals das Gebrauchsflugzeug noch nicht erfunden war. Die Phantasie im Leben des Kindes greift voraus als Teil einer kosmischen Energie, die mit der Zeitenfolge nichts gemeinsam hat und deren Erkenntnis und Bewußtwerdung nachhinkt, oft nur zufällig übereinstimmt, meist aber überhaupt nicht oder erst nach Generationen.

So habe ich in vielen technischen Abenteuern mich bewegt, ohne die entsprechenden Bücher gelesen zu haben, Wells und Verne und wie solche Leute alle heißen, hätten mich nur in eine langweilige Wirklichkeit zurückgeführt. Beschäftigt hat mich das Prinzip der automatischen Ansammlung von Energie, das heutige Akzelerationsgesetz, auf dem die Atomforschung beruht. Mich beschäftigten nicht so sehr die Folgen, die Zerstörung, sondern der ständige Zuwachs von Energie, die sich im Leben nicht mehr entladen kann und immer weiter und immer schneller sich umsetzen muß. Das gibt Spielraum der vorausahnenden Bildfolge im eigenen Erleben, mit großen Sensationen und einer tiefen inneren Befriedigung.

Auch die Todesstrahlen waren mir keineswegs unbekannt, die Möglichkeit, durch Konzentration über weite Entfernung das Leben in einem anderen Wesen zu fixieren, aus Umweltsreaktionen zu isolieren und zum Erlöschen zu bringen; den Daumen drauf. Viel hat sich daraus allerdings nicht entwickelt. Die Vorstellung war noch zu schwach, wer in dieser Wirklichkeit ein Fremder und ein Feind ist, und außerdem – gab es damals für mich noch nicht so viele Feinde. Sie sind auch noch nicht so gewaltig in der Überzahl gewesen.

Es ist kaum noch etwas hinzuzufügen, was sich über den nor-

malen Ablauf der Pubertätsjahre hinausheben würde. Einzelheiten, die vielleicht von einer tieferen Nachwirkung gewesen sind, werden sich als Krisenpunkte im späteren Leben widerspiegeln.
Die drei Jahre, die ich nach dem Tode der Schwester noch in Neiße zu bleiben genötigt war, sind ein wüster Trümmerhaufen von Erinnerungen, die alle das eine gemeinsam haben: Panik, allein zu sein, eine zunehmende Unfähigkeit sich anzupassen und sich ordnungsgemäß zu bewegen, wie ich die anderen sich täglich bewegen sah. Die Verschlossenheit, sich jemandem zu offenbaren, zu jemandem zu sprechen oder selbst angesprochen zu werden. Zu den großen Irrtümern in der Beobachtung ähnlicher Entwicklungen gehört, darin die Wurzeln einer Revolte zu sehen. Ich würde sagen, es ist eher das angeschlagene Tier, das sich verkriecht und das wütend faucht, wenn jemand sich nähert. Um zu helfen? ... unter diesem Begriff sind zu viele sich widersprechende Deutungen im Verhalten der Menschen zueinander enthalten.
Aber von dem abgesehen, ich – der Gekränkte, der Übersehene, hätte den Eltern helfen sollen. Ich weiß, aber ich weiß auch heute noch nicht wie. Die Eltern erwarteten das. Sie werden erst mit Verwunderung und wachsendem Erstaunen, später mit Schmerz und Erbitterung verfolgt haben, wie ich mich zurückzog, mich gegen außen abschirmte, wie ich jede wie immer geartete Verbindung, moralisch und gesellschaftlich, niederriß – unfähig, mich aus dieser inneren Erstarrung zu lösen und unfähig, mich zu erklären. Diese drei letzten Jahre in Neiße waren an der Grenze des Erträglichen. Einen Tag länger noch nach der Abschlußprüfung im Realgymnasium hätte zu einer Explosion geführt, deren Umstände und Folge sich auszudenken überflüssig ist. Wie eben erwähnt – das Tier, das sich eingekreist fühlt, entdeckt verborgene Kräfte; es geht wild. Nicht mein Trieb zur Gewalt, sondern der Überschwang zum Amok ist hier geboren worden.
Ich bestand diese Abschlußprüfung mit Ach und Krach. Der Schulrat hatte in seiner Schlußansprache mich nicht für reif erklärt, er sei indessen von dem Lehrerkollegium überstimmt worden; der Vater war in diesen Jahren inzwischen in die Stadtverwaltung gewählt worden und leitete das Schuldezernat.

Man lernt in solchen Schulen sowieso viel zu viel. Es wäre mir auch schwergefallen, mich für die einzelnen Stunden vorzubereiten. Wenn ich überhaupt Interessen hatte, so waren sie wesentlich anders gelagert. Man versteht dies leider erst sehr viel später.

Sobald ich mich von Haus freimachen konnte, und das stand völlig in meinem Belieben, ging ich Karten spielen – nicht, daß ich ein besonders eifriger Spieler gewesen wäre, aber es tötet die Zeit. Es wurde jeweils um eine Runde Bier gespielt, sodaß ich kräftig mittrinken mußte; aber auch an dem Trinken war mir nicht viel gelegen, es gehörte nur dazu. Die Hauptsache wird für mich gewesen sein, daß ich ein Heim hatte, eine Unterkunft, eine Gesellschaft, in die hinein ich wie selbstverständlich gehörte, wo niemand etwas von mir wollte als gerade das, wozu auch die andern gekommen waren – zu spielen und zu trinken. Dabei zuzüglich noch die bittere und zugleich erregende Schwäche ... ich sollte gehen ... ich komme wieder zu spät ... es ist schon lange über die Zeit ... das Abendbrot wird schon abgeräumt sein ... die Mutter wird verbissen schweigen und mit Blicken strafen ... der Vater wird zu einer Versammlung gegangen sein, der häuslichen Atmosphäre zu entfliehen, die sich zusammenballt ... ich muß ... ich sollte ...

Ähnlich die Sonntagnachmittage, wenn ich die Eltern hätte begleiten sollen, die gewohnten Spaziergänge über die Festungswälle. Am Rande der Stadt gab es ein Kaffeehaus von etwas zweifelhaftem Ruf, wohin die Soldaten ihre Mädchen ausführten, ehe sie zum Tanzen gingen. Ich setzte mich dort fest und beschäftigte mich mit einem Spielautomaten. Die Bälle rollen in verschieden bewertete Löcher. Ich spielte stundenlang, allein; die Kartenspieler waren ihrerseits auch sonntags ins Freie gegangen. Ich habe dort gelernt, daß zum Glücksspiel mehr gehört als nur die Leidenschaft der Chance. Die Angst, plötzlich allein gelassen zu werden, nagelt den Spieler an den Tisch.

Inzwischen bin ich dann auch eingeführt worden in den Literaturbetrieb durch Max Herrmann-Neiße, der, einige Jahre älter als ich, bereits in Breslau studierte und auch schon einen Band Gedichte veröffentlicht hatte. Mackes Vater hatte einen Bier-Vertrieb, Vertreter verschiedener Brauereien außerhalb

Schlesiens. Für seine Kunden war ein kleiner Probeausschank eingerichtet, der zugleich als Kontor diente. Außer den Bierkutschern, die mit dem Vater Herrmann abzurechnen hatten, kam kaum jemals ein Fremder dorthin. Dort trafen sich Schüler der höheren Klassen zum Kartenspiel. Am zweiten Tisch saß Macke mit seinen Freunden, zu denen ich allmählich zugezogen wurde, und ich wechselte von den Kartenspielern zu den Literaturbeflissenen hin und her.

Wir wußten schon eine ganze Menge von Alfred Kerr, Siegfried Jakobsohn und Samuel Lublinski. Besonders der letztere hatte es mir angetan durch sein Wort Gemütswucht, womit er naturalistische Dramen wie den „Meister Ölze" von Johannes Schlaf charakterisierte. Wir stellten in Perspektive die Brüder Hauptmann und Hermann Stehr, Wedekind, Scheerbart und Mombert und selbstverständlich den engeren Stefan-George-Kreis ... wir marschierten schon mit, etwas von Hamsun und Przybyszewski noch mit untergemischt. Allerdings habe ich den neuen Kumpanen, alles angehende Philologen, die eines Tages im Deutsch-Unterricht auch die Literaturgeschichte einpauken würden, verschwiegen, daß ich im Geheimen die Klassiker las – nicht gerade Schiller und Goethe, mit Ausnahme vielleicht der „Wahlverwandtschaften", aber Heine, Jean Paul und Ludwig Tieck, und daß auf dieser Liste weit oben an der Spitze gestanden haben der Eichendorff-Roman „Ahnung und Gegenwart" und die Novelle von Stifter, „Der Hochwald". Seltsam genug, das ist auch heute noch so, obwohl ich die Bücher nicht mehr persönlich besitze (ich mag Bücher nicht). Und genauso wie damals in der Bierstube von Herrmann spreche ich auch heute ungern darüber.

Damit, scheint mir, ist alles gesagt, was zu sagen wäre.

Wenn ich trotzdem noch ein paar Einzelheiten als Reflexe nachtrage, so nicht, weil sie sich besonders eindringlich abgesetzt und niedergeschlagen haben, sondern weil sie allen gemeinsam sind; auch denen, die sonst nichts damit anzufangen wissen.

Da sind die Abende im Oktober, wenn in den Kirchen der Segen gebetet wird. Von dem Land draußen, von den Feldern kommt der regenschwere Geruch von Frucht und Dünger, die wenigen Straßenlaternen in den Außenbezirken der Stadt sind in Nebel gehüllt. Es ist Herbst, bald wird Weihnachten sein.

Aus dem Segen strömen die Mädchen der Höheren Töchterschule in größeren Gruppen, bald nur noch zu dreien und zweien und zuletzt, am Ende der Straße, ist nur noch eine, die noch einen langen Weg außerhalb der Stadt hat, die Eltern wohnen in einem Nachbarort. Meist war der Bruder an der Straßenecke, ein Mitschüler aus der Oberklasse, das Mädchen nach Hause zu begleiten. Manchmal ließ es sich einrichten, daß ich die beiden begleitete. Und manchmal war ich allein nur an der Straßenecke, und ich durfte das Mädchen allein begleiten. Ich habe den Vornamen vergessen, aber ich habe noch viele Jahre später jeweils zur Wiederkehr ihres Geburtstages an sie gedacht. Ich wünschte, ich hätte den Vornamen nicht vergessen.

Da war diese Nacht im Stadtpark; es muß im Vorfrühling gewesen sein. Ich hatte mich aus dem Hause geschlichen. Im Park herrschte eine ganz unwirkliche Stille, wie ich sie später oft auf der Bühne eines Theaters wiedergefunden habe, kein Laut, keine Frösche, keine Vögel, kein Fußgänger. Darauf hatte ich gerade gewartet, jemand sollte kommen und mich ansprechen und irgend etwas – ich weiß nicht, ich hätte es nicht ausdrücken können. Ich hatte wahrscheinlich gehört, daß abendlich die Soldaten mit ihren Mädchen in den Park gehen. Die Enttäuschung, diese schreckliche Leere muß es gewesen sein, was die nächtliche Stille so überlaut gemacht hat; sie dröhnte mir noch lange Zeit nachher in den Ohren. Ich saß die längste Zeit auf einer Bank, nichts ereignete sich, absolut nichts. Es wurde sehr kalt, ich ging wieder nach Hause; ich glaube, noch im Dunkeln.

Dabei wird auch der Junge in einer der Unterklassen wieder in Erinnerung gekommen sein. Ich habe diesen Jungen manchmal zwischen den Pausen auf dem Schulhof verstohlen beobachtet. Ich zweifle, ob der Junge das je bemerkt hat. Mir ist noch gegenwärtig die innere Beschwingtheit, mit der ich von der Existenz des Jungen wußte. Er war von schwächlicher Statur, schmächtiges Aussehen, aufgeschossener Körper.

Da war dieser Sylvesterball, zu dem ich nachts aus der Wohnung ausgerissen war und wohin ein Bekannter, der die Schule bereits verlassen hatte, mich geschleppt hat. Es wurde die ganze Nacht getanzt, und obwohl ich nicht tanzen gelernt hatte, ging es mit der Polka ganz gut. Das ist so geblieben.

Ich kann auch heute noch nicht tanzen, aber ich tanze Polka, allerdings nur für mich allein, des Nachts manchmal im Zimmer und ein wenig geniert, daß mich jemand beobachten könnte.

Auf diesem Sylvesterball hatte ich einige Mädchen kennengelernt, Lehrmädchen in einem Laden am Ring und bei einer Schneiderin. Ich bin auch späterhin noch einige Male mit diesen Mädchen zusammen gewesen und habe sie auf der Straße gegrüßt. Besonders mit der einen hätte sich vielleicht eine engere Freundschaft entwickelt. Sie sagte mir einmal, es würde ihr nichts ausmachen, mit mir in die Berge zu fahren und auf einer Baude zu übernachten – nur müßte sie erst gesund werden. Sie starb bald danach an Tuberkulose.

Ich schritt im Leichenzuge hinter dem Sarge her als Leidtragender. Ich war sehr in Schmerz, und ich glaube ich habe damals darüber auch ein Gedicht verfaßt, das erste dieser Art, dem allerdings kaum noch irgendwelche gefolgt sind: ich eigne mich nicht zu diesen Sachen. Indessen – ich möchte hier sagen, allzu groß wird der Schmerz nicht gewesen sein. Es war schon vieles darin künstlich hochgetrieben, dramatisch und literarisiert. Mein Umgang mit den Literaturbeflissenen hatte bereits begonnen, Früchte zu tragen.

Da war noch dieser peinliche Nachmittag in der Gastwirtschaft in der Friedrichstadt; ein Ausschank, der ausschließlich von den polnisch sprechenden Soldaten besucht wurde. Ein Bekannter, der sich schon etwas auskannte, er war nach Verlassen der Schule inzwischen Lehrling bei einem Apotheker geworden, hatte mich mitgenommen. In den frühen Nachmittagsstunden war die Gaststube leer, die Kellnerin war frei und servierte im Hinterzimmer. Der Freund kannte sich aus. Als die Reihe an mich gekommen war, die Kellnerin war außerordentlich weithüftig, breite Schultern und ein Gebirge von Brustkorb ... sie saß auf meinen Knieen, aber ich konnte die ungeheuer schwere Person nicht halten, sie hatte schon die Röcke gehoben und saß mit dem nackten Hintern auf meinen Knieen ... die Kniee konnten das enorme Gewicht nicht halten. Die Figur rutschte mit dem Hintern hinunter auf die Diele unter den Tisch und muß sich dort einen Splitter eingejagt haben. Sie wurde mächtig wütend. Sie konnte auch nicht schnell genug hochkommen und schmiß den ganzen Tisch um, mit den Gläsern Bier und

den Zigarettenschalen. Und sie nahm uns am Kragen und schmiß uns raus, mich und den Bekannten, der sich bereits betätigt hatte; direkt hinaus ins Sonnenlicht, auf die Straße in der Friedrichstadt.
Schließlich will ich nicht verschweigen jenen Abend – es war kurz vor dem Abitur, daß ich mit einigen Schauspieleleven aus dem Stadttheater gezecht hatte in einem Restaurant, das von den arrivierteren Bürgern frequentiert wurde. Die Kumpane waren in das Theater zurückgegangen, und ich hatte allein weiter getrunken. Später hat mich der Kellner in ein Nebenzimmer gebracht, der wachsenden Empörung der Honoratioren entzogen. Ich lag dort besoffen unter dem Tisch. Jemand wird den Vater herbeigerufen haben. Der Vater mußte mich über die Schulter aufladen und nach Hause tragen. Durch die ganze Stadt, unglücklicherweise von einem Ende zum andern; viele Leute noch auf den Straßen. Alkohol war den Eltern besonders verhaßt. Diese Nacht muß für den Vater furchtbar gewesen sein, die Scham in den folgenden Wochen ... es hätte nicht sein sollen.
Man kann aus all dem leicht verstehen, daß es mir nicht zu schwer gefallen ist, die Eltern zu überzeugen, ich müsse zur Vorbereitung meines Rechtsstudiums auf der Universität Leipzig einige Wochen vor dem offiziellen Beginn bereits eintreffen. Ich wurde in die Obhut meines Onkels in Bautzen gegeben, der dort Goldschmied war. Der sollte mir behilflich sein. Der Onkel seinerseits schob mich ohne weitere Förmlichkeiten sogleich nach Leipzig ab.

Es zog ein Bursch hinaus

Die Studentenjahre für jeden in die Gesellschaft Hineinwachsenden haben kaum irgendwie Bedeutsames aufzuweisen. Der Zuchtrute der Familie entlaufen, und in die Weide eines Berufes noch nicht eingepfercht, bedeutet das für die Studenten eine Fülle von Geschehnissen, die in ihrer Bedeutung überbetont sein werden. Sie vergilben mit dem Examen und sind schließlich völlig vergessen außer einer künstlich aufrechterhaltenen Tradition, an die sowieso niemand mehr recht glaubt.

Kocht man solche Erinnerungen alle zusammen zu einem Brei und gießt das Wasser der Illusionen ab, so bleibt überall der gleiche Bodensatz, bei allem und jedem: Schlagschatten der Jugend, Nachwehen von Idealen, die in einer früheren Zeit, unter weniger komplizierten gesellschaftlichen Bedingungen, in diesen Jahren geboren wurden – sowieso schon stark verdünnt und gerade noch angelernt, der Träger schon unfähig geworden, aufzustehen, zu kämpfen und Opfer zu bringen, ganz gleich für was und für wen – selbst das Wenige gibt es heute nicht mehr. Den Jüngling, der nach Stifter die Sonne sich an den Hut stecken wollte und die Abendröte umarmen, den gibt es nicht mehr.

Für mich hätte das schon von Grund aus keine Rolle gespielt. Ich merkte sehr bald, daß ich ausgezogen war, nicht in die Gesellschaft hineinzuwachsen, sondern aus der Gesellschaft entfernt zu werden. Das dauerte zwar noch eine Weile und vollzog sich mit Schwankungen nach oben und unten, aber es fügte sich zu dem Ende Punkt für Punkt; zusammengetragen nur von mir, nicht von draußen und nicht von anderen.

Mein erstes Auftreten in Leipzig wurde sogleich ein Fehlstart; nahe genug einer Katastrophe. Der Bautzener Onkel hatte mich in eine Pension eingemietet. Am ersten Abend hatte ich mich mit einem um einige Jahre älteren Mitschüler verabredet, der früher von der Schule abgegangen war als ich und in Leipzig in einem Buchhändlerkommissionshaus als Lehrling arbeitete. Name Gerstenberg; sehr literaturbeflissen. Er ist ein paar Jahre später mein erster Verleger geworden, brachte das „Trottelbuch" heraus. Er hatte wenig Ahnung vom Verlagsgeschäft und verlor sehr bald die kleine Erbschaft, mit der er den Verlag aufmachen konnte, nachdem seine Mutter gestorben war. Er war spezialisiert auf Schulausgaben von Klassikern mit erklärenden Texten, für Lehrer wie für Schüler gesondert, und druckte sogenannte Kladden, Themenbehandlung für Schulaufsätze zu den Klassikern, das einzige, wofür er Honorar bezahlte; auch ich habe solche Schemaaufsätze geschrieben zu Wilhelm Tell und Maria Stuart, fünfzig Mark pro Band. Gerstenberg ist früh gestorben.

Mit diesem Gerstenberg ging ich den ersten Abend aus. Ich hatte Geld und zwar das Geld, womit ich meine Einschreibegebühr und die Kollegs in den juristischen Pflichtfächern be-

zahlen sollte. Kurz – wir landeten in einer Kneipe mit Damenbedienung. Zuletzt spielten wir mit zwei Männern, die die Kellnerin an den Tisch gebracht hatte, Karten – Meine Tante Deine Tante. Sie werden es jetzt schon wissen, ich verlor in kürzester Frist alles bis auf den letzten Pfennig.
Am nächsten Tage hielt ich mit dem Gerstenberg Kriegsrat. Die Universität selbst war noch nicht offen, aber wir lasen die Anschläge, wonach man bei der Musik-Hochschule immatrikulieren konnte, ohne Geld und ohne weitere Gebühren. Allerdings war ein Aufnahmeexamen vorgeschrieben.
Ich zog noch den gleichen Tag aus der Pension aus, ließ das vorausbezahlte Zimmer im Stich, eine Art Strafe, die ich mir auferlegt hatte, mietete ein Zimmer mit Klavier – das Geld schaffte Gerstenberg herbei, indem er meine Bücher, eine ziemlich umfangreiche Sammlung neuester Literatur an einen Buchhändler verschleuderte – und ich bereitete mich für das Examen vor. Ich startete von neuem.
Es scheint, daß ich vergessen habe, früher zu erwähnen: ich soll sehr musikalisch gewesen sein. Meine Mutter gefiel sich lange Zeit in der Vorstellung, daß sie an der Kasse, am Eingang zu den großen Sälen sitzen würde, wenn das Wunderkind Franz vom Podium aus die Konzertstücke auf dem Klavier vortragen würde. Angefangen hat das bei einem Stiftungsfest des Sängervereins Liedertafel. Ich brachte als Einlage Präludium und Fuge in h-moll von Johann Sebastian Bach zum Vortrag. Ich bin damals neun Jahre alt gewesen.
Ich habe das vergessen zu erwähnen, weil es zum gewöhnlichen Tagesablauf gehörte, die Wutanfälle des Vaters, der mich, glaube ich, vom vierten Lebensjahr an unterrichtete, die Übungen, die Finger für die Oktave zu spannen, das Gewicht auf dem Handrücken, um die Hand im Gleichgewicht und ruhig zu halten und ähnlichen Virtuosenkram mehr, von Clementi bis Mozart. Es hat mich nicht gerade interessiert, ich habe aber auch nicht besonders darunter gelitten. Ich kam schließlich, bevor ich noch auf das Realgymnasium ging, zu einem anscheinend erstklassigen Klavierlehrer; der sollte mir erst den richtigen Virtuosendreh beibringen. Vielleicht wäre das sogar gut gegangen; ich spielte alle Stücke nach einmaligem Durchgehen und nur noch gelegentlichem Aufholen sofort auswendig. Wahrscheinlich wird es mir genügt haben, daß ich wußte,

die Noten waren da – ich hätte, wenn nötig, nur hinzusehen brauchen.
Ich sah nicht hin oder nur sehr selten. Der Mutter fiel das auf. Da stimmte etwas nicht, und sie ärgerte sich darüber, je öfter ihr das auffiel. Kopfschüttelnd: der Junge folgt doch nicht, der sieht wieder nicht auf die Noten – und zu dem Vater gewendet: siehst du denn nicht, der Junge hat die Augen ganz woanders? Er sieht nicht auf die Noten ... dies konnte sich in einer Spirale, jeweils einen Ton zwingender immer wiederholen, bis der Vater etwas zögernd zwar eingriff und von sich aus etwas sagte ...
Allmählich brachte dies die Krise zum Reifen. Ich hörte auf, Klavier zu spielen, jeden Tag weniger, die Schularbeiten – konnte angeführt werden – verlangen mehr Zeit, und ich fing an, die Violine zu lernen, in fest bestimmten Stunden und außerhalb des Hauses.
Wenn es interessiert – es gab sogar eine kurze Zeit, wo mir das Klavier Spaß gemacht hat. Das war – ich spielte zur Erholung Walzer –, als ich von dem Vater für einen durchkomponierten Walzer mit mindestens drei verschiedenen Themen fünfzig Pfennig bekam. Ich komponierte nach dem Vorbild der Dynastie Strauß sehr schnell und dann in solcher Menge, daß man sich schließlich nach einigen Wochen gezwungen sah, das Angebot zurückzuziehen.
Mit der Violine ging es etwas anders. Ich lernte bei einem alten gediegenen Militärmusiker, der jeden Ton feilte, während er Karl-May-Bücher las, die ich ihm mitzubringen hatte, und der auch nicht einen halben Ton abrutschen ließ. Ich lernte bei dem Mann sehr schnell, zu schnell, so daß ich bald alles Interesse verlor. Es gehörte zu einer festen Norm, wie Schularbeiten, Violinstunde und der Spaziergang mit den Eltern.
Das änderte sich, als der Vater, der mich für das Klavier verloren hatte, auf den Ausweg verfallen war, im Hause Quartett-Abende zu veranstalten. Irgendwelche musikbeflissenen Leute aus der Stadt spielten Bratsche und Cello. Der Vater oder mein früherer Klavierlehrer spielten Klavier, und die beiden Geigenstimmen hatten der Militärmusiker und ich. Damals war ich schon sehr selbstbewußt geworden. Mit dem Part der ersten Geige und den brillierenden Solopartien kümmerte ich mich wenig darum, daß die Mutter kritisierte und mäkelte, ich

stünde zu nahe am Pult, ich halte die Schulter schief oder lasse sie hängen – wahrscheinlich sollte ich dadurch veranlaßt werden, Augengläser zu tragen; was auch durchaus angebracht gewesen wäre.
Ich war schon wieder auf dem Wege zum Virtuosen, zu Sarasate und Tartini und den Teufelstrillern. Wie es mit diesen Quartetten weiter gegangen wäre, weiß ich heute nicht. Sicherlich wäre es zu einer Explosion gekommen, denn diese abendlichen Quartette, obwohl ich dabei behandelt wurde wie ein rohes Ei, nahmen einfach zu viel von meiner Zeit weg. Ich hätte zwar nicht direkt gewußt, was sonst zu tun – sie standen mir aber im Wege. In dem Jahr, als der Tod die große Unruhe in unser Haus brachte, hörten die Quartette von selbst auf; zugleich auch meine Violinstunden.
Seltsamerweise habe ich von diesen Quartetten, die sozusagen die ganze Skala klassischer Musikliteratur umfaßten, und von den Violinkonzerten der Mozart, Beethoven, Bruch und Genossen nichts behalten. Ich strich sie mit einer zunehmenden Fertigkeit hin und her, von der Pizzicato-Kadenz bis zur Viola-Stimme auf der G-Saite; aber das war auch alles.
Heute sehe ich: ich hasse diese klassische Musik, ich hasse Musik überhaupt. In dieser Gesellschaftsform ist so vieles ausschließlich auf Musik gestellt, der Tod und die Geburt, die Moral und der Versuch, dieser Moral Widerstand zu leisten – alles ist eingewickelt in Musik; die Prügel, die Wehlaute, alles, was schreit und nicht mehr aufstehen wird und selbst bis zuletzt die Hinrichtung, sei es im Marschtempo, in der Ballade oder den langgezogenen Wellentönen bei Wagner. Ein einfaches Geräusch ist mir lieber – solange nicht jemand kommt und es in Musik setzt; leider ist das zu oft der Fall.
Ich bin gezwungen, zuzuhören und stille zu sein. Ich bin schwach, zu schwach, gegen diesen von der Gesellschaft ausgehenden Druck etwas auszurichten. Für mich liegt der Betrug in der biologischen Fehlleistung, die als Musik bezeichnet wird, darin, daß sie als notwendig erkannt wird, die Leere, die Langeweile, den Überdruß auszufüllen und, wenn notwendig, innerhalb der Gesellschaft niederzuhalten, weil ohne dieses die Gesellschaft explodieren würde ... Würde sie? Warum nicht?
Verwechseln Sie nicht Musik mit Rhythmus. Der Rhythmus steckt in den Knochen, im Blut, im Organismus, in der Lebens-

erwartung und in dem Zusammenbruch dieser Erwartung. Im Beinahe – möchte man sagen. Der Rhythmus ist das Leben selbst, sicherlich mehr als das physische Leben ... wächst und weitet sich und zieht sich zusammen, konzentriert sich auf den Atem ... ein und aus, tiefer ein und schneller aus.
Und weiter: Ja, ich habe mich auf die Aufnahmeprüfung in der Musikhochschule vorbereitet. Den Eltern hätte ich keine größere Freude bereiten können, als auf das Musikstudium umzuschwenken. Der Gerstenberg besorgte mir aus einer Leihbücherei Klavierauszüge. Ich hatte mit drei Spielopern zur Auswahl anzutreten, geeigneter Konzertmusik und einigen Schaustücken. Ich paukte auf dem Klavier in diesen April-Wochen 1907 in Leipzig von morgens bis abends – ich hatte in den letzten drei, vier Jahren keine Taste mehr angerührt, manchmal brachte mir der Freund etwas zu essen, manchmal aber hatte er auch selber nichts.
So ging ich schließlich in die Prüfung, spielte Teile von „Maurer und Schlosser", ferner mächtig rauschenden Klingklang von Schumann und irgendeine Ecke von Brahms, die Umsetzung eines Themas in verschiedenen Schlüsseln und hatte noch ein Thema in die Form einer Fuge zu bringen – die beiden Prüfungen im Transponieren gingen so gerade schlecht und recht, in den ersten Übungen kam ich glatt durch. Immerhin wurde mir sogleich für das erste Semester ein Pflichtkurs bei Max Reger in Kontrapunkt auferlegt. Als Blasinstrument wählte ich die B-Klarinette, obwohl ich kaum eine Aussicht sah, mir das Instrument anzuschaffen, das jeder selbst mitzubringen hatte.

Den Eltern waren die veränderten Umstände noch nicht bekannt. Ich benutzte den Wechsel nur insoweit, als ich über den Bautzener Onkel Geld für einige zusätzliche Ausgaben anforderte, etwaige Kurse in der Musik-Hochschule betreffend, wovon ich die Immatrikulation an der Universität schließlich bezahlen konnte.
Inzwischen verkaufte ich meine sämtlichen wohlsortierten Kleidungsstücke, Wäsche, Schuhe und den Zylinderhut, den damals die Abiturienten am Tage des bestandenen Examens als eine Art Uniform zu tragen pflegten. Ich besaß gerade nur noch das Allernotwendigste, um auf die Straße gehen zu können.
Ich zog in eine Vorstadt um, hatte einen Fußweg von etwa

einer Stunde zum Thomasring oder Augustusplatz im Zentrum der Stadt. Ich war völlig ohne Mittel und im Grunde auch ohne ernstliche Aussichten für das eine oder andere Studium. An der Universität konnte ich nur einige Freikurse belegen, Literatur bei Witkowski, Musikgeschichte bei Riemann.
Ich erwähne diese Einzelheiten, weil ich in Wirklichkeit sehr zufrieden und ausgeglichen in dieser Zeit gewesen bin. Ich habe diese innere Ausgeglichenheit trotz aller der damit verbundenen Mängel nie mehr wieder gefunden. Ich hatte kaum Freunde und nur einige Zufallsbekanntschaften. Es schien, daß ich imstande sein würde, alles, was ich in den Schuljahren an aufbauender Lebensenergie versäumt hatte, jetzt nachzuholen. Wenn es erlaubt ist, von einem jungen Menschen zu sagen: ich richtete mich wieder hoch, ich blühte auf.
Mit der Musikhochschule hatte es ein schnelles Ende. Es machte mir nichts, inzwischen innerlich viel sicherer geworden. Ich war nur einmal mit zirka vierzehn anderen Schülern im Reger-Kurs. Der Meister behandelte uns nicht nur wie Idioten, hergelaufene Strolche und noch nicht entwöhnte Müttersöhnchen, für die der Staat Geld zahlt, daß sie ihm, dem Meister, die Zeit stehlen – offensichtlich war Reger, was auch viele andere bestätigen werden, bei solchen Gelegenheiten stark unter Alkohol –, sondern er erklärte auch frei weg, daß er keinen von uns den Kurs passieren lassen werde – dies sähe er schon an unserem ganzen Auftreten. Er nahm die ersten drei vor mit einer Themenführung und sagte jedem einzelnen schon nach wenigen Minuten, daß er sich nicht mehr mit ihm beschäftigen würde. Er habe zwar nicht das Recht, ihm zu verbieten, das Studio zu betreten, aber für ihn sei er künftighin Luft und von der Liste gestrichen. Ich wäre an einer der nächsten Stunden drangekommen und gab schon vorher auf. Im Augenblick erschien es mir sinnlos, dagegen anzukämpfen.
Auf diese Weise verkürzte Reger die Zahl seiner Pflichtstunden im Semester um mehr als die Hälfte. Ich war nicht einmal besonders enttäuscht. Die beiden Klavierkurse waren überflüssig geworden – ohne den Reger-Kurs wäre ich das Semester nicht weitergekommen.

Wenn folgenschwere Entscheidungen zu treffen sind, wählt derjenige, der völlig auf sich allein gestellt ist und niemanden

hat, mit dem er darüber sprechen oder streiten kann, mit Sicherheit das Falsche. Er weiß es meist schon vorher, aber bestimmt gleich nachher, was er vielleicht noch hätte ändern können.
So war es auch bei mir, als ich mich entschlossen hatte, das juristische Studium wieder aufzunehmen, obwohl mir die Vorlesungen, die ich besuchte, nicht angerechnet wurden. Das wird später noch nachzuholen sein ... ich saß mit ein paar Gleichaltrigen, die ebenso unentschieden waren wie ich, im Café Minerva am Thomasring. Wir diskutierten ohne Thema und ohne Ziel darauf los und in die Luft; nach all den Aufregungen der letzten Jahre ein wohltuendes Nichts. Und offensichtlich – ich war ruhiger, und ich schien reifer geworden zu sein. Geld hatten wir alle nicht und auch keine Lust zu besonderen Ausgaben. Einmal in der Woche ging ich in das Speiselokal „Zum weißen Hirsch" zum Mittagessen. Ich habe lange Zeit die Löffel von dort aufbewahrt als Andenken, auf denen eingraviert war „Gestohlen im Weißen Hirsch".
Was fehlte, waren die Menschen, die Freunde, die Kameraden, die wirklich Gleichgesinnten, vielleicht auch die Mädchen, obwohl ich kein Interesse hatte, denen hinterherzusehen oder sie gar anzusprechen. Die Leute um den Caféhaustisch waren mir im Grunde fremd; sie blieben schemenhaft, Figuren, mit denen man über den Kooperationsstaat diskutieren konnte – das gab es damals schon, Lenkung der Wirtschaft nach Säulen der Berufe durch eine obere Spitze als die politische Regierungsform, für uns damals noch ein Affront gegen Schmoller, dessen Vorlesungen wir alle besuchten –, aber eben nicht mehr, und dann der abendliche Fußmarsch nach Leutzsch ... warte deine Zeit ab und alles wird werden. Zu der Tasse Kaffee wurde sehr viel Wasser getrunken, und es reichte sehr selten zu einem Stück Kuchen, das heißt, das knappe Geld war genau auf den Pfennig eingeteilt.
Hätte es so bleiben sollen? – ich machte einige schüchterne Versuche, den Leuten etwas näher zu kommen, der eine von dieser Tischrunde ist Rechtsanwalt in Apenrode geworden und hat in der dänischen Politik lange eine Rolle gespielt. Ich habe ihm eines Tages in einer unverständlichen und völlig überflüssigen Laune Gottfried Kellers Gesammelte Werke geschenkt, von dem Gerstenberg mir besorgt, auf Abzahlung bei seiner Firma;

nichts ist weiter daraus entstanden; ich habe allerdings auch später die Bücher nicht bezahlt. Der andere ist Pastor geworden an der Kirche in Naumburg, wo sein Vater als Küster angestellt gewesen ist. Ich habe den Vater auch kennengelernt, damals, als plötzlich dieses Idyll in Leipzig durch eine kleine Bombe zerstört worden war, damals, als ich es dann in Leipzig nicht mehr aushalten konnte und wer weiß wohin ausgerissen wäre, hätte mich nicht dieser Bekannte an die Hand genommen und nach Naumburg zu Besuch über das Wochenende zu seinem Vater gebracht, der an einer der Kirchen dort Küster war, Chordiener und die Orgel spielte.

Der Blitz kam aus heiterem Himmel. In einer der von der Freien Studentenschaft veranstalteten Massenversammlungen hielt der Graf v. Hoensbroech, ehemaliger Jesuitenzögling, die übliche Brandrede gegen das Papsttum. Schließlich ging mich das alles nichts an. Ich besuchte solche Veranstaltungen der Freien Studentenschaft genau gesagt aus Langeweile und aus dem Bedürfnis nach Abwechslung. Ich hörte den Grafen vor dieser Massenversammlung von vielleicht zwei- bis dreitausend Studenten gegen den Papst losdonnern. Weder die Lautstärke noch die Argumente zündeten, obwohl sicherlich alle die Anwesenden dem Grafen zugestimmt haben. Es sprachen in der folgenden Diskussion noch ein paar ältere Studenten und hieben in die gleiche Kerbe, nur noch dümmer und, wenn möglich, noch aufgeblasener.
Auch ich hatte mich zu Wort gemeldet. Die Stimmung war noch flauer geworden, lustlos zum Gähnen. Ich wußte im Grunde nicht, was ich sagen wollte – wahrscheinlich stimmte ich mit dem Grafen überein, aber das spielte jetzt keine Rolle. Technisch – schien es – hatte ich den Grafen anzugreifen. Ich mußte ein grobes Geschütz auffahren, und ich legte los.
Aus dem katholischen Religionsunterricht und der allgemeinen Atmosphäre des heimatlichen Katholizismus war bei mir nicht mehr viel übrig geblieben; umso gröber konnte ich loslegen ... wozu erst Argumente, laß das Herz sprechen.
Ich hatte großen Erfolg. Die Versammlung wurde aufgeregt. Neue Wortmeldungen, alle zwar gegen mich, aber mit Ehrenbezeugungsfloskeln. Die ehrbaren Gegner kreuzen die Degen in ritterlicher Tradition und so. Am begeistertsten war der Graf

v. Hoensbroech selbst, der eine direktere Zielscheibe gefunden hatte, als den immerhin recht weit entfernten Papst. Ich wurde am Saalausgang von allen Seiten aus beglückwünscht. Ich wußte selbst nicht, was eigentlich los war. In dem Mitteilungsblatt der Freien Studentenschaft war die erste Seite dem tapferen jungen Studenten gewidmet, der gegen eine überwältigende Übermacht seine religiöse Weltanschauung verteidigt hatte.

Das wurde mir zu viel. Ich ließ an dem erwähnten Caféhaustisch an einem der nächsten Tage die Bemerkung fallen: es habe sich da überhaupt um keine Weltanschauung gehandelt, ich hätte in der Diskussion lediglich auf Grund einer Wette gesprochen, und sie alle würden bezeugen können, ich hätte diese Wette gewonnen. Mehr sei nicht dahinter. Dies sprach sich herum wie ein Lauffeuer. Schon am folgenden Tag wurde ich im Minerva von allen gemieden. Ich war aus, fertig. Die Studentenzeitung bereitete einen neuen Artikel, diesmal gegen mich, vor, und selbstverständlich meinen Ausschluß aus der Freien Studentenschaft.

Da nahm mich der Theologiestudent an die Hand und lud mich ein über das Wochenende nach Naumburg in die Küsterwohnung. Vater und Sohn waren einander sehr zugetan, die Mutter war schon längere Zeit vorher gestorben, ältere Geschwister waren außer dem Haus. Der Sohn lebte für den Vater und der Vater wahrscheinlich für den Sohn. Beide hatten das Herz auf der Zunge, besonders dem Gast gegenüber. Eine Insel des Friedens und der Zuversicht. Uns wird heute eine solche Zeit, vielleicht sind in Wirklichkeit schon Jahrhunderte darüber vergangen, als geschichtliches Märchen aufgetischt. Literaten haben sich der Sache bemächtigt ... es sollte jedenfalls darüber nicht so viel geschrieben werden.

Ich spielte in Naumburg zur großen Freude des Küsters mit dem Sohn abwechselnd die Orgel; – ich glaube, ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich auch in Neiße in der Kreuzkirche die Orgel oft vertretungsweise gespielt habe. Meist in den wöchentlichen Schulmessen am Morgen, zum Beispiel im Dezember. Ich habe dann, erinnere ich mich, die Register gezogen in die Überleitung zum Choral: Rorate coeli de super ... Tauet, Himmel, den Gerechten ...

Vater und Sohn sind beide aus meinem Leben verschwunden.

Beide habe ich nicht mehr wiedergesehen, auch keine Verbindung mehr gehalten.

Ich habe es indessen noch einmal versucht, mich in Linie zu bringen. Vorbereitet in den Ferien durch zwei meiner Mitschüler, wurde ich im folgenden Semester Mitglied der Leipziger Burschenschaft Arminia. Von dieser Zeit ist nichts im Gedächtnis geblieben, nicht einmal die Gesichter der Kommilitonen, mit denen ich zweimal die Woche im Haus der Burschenschaft an einer langen Tafel saß, den Sonntagvormittag den Farbenbummel auf dem Thomasring bestritt, den Fechtboden regelmäßig besuchte und am Anfang und Schluß des Semesters an einem Ausflug mit Damen teilzunehmen hatte. Ich besuchte in dieser Zeit die juristischen Kollegs, soweit ich sie nachholen konnte. Ich muß mich schrecklich gelangweilt haben, aber es geschah sonst weiter nichts. Ich wurde ein leidlicher Fechter, besser geeignet für die Bestimmungsmensuren als für die Kontrahagen auf schwere Säbel – dafür war mein Arm im Verhältnis zur sonstigen Körpermasse zu kurz; ich bezog regelmäßig Prügel.
Ich wechselte im nächsten Semester über nach Jena in die Burschenschaft Germania, zum Teil, weil ich mich dort besser auf meine Säbel-Kontrahagen vorbereiten konnte, mehr aber, weil ich eine breitere Gesellschaft, offenere Kameradschaft und Zusprache dort zu finden hoffte. Darin wurde ich sehr enttäuscht. Unter den dreißig bis vierzig Aktiven war auch nicht ein einziger, mit dem ich irgendwelche Ansichten oder Erlebnisse auszutauschen gehabt hätte. So würde ich mir das Leben in einer Kaserne vorgestellt haben. Es war alles genau geregelt. Es wurde kommandiert und zur Ordnung gerufen. Möglicherweise ist eine solche Erziehung für eine spätere Eignung im Beruf ganz angebracht. Ich konnte mir indessen keinen Beruf ausdenken, wo ich der stützenden Hilfe dieser Kommilitonen bedürfen würde. Es wurde ein großes Mißverständnis, auch dann noch, als ich mich Hals über Kopf in den Betrieb stürzte, also Sänger unter den Singenden, Schläger unter den Schlagenden und Säufer unter den Pflichtsaufenden geworden war. Es war eben ein Mißverständnis.
Das merkte nicht nur ich. Das merkten noch mehr die anderen. Zwei Semester gingen darüber hin. Die Universität sah

ich nur von außen. Ich hatte enorme Schulden aufgehäuft. Wir fuhren in der Kalesche um den Hahnfried und schmissen das Geld aus eigens dafür zurechtgemachten Säcken auf die Straße; eine gewaltige Horde Kinder, wahrscheinlich aus der Arbeitervorstadt Wenigen-Jena, hinterher.

Auch das ging zu Ende. Ich war die Ferien über wieder in Jena geblieben und hatte mich mit einigen älteren Semestern, sogenannten verbummelten Studenten, angefreundet, in der Mehrzahl bereits ältere Herren. Sie waren auf dem besten Wege, sich zu Tode zu saufen und hielten sich mit Injektionen von Strophantus aufrecht. In dieser Gesellschaft fühlte ich mich wohl, obwohl ich nicht genau weiß, warum – ernstere Fragen dürften wir kaum erörtert haben.

Eines Nachts, in der Weinstube Göhre, unserm Stammquartier, wo ich überdies den Couleurkredit genoß, muß ich das Bedürfnis gefühlt haben, mich vor meinen Kumpanen zu beweisen, die alle aus dem einen oder anderen Bund längst herausgeschmissen worden waren. Ein stadtbekannter alter Herr der Germania, irgendein hohes Tier in der Universität, hatte mich in dieser Gesellschaft aufgefunden und angefangen, mir die Leviten zu lesen. Ich ließ ihn nicht nur grob abfahren, sondern – als er zu drohen anfing, ging ich auch tätlich gegen ihn vor – er flog, glaube ich, in der Göhre die Treppe hinunter. Durch einen in aller Eile am nächsten Tage aus dem Kreise der in Jena ansässigen Alten Herren zusammengetrommelten Konvent wurde ich mit dem Rat zum Austritt bestraft.

Ich verließ Jena ein paar Tage später. Mit meinen Eltern kam es zu einem großen Skandal, als dann die Rechnungen in der Heimat einzulaufen begannen. Ich weiß nicht, wieviele davon bezahlt worden sind; alle bestimmt nicht.

Als ich Jena verlassen mußte, dachte ich an so vieles, was die Stadt zu bieten gehabt hätte, mit einer gewissen Wehmut. An den Philosophenberg mit den schönen Villenhäusern, in denen sicherlich so viele berühmte Leute gewohnt haben. Wahrscheinlich auch Johannes Schlaf, für den ich eine tiefverschwiegene Begeisterung bewahrt hatte – ich habe den Philosophenberg nie betreten, ich bin nicht einmal in die Nähe gekommen. Ich dachte an den Eucken-Kreis, zu dem ich mich sowieso nicht hingetraut hätte. An die Lesesäle der Zeiß-Stiftung, die ich allerdings einmal von weitem gesehen habe, ohne jedoch

den Mut aufzubringen, hineinzugehen, abgestempelt mit dem Kainszeichen der Couleur. Ich dachte an die Wanderungen im Frankenwald und die Tanzveranstaltungen mit den Dorfschönen von Ammerbach, die nach der Tradition alle das Band der Burschenschaft Germania über der Brust tragen und sich unter den jeweiligen Aktiven, den Burschen und Füchsen der Germania, besser auskannten als ich selbst. Aus all dem habe ich mir selbst nichts aufbauen und nichts erhalten können. Es ist verlorengegangen.

Es ist schon im folgenden Jahr weggespült worden in Breslau. Die Eltern hatten in langen Beratungen mit Freunden des Hauses beschlossen – ich war nicht hinzugezogen, wurde auch nicht aufgefordert, irgend etwas zu erklären, zu beschönigen oder Besserung zu versprechen – trotz all der bisherigen Mißerfolge das Risiko einzugehen, mich in Breslau das Rechtsstudium zum ersten Abschluß bringen zu lassen. Ich wurde in eine Pension eingemietet mit einem auf fünfzig Pfennig berechneten Taschengeld, das mir täglich mit dem Frühstück ausgezahlt wurde, und gleichzeitig bei einem Repetitor eingekauft, der mich für das Referendar-Examen vorzubereiten hatte und erst alle die versäumten Vorlesungen in abgekürztem Schnellverfahren nachholen mußte. Beide Kontrollstellen hatten monatlich an die Eltern zu berichten, bevor weitere Zahlungen erfolgen würden. Merkwürdigerweise verlief das die längste Zeit ganz gut.
Ich besuchte den Repetitor täglich für mehrere Stunden und besuchte nebenbei die noch ausstehenden Pflichtkollegs an der Universität. Aber darüber hinaus geriet ich in eine Art von Trance, vielleicht eher mit völliger Apathie zu beschreiben. Ich fing an, stark zu trinken, den billigen Henning-Korn – in einer Gesellschaft von Zufallskumpanen in den für Breslau typischen Kneipen, im Dunkel der Hinterhöfe gelegen. Ich traf dort die gleichfalls für Breslau typischen Studenten der katholischen Theologie, die ihren Ausgang vom Priester-Seminar in diesen Kneipen verbrachten oder überhaupt bereits aus dem Seminar weggelaufen waren. Diese hatten den nahen Untergang vor Augen. Keiner hätte gewußt, was tun – keiner eignete sich im Augenblick wenigstens für einen Beruf, wenn das Stipendium des Pfarrers aus dem oberschlesischen

Heimatdorf ausbleiben wird. Mir sind nur ganz wenige Fälle bekannt, in denen es solchen Seminaristen gelungen ist, sich über Wasser zu halten.
Ich fing auch wieder an, Karten zu spielen mit der inzwischen leicht betonten Tendenz, mein tägliches Taschengeld aufzubessern. Mit der Zeit wurde das eine regelmäßige Einnahme. Etwas von der inneren Verkrampfung löste sich. Jemand verschaffte mir Aushilfen als Klavierspieler, sonntags am frühen Morgen in einer der Breslauer Ausflugsorte, oder als Stimmungsklavierspieler in einem der kleinen Kinotheater – war die Katastrophe bereits in Sicht oder wurde die Tote ins Bild hereingetragen: Chopin; stieg jemand feierlich die breite, vielstufige Treppe herab, der Treulose, die betrogene Braut, oder der Hochstapler zum entscheidenden Coup, stand eine schwerwiegende Entscheidung bevor: Rubinstein oder Mendelssohn.
Ich verkehrte schließlich in einer Halbwelt von Studenten, Zirkusartisten und Künstlern, Serviermädchen und allerhand zweifelhaften Gestalten aus der Provinz, die mit Geld um sich schmissen. Solche Abende endeten für gewöhnlich im Café Royal, Reudel genannt, das die ganze Nacht geöffnet war und hauptsächlich von Strichmädchen besucht wurde. Ich lernte dort eines dieser Mädchen kennen und freundete mich mit ihr an. Wir warteten, bis ein Besucher und Kunde an den Tisch kam, dann entfernte ich mich. Ich glaube, ich hatte damals die ernste Absicht, den Beruf eines Zuhälters zu wählen – ich würde darunter verstanden haben, daß es meine Aufgabe sei, das Mädchen zu schützen, ihr Kunden zuzuführen und im Notfall für Kleidung und Nahrung zu sorgen.
Meine Freundschaft endete mit einer großen Verwirrung. Ich hörte eines Nachts von dem Ober im Royal, daß das Mädchen in ein Krankenhaus eingeliefert worden ist. Ich wollte sie aufsuchen, wurde aber nicht vorgelassen. Es war auch kein eigentliches Krankenhaus, sondern das Gefängnis-Spital. Sie war von einer Sittenstreife hochgenommen worden, als sie auf ihrem Zimmer am Neumarkt, wo ich sie oft besucht hatte, sich zum Fenster hinausgelehnt haben soll, wahrscheinlich um jemandem etwas nachzurufen, vielleicht auch nur, um etwas frische Luft zu schnappen. Nach der Polizeiverordnung war dies für eingetragene Strichmädchen verboten.

Im Augenblick schien die Welt einzustürzen. Ich hätte jeden einzelnen Polizisten, der mir gerade in den Weg gekommen wäre, angefallen und niedergeschlagen. Merkwürdigerweise konzentrierte sich dann sehr bald die Wut weniger auf die beteiligten oder zuständigen Personen, sondern sinterte durch auf Staat und Gesellschaft, die Stadt Breslau, das Haus am Neumarkt – ich hätte es einzeln Stück für Stück niederreißen mögen.
Das Mädchen blieb im Spital. Es war lungenkrank und würde vermutlich irgendwohin verschickt. Ich habe es nicht wiedergesehen. Es ließ mir durch ein anderes Mädchen bestellen, ich solle mich nicht weiter mehr um sie kümmern.
Ich muß noch erwähnen, daß ich in diesem Jahr selbst mit den Behörden in Konflikt gekommen bin. Ich hatte in einer betrunkenen Nacht an die große Portaltür der katholischen Garnisonkirche gepißt und war dabei festgenommen worden. Damals hat mir noch die frühere Verbindung zur Burschenschaft geholfen. Bekannte, die mit mir zusammen ihren Spaß gehabt hatten, mobilisierten am nächsten Morgen einen Burschenschaftler-Anwalt, der mich aus dem Polizeigewahrsam und der Kette von Paragraphen loseiste und mich dem Disziplinargericht der Universität überstellte. Dort kam ich mit einem strengen Verweis davon und drei Tagen Karzer, die ich mit Ausnahme der täglichen Mahlzeiten, für die ich freien Ausgang hatte, in der Wohnung eines der Pedelle in der alten Universitäts-Sternwarte verbringen mußte. Ich hatte die Tage über eine recht lustige und lärmende Gesellschaft um mich versammelt. Mein Großvater wird von diesem Raum aus auf die Sterne gesehen haben.

In diesen Wochen lernte ich in meinem Umgang mit arbeitslosen Artisten eine Tänzerin kennen, die sich als Modell in der Kunstakademie einiges Geld verdiente und mit den jüngeren Kunstprofessoren auf vertrautem Fuße stand. Sie war in unserer Gesellschaft durch ihren rüden Umgangston mehr gefürchtet als gelitten. Ich hatte Margot zunächst kaum beachtet. Merkte aber dann, daß sie sich in besonderer Weise für mich zu interessieren begann, indem sie mich manchmal auf der Tanzfläche herumschubste, als wollte sie mich in die Ecke feuern. Warum gerade ich, der mit solcher Anteilnahme be-

ehrt wurde ... zudem war ich um die Zeit, wenn Margot in unserem Kreis auftauchte, schon meist stark angetrunken. Ich hatte ihr nichts zu bieten, und sie interessierte mich nicht im geringsten, auch nicht, als sie mich eines Tages zwang, sie mit auf mein Zimmer zu nehmen.
Das ging so eine Weile, bis mich die Pensionswirtin, der die nächtlichen Besuche nicht verborgen bleiben konnten, eines Tages hinauswarf. Margot brachte mich in einem Hotel unter, wo sie gut genug aus früheren Besuchen bekannt war. Mich rettete vor dem neuen Bruch mit den Eltern, daß der Repetitor meine Zulassung zum Referendar-Examen fertiggebracht hatte. Ich stieg bei all dem Trubel in die schriftlichen Vorprüfungen, von der brieflich mir übermittelten tiefsten Verachtung der Mutter begleitet.
Ich habe den vielen Erzählungen der Margot mit halbem Ohr nur zugehört. Da war eine Mutter, die sie, wenn die Not sehr dringend war, mit Geld unterstützte und sie auch manchmal in der Wohnung heimlich schlafen ließ. Da war der Stiefvater, der seinerseits sie aus dem Haus gewiesen hatte. Da war die Reihe der Freunde und Künstler und Liebhaber, die sie alle abgeschüttelt hatte und die sie beschimpfte, sobald sie ihrer ansichtig wurde. Da war der Kanonenkönig, der auf der Bühne eine Kanone über seine Brust rollen ließ und dem anscheinend ihre erste große Begeisterung gehört hatte, und der sie dann sitzen ließ. Da waren die verschiedenen Engagementsverhandlungen mit den oft recht undurchsichtigen Agenten, und da war schließlich der Vertrag mit einer Schau- und Tanzgruppe für eine Tournée durch Finnland, Rußland und die Türkei ... der Manager der aus vier Personen bestehenden Truppe saß vor einem Zelt in der Wüste und spielte als Haremsscheich die Flöte. Der Mond ging über der Szene auf, die drei Mädchen bewegten sich im Kreise und gingen jeweils einige Schritte vor und zurück – getanzt wurde da nicht viel.
Ich habe es kaum bemerkt, eines Tages war Margot auf Tournée verschwunden, abgereist, und wird mir Nachricht senden, daß ich ihr nachkommen soll.
Ich lernte inzwischen auf die mündliche Schlußprüfung im Referendar-Examen und fing wieder an, Geld zu pumpen. Ich tat das, was die Agenten von mir verlangten: ich kaufte

Lexika und wissenschaftliche Bücher auf Kredit, auf Grund der Studentenkarte, bekam von den Agenten nur den Pfandschein zu Gesicht, den ich ihnen verkaufte, das heißt, ich erhielt etwa zehn Prozent des Wertes in bar, für den ich den Abzahlungsvertrag zu unterschreiben hatte. Ich unterschrieb auch allerhand Versicherungen, die dann der Agent belieh oder zurückkaufte, bis ich schließlich soviel Geld zusammen hatte, daß ich eine Fahrkarte nach St.Petersburg kaufen konnte. Von dort erhielt ich von Margot ein Telegramm, ich solle nachkommen, und zwar sofort.
Warum ich wirklich abgefahren bin, das weiß ich heute ebenso wenig wie in früheren Jahren, wenn ich gelegentlich darüber nachgedacht habe. Es lohnt sich nicht, darüber analytische Spekulationen anzukurbeln, denn sie stimmen ja doch niemals ganz. Man wird es mir nicht glauben, aber es war weder der brennende Wunsch, Margot wiederzusehen, noch die Flucht vor den Schulen oder das masochistisch-sadistische Vergnügen, im letzten Augenblick noch das Examen zu schmeißen, ebenso wenig reine Abenteuerlust ... vielleicht, um es dem Leser leichter zu machen, war von jedem ein wenig dabei.

Ich kam nach einigen Tagen Bahnfahrt ziemlich durcheinander in St.Petersburg an. Margot, in Begleitung einer Kollegin, nahm mich am Bahnhof in Empfang. Ich hatte unterwegs überall und in jedem Reisenden im Zugabteil einen Spion der zaristischen Staatspolizei gesehen, der mich festnehmen wollte. Ich war noch so aufgeregt und durcheinander, daß ich im Fontanka-Kanal beim Aussteigen aus dem Verkehrsboot vom Laufsteg ins Wasser fiel, mit dem Koffer fest in der Hand.
In dem Artisten-Hotel, wo die Truppe logierte, wurde ich die Nacht über einquartiert. Am nächsten Morgen ließ mich der Dwornik nicht mehr in das Hotel hinein. Ich ging in das Etablissement Flora-Varieté, wo die Truppe im Programm war, und sprach dort mit einem der Direktoren, mit dem ich mich deutsch verständigen konnte. Eine Beschäftigung als Bühnenarbeiter, Kulissenschieber, irgendeine Tätigkeit im Betrieb, Restaurant, oder Logendiener, Tellerwascher, Auskehrer oder was immer – wäre mir recht gewesen. Als der Mann aber hörte, daß ich der Freund oder Liebhaber eines der Mitglieder

des Ensembles sei, der ihr von Breslau aus nachgereist und hier ohne Mittel gestrandet war, schmiß er mich sofort hinaus – das Flora-Varieté lebt von den Separé-Logen, in denen für die Kavaliere Sekt serviert wird, die dafür das Recht hatten, die auftretenden Tänzerinnen in die Logen zu beordern.
Einige Tage später setzte die Geschäftsleitung auch Margot vor die Tür. Die ganze Truppe wäre entlassen worden, wenn diese nicht Margot einfach geopfert hätte. Dafür sorgten die Kollegen für Margot, solange sie noch in St.Petersburg ohne Engagement war. Sie konnte im Hotel wohnen bleiben, die Kollegen brachten durch Umlage das notwendige Geld auf. Ich durfte mich dort allerdings nicht sehen lassen.
Ich schlief auf einer Bank im Park – ich schlief dort etwa drei bis vier Wochen, Nacht für Nacht. Der Park war nach Zarin Elisabeth benannt, und an einigen Nächten, an die ich mich besonders erinnere, war er von Tausenden von Lampions beleuchtet. Nie hat mich ein Wärter oder die Polizei weggejagt, wenngleich manchmal angestoßen, ob ich noch am Leben sei.
Es waren die Wochen der weißen Nächte. Der silberne Dämmer in diesen Nächten tat mir wohl. Margot sah ich in dieser Zeit jeweils nur für ein paar Stunden im Café Reiter, einem Artistentreffpunkt am Newski, wo mir die Kollegen Margots einen Kaffee bezahlten, oft auch etwas zu essen bestellten. Margot selbst steckte mir gelegentlich einen Rubel zu. Ich kaufte mir dafür große Klumpen von schwarzem Brot.
Trotzdem mußte schließlich etwas geschehen. Die Freunde gaben mir eine Liste wohlhabender Deutscher in Petersburg, die ich der Reihe nach aufsuchte, um Geld für die Rückreise zu erbetteln. Ich hatte mir einen ziemlichen Spruch zurechtgemacht, bei dem das bevorstehende Examen die entscheidende Rolle spielte. Ich bekam nichts, nicht eine Kopeke. Ich wurde an das Deutsche Konsulat verwiesen, und dort schrieb mir ein Beamter, dem ich meinen Spruch hergesagt hatte, einen russisch geschriebenen Zettel aus mit einer Adresse – ich sollte diese Adresse unverzüglich aufsuchen. Glücklicherweise ging ich vorher ins Reiter, wo mir jemand den Zettel übersetzte – es war die Einweisung ins Arbeitshaus.
Dies brachte mich etwas ins Leben zurück. Ohne besonderen Rat und ohne weitere Hinweise ging ich zum Hafen in das

Kontor der Stettiner Dampferkompagnie, die wöchentlich einen Passagier- und Frachtdienst zwischen St.Petersburg und Stettin betrieb. Dieser Mann hatte sofort Verständnis. Er sagte, ich würde an Deck unter der Persenning schlafen und für die Küche arbeiten. Als er hörte, daß ich eine Frau mitbringen wollte, war der Mann sogar noch mehr geneigt. Auf diesen Schiffen, die vierzig bis fünfzig Passagiere mitnehmen können, ist für Frauen noch leichter Arbeit zu finden.
Ich hatte zwar den Mund zu voll genommen, denn ich brauchte eine ganze Zeit, Margot, die vielleicht lieber in St.Petersburg geblieben wäre, zu überreden mitzukommen. Schließlich fuhren wir los, und nach einer Fahrt von fünf Tagen, während der Margot meist krank war und nicht arbeiten konnte, landeten wir in Stettin.

Selbstverständlich ohne Geld, ohne irgendein Ziel und völlig verlaust; die Persenning muß eine Brutstätte für unförmig große Läuse gewesen sein. Stiegen in einem kleinen Hotel am Hafen ab und bestellten Schnitzel und Bier, ich glaube zwei oder drei Portionen. Auf dem Schiff hatten wir nur von den Abfällen der Mahlzeiten gelebt, die von den Passagieren nicht aufgegessen waren.
Am nächsten Morgen werden wir weiter sehen ...
Am nächsten Morgen lauerte ich in aller Frühe dem Hausdiener auf, der das Trottoir vor dem Eingang sauber fegte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und borgte von ihm eine Mark, womit ich die Kühnheit hatte, an meinen Vater um Reisegeld zu telegrafieren. Die Antwort kam prompt: wende dich an den Onkel in Bautzen.
Ich mußte mich jetzt dem Hotelwirt offenbaren. Dieser nahm seinerseits Verbindung mit Bautzen auf. Ich erhielt auf den Pfennig genau das Fahrgeld für zwei Personen nach Berlin, und der Wirt bekam die bis dahin aufgelaufene Rechnung bezahlt.
Am nächsten Morgen kamen wir in Berlin an. Die Sache sah jetzt sehr ernst aus. Die Lage war kritisch geworden. Margot blieb im Wartesaal des Stettiner Bahnhofs sitzen, und ich machte mich auf den Weg, einen Bekannten aus Breslau aufzusuchen, von dem ich wußte, daß er in einem Atelier in Charlottenburg wohnte. Ich hatte nur den Namen der Straße und

daher wenig Hoffnung, den Mann zu finden oder ihn in der Wohnung anzutreffen. Ich sah ihn auf der Straße.
Ich verdanke Josef Grabisch sehr viel. Gute zehn Jahre älter als ich, ist er mir all die Zeit über ein geradezu väterlicher Freund gewesen, der gute Mentor. Nicht weitab von meiner Heimatstadt geboren, hatte er Theologie studiert, war aus dem Priesterseminar nach den ersten Weihen ausgetreten und hat sich als freier Schriftsteller durchgeschlagen. In den Kreisen der verbummelten Studenten in Breslau, und später in der Boheme in München war er der respektierte Gentleman. Er hat ein Buch über Jakob Böhme veröffentlicht, eine Serie mittelalterlicher Mystiker herausgegeben und ist bekannt geworden als Übersetzer von Chesterton. Grabisch hatte zwar in diesem Jahre kaum jemals Geld, das er hätte verborgen können, aber er konnte im Notfall immer aushelfen.
Ich traf diesen Grabisch in Berlin-Charlottenburg, nicht weit von seiner Atelierwohnung, auf der Straße. Er muß sich damals in einer persönlichen Krise befunden haben, denn er reagierte sehr nervös, und offensichtlich kam ich ihm sehr ungelegen. Unter anderen Umständen wäre ich von selbst sogleich wieder verschwunden. So aber ... ich blieb ihm auf den Fersen, und man wird mir die Scham angemerkt haben.
Grabisch besorgte für Margot und mich ein kleines Zimmer, in das wir sogleich einziehen konnten, und regelte auch die Frage der Anmeldung; wir zogen dort als Verlobte ein. Ich holte Margot erst spät nachmittags aus dem Wartesaal ab. Ich war durchaus nicht so sicher, daß ich sie dort noch antreffen würde. Außerdem erhielt ich von Grabisch die Adresse einer Firma, bei der ich am nächsten Tage vorsprechen sollte. Grabisch hatte irgendeine lose Verbindung zu der Firma, er würde mit den Leuten vorher telefonieren, wahrscheinlich konnte ich dort unterkommen.
Und damit fing das Leben von neuem an. Die Firma war der Börsenverlag Ahrends & Mossner, der eine tägliche Korrespondenz Gelb für die Börse herausgab, sowie mehrere wirtschaftliche Fachzeitungen, mehr oder weniger Kopfblätter für Inserate, darunter aber auch die täglich erscheinende Kuxen-Zeitung, ein an und für sich sehr angesehenes Fachblatt für die Kaliindustrie.
Ich wurde bei Ahrends & Mossner sofort engagiert mit einem

Monatsgehalt von fünfzig Mark als Volontär und einem ersten Vorschuß von zehn Mark zur Bestreitung einiger notwendiger Einkäufe. Ich kam zur Kuxen-Zeitung, arbeitete aber schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit bereits völlig allein, nachdem der bisherige Redakteur auf einen Redakteursposten wegengagiert worden war. Volontäre und Redakteure wechselten bei Ahrends & Mossner sehr schnell. Zum überwiegenden Teil waren es halb gescheiterte Existenzen, die sich in der Firma wieder aufgefangen hatten. Das machte es mir in späteren Zeiten so verhältnismäßig leicht, immer wieder nach Zeiten des Zusammenbruchs mit einer Handelskorrespondenz auf die Beine zu kommen, denn die meisten der zuständigen Handelsredakteure der großen Blätter waren durch die Schule von Ahrends & Mossner gegangen.
Ich möchte noch hinzufügen, daß ich ohne Hilfe von Ahrends & Mossner in diesem Jahr zugrunde gegangen wäre. Ich hätte nicht die Kraft gehabt, aus Eigenem wieder hochzukommen. Zu viele Aufgaben um mich herum drängten nach einer Lösung; der Boden war sehr dünn.

Margot hatte angefangen, wieder etwas Geld hinzuzuverdienen als Malermodell, allerhand Zeichner kamen ins Haus für Verabredungen, ein früherer Freund tauchte auf, der sich als Schriftsteller etabliert hatte und für Zeitschriften Artikel anfertigte; ein außerordentlich hochtrabend auftretender Mensch. Margot hatte überallhin wieder Fäden aufgenommen und einen Kreis um sich gesponnen, zu dem ich nicht nur nicht gehörte, sondern auch keinen Zutritt gehabt hätte.
Ich selbst kam beim Verlag gut voran. Ich verdiente nach wenigen Monaten mehr als das Doppelte als am Anfang. Ich hatte mit den anderen Volontären in der Firma guten Kontakt, ich brachte gelegentlich Kollegen mit ins Haus. Wir fuhren sonntags zusammen ins Grüne, die anderen mit ihren Frauen oder Freundinnen.
Genau genommen, ich fühlte mich eigentlich wohl. Ich versuchte, mich der Gesellschaft anzupassen. Ich traf mich mit den gleichen Leuten in der Mittagspause, an der Börse und nach Büroschluß noch zu einem Glas Bier. Ich weiß nicht, wie weit mir die Anpassung gelang. Eins ist sicher: Margot paßte da nicht hinein. Sie hat es auch nach anfänglichen Versuchen bald

aufgegeben. Sie wurde immer abweisender und blieb abseits. Ich hatte damals manchmal das Gefühl, sie steht wie ein Stock – nur nicht anfassen, dann spritzt sie Gift.
Das war bald soweit. Man kann ständig oder auch nur regelmäßig zu bestimmter Zeit mit einem anderen Menschen zusammensein, ohne daß dabei irgend etwas Besonderes geschieht. Es fällt meist nicht einmal auf im täglichen Ablauf unseres Daseins. Im allgemeinen wird die Regel stärker als das Bewußtsein. Unmerklich kommt eine gewisse Ordnung hinein, mit dem Blick auf Zweckmäßigkeit, Verpflichtung und der inneren Begrenzung bei sich und dem anderen. Es hält eine gute Weile vor, wenn die Partner sich gegenseitig darauf einstellen, bei vielen sogar für ein ganzes Leben voller Licht und voller Schatten, es geht eben; nicht, daß man nur sagen würde, es muß eben gehen.
Zwischendurch entstehen die Spannungen, Stockungen im Kreislauf der beiderseitigen Beziehungen zueinander, wenn nicht rechtzeitig vorausgefühlt und unvorbereitet oft – Explosionen bis zur Kettenwirkung dieser Explosionen, zu wilder Abneigung und tierischem Haß. Das ist eben so. Die Schriftsteller machen viel zu viel Wesens davon und vor allem viel zu viel Worte.
Jeder einzelne hat es in der Hand, eine solche Entwicklung abzufangen, zu mildern und es nicht erst zu einer Explosion kommen zu lassen. Das Verständnis hierfür, das gegenseitige Verständnis, die Brücke, die sich so allmählich bildet ... das ist, was die Literatur und die geistigen Disziplinen unter Liebe verstehen oder, genauer gesagt, mit Liebe zudecken.
Mit Margot war es anders. Ich sah es sich entwickeln, ich sah das Gewitter heraufziehen, ich verfolgte es mit wachsender Spannung und wußte, die Entladung wird folgen ... ich habe sie nicht gerade provoziert, aber auch nicht verhindert. Ich kann nur von mir aus sprechen; wie es auf der anderen Seite ausgesehen hat, weiß ich nicht. Die Entladung kam mit Naturgewalt, der Wille zur Zerstörung, die Lust, auch noch das Letzte in der Bindung auszulöschen, zu zertreten ... bei mir war der Höhepunkt der Spannung dann schon vorbei, ich war längst wieder passiv. Und – niemand braucht mir das zu glauben, ich habe darunter entsetzlich gelitten. Dieser wühlende Schmerz ging so tief, daß er mir manchmal den Atem verschlagen hat.

An solchen Sonntagen und freien Tagen von der Redaktion, wenn jeder von uns verschiedene Wege ging, ungewiß, ob der eine überhaupt zurückkehren würde, in solchen Stunden und auch Tagen hat sich vieles an Verkrampfung gelöst.
Ich habe erst viel später manchmal geweint, in persönlicher Auswegslosigkeit befangen und unfähig, Unrecht zu ertragen – weit entfernt davon, daß ich mich geniert hätte. Ich habe in diesem Jahr an solchen Tagen nicht gerade geweint, die Tränen mögen nach innen gesickert sein und haben dort Narben hinterlassen, die – würde ich sie heute bloßlegen – noch immer schmerzen. Ich weiß seit dieser Zeit, was es heißt, allein zu sein.
Die Bindung der Geschlechter scheint beim Menschenwesen biologisch darauf gegründet, daß die Partner jeweils von der Lebensenergie des anderen zehren, Stück für Stück aufsaugen und auffressen. Zuletzt – der Dauerhaftere, angefüllt mit der Erinnerungskraft an den anderen, frißt sich selber auf. Dies eben tut – allen Berufswissenschaftlern zum Trotz – weh; es tut sehr weh, wenn der einzelne einsam wird. Die Panik, allein zu sein – niemand kann dem entgehen, und im Grunde hat auch niemand die Absicht, dem zu entgehen und den zyklischen Ablauf dieses Parasitären ändern oder verbessern zu wollen. Es wird später notwendig sein, diese Beobachtung auf das gesellschaftliche Zusammenleben allgemein zu erweitern.

Grabisch hatte sich die Idee in den Kopf gesetzt, Margot und ich sollten heiraten. Wir heirateten. Grabisch brachte noch einen zweiten Zeugen. An dem Termin, an dem wir vor dem Standesamt erscheinen sollten, war ich so stark betrunken, daß sich die Zeugen weigerten, mit mir aufzutreten. Die Zeremonie mußte einige Wochen auf einen neuen Termin verschoben werden. An diesem Tage hatten wir alle zusammen so wenig Geld, daß wir nicht, wie vorgesehen, in eine Kneipe für den feierlichen Umtrunk gehen konnten.
Ich war bereits wieder arg in Schulden, wenngleich diesmal vorsorglich geordneten. Wir hatten eine Neubauwohnung im Hansa-Viertel, Hinterhaus, gemietet. Ich bezog die Einrichtung mit allem Drum und Dran auf Kredit mit Hilfe der Garantie der Firma. Die Firma schrieb sogar an meinen Vater, um ihn zu veranlassen, die Verbindung zu mir wieder herzustellen.

Ich hatte zu dieser Zeit schon meinen eigenen Tisch im Pressezimmer der Börse. Ich war nicht nur ein Informationszentrum für die Handelsredakteure und Korrespondenten, sondern auch für Makler, die mich mit einem sicheren Tip mit einsteigen ließen. Das hätte sich groß entwickeln können ...
Ich hatte bereits Angebote von großen Tageszeitungen, nach Hamburg, nach Essen ...
Ahrends & Mossner wollten mich gegen eine geringe Beteiligung in das Verlagsgeschäft ihrer Börsenhandbücher bringen, um mich irgendwie enger an die Firma zu binden. Der Vater sollte die Beteiligung vorschießen ...
Ich führte bereits das Leben eines avancierten Verlagsangestellten, eines Redakteurs, eines zukünftigen Börsenmannes; noch ein paar Jahre und ...
Ein Sohn wurde in die Ehe geboren.
Manchmal kam ich abends nicht zur Zeit nach Hause, das Abendessen wurde kalt. Ich war in einer Wettgemeinschaft mit den Setzern der Verlagsdruckerei, wir wetteten in französischen Rennen auf Pferde, die wir meist dem Namen nach nicht einmal kannten. Ein Experte, der Faktor in der Druckerei, besorgte das für uns. Wir gewannen und verloren. Manchmal gewannen wir etwas mehr, und das wurde in einer Kneipe am Bahnhof Börse gefeiert; dort trafen wir uns auch sonst abends auf ein Glas. Es kam nicht oft vor, aber es kam vor, daß ich dann abends spät zu Hause erschien.
An einem solchen Abend, wir saßen im Nebenzimmer der Kneipe um einen runden Tisch, gesprächig, laut und lärmend und auch sonst guter Dinge, da stand plötzlich Margot in der Tür, hochrotes Gesicht, wie eine Furie anzusehen.
Sie kam durch die lähmend gewordene Stille auf mich zu und schlug mir die Hand ins Gesicht, rechts und links.

Mit Ohrfeigen in die Literatur

Ich hatte bisher kaum Anstrengungen gemacht, mein ursprüngliches Interesse für die schöngeistige Literatur in eigene schriftstellerische Versuche umzusetzen. Zudem war seit meinem Weggang aus Leipzip dieses Interesse für Gedrucktes im allgemeinen stark geschwunden. Ich las nur noch die Geschäfts-

berichte von Gesellschaften, deren Aktien an der Börse gehandelt wurden.
Es steht mir allerdings heute klarer in der Erinnerung, daß ich noch auf der Schule nach der Lektüre von Dostojewskis „Idiot" sogleich begonnen hatte mit den Aufzeichnungen eines Idioten, im Thema zwar wesentlich verändert – ich selbst war, versteht sich, der Idiot, der im Garten eines Spitals herumwandelt und sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen hat ... zuvor hatte ich meine Mutter umgebracht. Eine ganze Weile sind diese Blätter von mir aufbewahrt worden. Ich glaube aber nicht, daß ich sie jemandem gezeigt habe; später sind sie verlorengegangen.
Ich schrieb damals in großer Erregung und innerer Anteilnahme und habe eine große Menge Schokolade dabei gegessen.
In gleicher Weise, wenn ich das hier bereits sagen darf, habe ich später auch geschrieben, explosiv und explodierend, eingeengt und zerdrückt von einer dynamischen Vorstellungswelt, gegen die ich mich wehre, ohne sie aufgeben zu können und vielleicht auch, ohne dies zu wollen.
Nach dieser kleinen Abschweifung: Ich bin an diesem Abend aus der Kneipe nicht nach Hause gegangen. Margot ist wieder aus der Kneipe hinaus und auf die Straße, nachdem sie mich geohrfeigt hatte – ob sie draußen auf mich gewartet hat, ob sie davongelaufen ist aus Angst, ich könnte ihr folgen, oder ob sie mich überhaupt nicht mehr sehen wollte, das weiß ich nicht.
Ich selbst bin bei dem überstürzten Aufbruch der anderen zunächst sitzen geblieben – und werde daran gedacht haben, ins Wasser zu gehen. Warum? – das wird seltsam genug sein zu beantworten; ich selbst könnte es nicht. Ob mir die Welt fremd geworden, die Leute, die Kollegen, die Setzer und was sonst noch zugelaufen war – so etwas wird diesen ganz alltäglich erschienen sein ... die Männer, die sich vertraulich am Biertisch unterhalten, erzählen sich in den Untertönen gegenseitig immer dasselbe: wie oft sie von ihren Frauen buchstäblich oder symbolisch geohrfeigt werden.
Es wird nur dieses kleinen Anstoßes bedurft haben: ich fühlte mich außerordentlich überflüssig, stehe mir – erschreckend zu wissen – im Wege, unerträglich ... besser zu verschwinden

und ins Wasser zu gehen .. wohin hätte ich sonst gehen sollen?
Irgend jemand aus der Druckerei hat sich mir angeschlossen, draußen auf mich gewartet und ist neben mir hergegangen. Viel wird nicht gesprochen worden sein, wir sind noch in eine Reihe anderer Kneipen gegangen, bis in die Frühe hinein. Und ich bin dann tatsächlich in eine Badeanstalt gegangen, die gerade geöffnet wurde, und habe mich ins Wasser gelegt; aber ertrunken bin ich nicht.
Stattdessen habe ich einen Bekannten aufgesucht, der inzwischen bei einer der großen Berliner Tageszeitungen untergekommen war. Ich borgte mir von ihm das Reisegeld, obwohl der Mann für meine Geschichte nicht das geringste Verständnis hatte und mir geraten hat, mich erst gründlich auszuschlafen ... ich bin nicht mehr ins Büro gegangen, ich habe auch niemanden angerufen oder sonstwie jemandem Bescheid hinterlassen. Ich bin am gleichen Tage noch abgefahren.
Margot, das Kind, die Wohnung und die sonstigen Verpflichtungen habe ich hinter mir gelassen. Ich muß gedacht haben, so wird es sein, wenn ich verschwinde, völlig verschwinde. Es mag ähnlich sein, aber es ist eben anders, als ins Wasser zu gehen.
Ich bin damals zu dem Grabisch gefahren. Der war in diesen Wochen in Pleß beschäftigt, studierte in der Bibliothek des Fürsten Pleß irgendwelche Geschichtsdaten aus der frühen oberschlesischen Entwicklung, in Verbindung zu Schleiermacher und den Siedlungsversuchen der Pietisten-Bewegung. Ich fand den Grabisch, dem man im Schloß ein Studierzimmer eingerichtet hatte. Er brachte mich unter bei einer ihm bekannten Familie in der Stadt.
Ich hatte schon in der ersten Stunde den Eindruck, daß Grabisch nahe daran war, mit mir jede Beziehung abzubrechen. Er hätte mich am liebsten geschlagen und konnte sich gerade noch zurückhalten.
Ich blieb über eine Woche in Pleß; soweit reichte mein Geld, als ich schon am nächsten Morgen in ein Hotel außerhalb der Grabisch-Sphäre übersiedelt war.
In diesen Tagen habe ich die Emma-Schnalke-Novelle, das Kernstück im „Trottelbuch", geschrieben.

Der Park um das Schloß des Fürsten Pleß ging ohne Gitter und Warnungstafeln in das freie Land über. Ich folgte einem hohen, breiten, aufgeschütteten Damm in die Weite. Zu beiden Seiten waren Wiesen, hier und da verstreut kleine Anhöhen, mit Buchen und Eichen bestanden. Längs des Dammes stand eine Reihe von Pappeln, wie Pfeiler eines Domes, gewaltig in das Blau des Himmels hineinragend. Wind spielte in den Blättern, und die Luft war von dem Duft der Wiesen erfüllt. In der Ferne, weit draußen, werden die bebauten Ackerfelder begonnen haben. Ich bin in diesen Tagen niemals auf diesen Wanderungen einem Menschen begegnet. Es muß in den Wochen vor der Ernte gewesen sein.

Mir war sehr weh ums Herz. Ich war nicht eigentlich einsam, aber ich war allein.

Ich fing an, diese Novelle herunterzuschreiben, als säße mir jemand im Nacken, gehetzt und gestoßen und unter einem schmerzlichen Druck. Ich sah keinen Ausweg und auch kein Ziel. Eine Überfülle von Fragen, auf die ich mir selbst hätte antworten sollen. Ich habe die Antwort nicht gefunden. Wäre ich damals schon so empfindsam und angeschlagen gewesen wie heute, hätte ich die Stimmen gehört, die mich zu einer Entscheidung drängten. Ich schrieb stattdessen diese Novelle aus der Gewißheit, mehr vielleicht aus der Erwartung heraus, daß ich alle die unbeantworteten Fragen damit zudecken könnte, wegschieben zum mindesten ...

Ein Krähenschwarm löst sich von der Pappel und zieht über die Wiese dahin. Die Lerche wird aufsteigen, der Triller, in der Vorahnung, ist bereits in der Luft, schon beginnt sich der Ton zu sammeln und zu verdichten ... eine Amsel trippelt über den Damm.

Ich muß das hier vorwegnehmen: Niemals ist jemand gekommen und hat zu mir gesprochen.

Niemals!

Da das „Trottelbuch“ später bei Erscheinen, ich glaube 1912, ziemliches Aufsehen unter den Literaturbeflissenen hervorgerufen hat, Kurt Hiller schrieb darüber in den „Weißen Blättern“ einen Aufsatz: Barbaren über uns! – sollten noch einige Bemerkungen dazu gestattet sein. Ich habe die Zwischentöne gut behalten, die zwielichtige innere Meinung, die ungelösten Fragen, die ich sowieso auch heute nicht beantworten könnte,

das Aufstöhnen und den Ruf nach ... Hilfe; ich geniere mich nicht, das hinzuschreiben.
Soviel ich weiß, verlangt man von einem Schriftsteller, daß er das, was er schreibt, durcharbeitet und feilt, auswägt und den Leser oder Hörer hineinzuziehen bestrebt ist. Ich habe das nicht getan. Ich stoße eher den Leser ab. Mir fehlt von vornherein die Distanz.
Zur Beantwortung von allem, was ich an Fragen und Aussagen aufgeworfen habe, hat sich niemand bereit gefunden. Man mag die Kriegsjahre und die zwangsläufig damit verbundene Teilnahmslosigkeit mit dafür verantwortlich machen und als Entschuldigung gelten lassen. Zu mir persönlich ist überhaupt niemand gekommen ... ähnlich dem Hund, der in den kalten Nächten ausgesperrt ist und vor der Stalltür jault.
Grabisch hatte angefangen, sich für das Manuskript zu interessieren. Das wird ihn veranlaßt haben, sich hinter meinem Rücken als Vermittler zu betätigen. Er hatte sich mit meinem Vater in Verbindung gesetzt, der ihm mitteilte, ich solle nach Hause kommen; dort wolle man mit mir reden. Grabisch hatte bereits auch einen Ausweg vorgeschlagen: er würde mich veranlassen, das Studium in München wieder aufzunehmen. Auch er selbst sei gerade dabei, nach München zu übersiedeln. Ich könnte dort wenigstens eine Abschlußprüfung in Nationalökonomie erreichen. Mein Vater scheint großes Vertrauen in Grabisch gesetzt zu haben.
Grabisch hielt mich noch für einige Tage in Pleß und gab mir das Reisegeld nach Neiße.
Ich hatte an diesen Verhandlungen nur ein sehr geringes Interesse. Im Grunde war mir alles gleichgültig. Auch als ich über Grabisch hörte, daß Margot in Berlin die Wohnung aufgegeben, genauer: auch ihrerseits Hals über Kopf im Stich gelassen hatte und mit dem Kind zu ihrer Mutter nach Breslau gefahren war. Wir verloren die Möbel und die gesamte sonstige Einrichtung, einschließlich Kleider, Wäsche und Bücher, die für die ausstehende Miete von dem Hauswirt beschlagnahmt und später versteigert wurden. Ich hörte das, als ob es sich bei einem anderen zugetragen hätte. Möglicherweise würde es sich wirklich einrichten lassen, daß ich das Studium wieder aufnahm.
In Neiße traf ich den Freund Max Herrmann, der mir zu-

redete, das Manuskript zu einem Buch zu erweitern. Ich schrieb nach Leipzig an Gerstenberg, der sogleich bereit war, es herauszubringen.
Ich blieb einige Wochen in Neiße. Nichts ereignete sich. Ich wurde behandelt wie ein fremder Gast, mit dem man nur gelegentlich, und dann aus reiner Höflichkeit, spricht. Im übrigen war mir dies durchaus recht. Trotzdem – möchte ich sagen, ging es gesittet zu und geradezu feierlich; keine besonderen Provokationen. Die Mutter war sichtlich bemüht, nicht mit mir zusammen auf die Straße zu gehen ... die Mutter am Arm des Sohnes Ausschau haltend nach der künftigen Schwiegertocher ... dieser Traum war ausgeträumt.
Es kam eine Vereinbarung zustande – zum großen Teil durch Briefwechsel hinter meinem Rücken und ohne daß ich direkt gefragt worden wäre –, daß Margot mich nach München begleiten würde. Es wurde ein monatlicher Betrag festgelegt als Pensionsbeihilfe für das Kind, das bei Margots Mutter bleiben sollte, und ein Betrag für den Haushalt in München, der allerdings so gering war, daß wir später gerade die Zimmermiete davon bezahlen konnten. Dieses Geld würde monatlich an Grabisch überwiesen. Das hört sich jetzt etwas eigentümlich und bitter an. Mir indessen war es wirklich gleichgültig. Margot hat darunter sehr gelitten.

Die Aufzählung von Vorgängen in den Entwicklungsjahren, bei denen meine Person leider so stark im Mittelpunkt steht, ohne Reflex auf den gesellschaftlichen Hintergrund, nähert sich jetzt dem Ende.
In München hätte ich gern bei Brentano studiert, aber meine Doktorarbeit bei Sinzheimer, der finanzwissenschaftliche Untersuchungen aus der Praxis der Industrieproduktion anzubieten hatte, unterstellte mich dem Professor Lotze, einem besonders unsympathisch auftretenden Lehrer, der aus seinen Doktoranden die künftigen Finanzminister zu bilden sich vorgenommen hatte. Nachdem ich eine auf Originaldokumente gestützte Untersuchung über die Auswirkung der Getreidewechsel während der Kreuzzüge, ein bevorzugtes Themengebiet bei Lotze, was mich für ein Semester nach Mailand verschlagen hätte, abgelehnt hatte, erreichte Sinzheimer die Zulassung für eine Arbeit über die Auswirkung der Produktionssteuer in der Zündholz-

industrie, verbunden mit einer Untersuchung über die Standortindustrie von Alfred Weber.
Ich verbrachte einige Wochen in der Zündholzfabrik in Rosenheim und fuhr nur über das Wochenende heim nach München. Dort wechselte inzwischen Margot von einem möblierten Zimmer zum andern, meist irgend etwas als Pfand für die Miete zurücklassend; Zentrum war das Café Stefanie in der Türkenstraße.

Die Boheme löst sich auf

Für die Schwabinger Boheme, die fast einem Jahrzehnt deutscher Kunst und Literatur ihren Stempel aufgedrückt hat, kam ich 1911 bereits zu spät. Es mag früher ein gemeinsames Bindeglied vorhanden gewesen sein, das die Schwabinger zusammenhielt und zu der Charakteristik als Schwabinger Boheme geführt hatte – die Herausforderung gegen das Althergebrachte, gegen die bürgerliche Tradition, der Elan des „épatez le bourgeois", der von Paris übernommen worden war. In dieser Bürgerschreck-Atmosphäre muß eine tiefere Sinngebung vorgewaltet haben, als ich sie damals noch in Schwabing angetroffen habe. Eine gewisse Nachwirkung war zurückgeblieben, vereinzelt und beinahe schon wieder außerhalb der Zeit ... die Arrivierten, deren Bilder schon wieder gekauft wurden, anzupumpen und darauf zu achten, dem Hauswirt die fällige Monatsmiete schuldig zu bleiben; mehr nicht.
Die neue Sezession, die sich aus einzelnen Gruppen zusammengefunden hatte, war bereits im Verfall. Ihre Parallele der Literatur hatte es noch nicht zu Profil und Eigenart gebracht. Was von den Malern übrig geblieben war, schon völlig außerhalb der ursprünglichen Boheme, leitete bereits den Expressionismus ein, die provozierend unabhängige Kunstform, unbeeinflußt von Paris und Mailand.
In der Literatur habe ich dagegen eigentlich nur noch den üblichen Geschäftsbetrieb angetroffen. Die älteren Semester, die sich früher zur Boheme gerechnet haben mögen, trafen sich außerhalb Schwabings in der Torggelstube, die Wedekind, Halbe, Bierbaum, Bleibtreu und so weiter, die Redakteure und Mitarbeiter der Zeitschriften „Simplizissimus" und „Jugend"

und was sonst als Literaturbeflissene dort Eingang gefunden hatte, Herr Piper und Herr Langen und die Kunst-Mäzene, die sich damals schon Essayisten nannten; der Kreis hielt sehr auf Exklusivität, genauer genommen ein Kegelclub.
Im Café Stefanie residierte der Dr. Franz Blei, ein ausgezeichneter Mann, mit einem umfassenden kritischen Wissen – ich sage das mit besonderer Genugtuung, weil Blei mich mit einer offen zur Schau getragenen Verachtung behandelt hat und – das „Trottelbuch" war gerade erschienen – mich nicht als Schriftsteller gelten lassen wollte. Er hatte einen Kreis junger Leute um sich, Sprößlinge wohlhabender Eltern, ästhetisch abgestimmte, gesittete Manieren. Sie waren nach München gekommen, Schriftstellerei zu lernen, das heißt Romane zu schreiben und Gedichte zusammenzustellen ... zum Zeitvertreib. Blei hat diese Leute in die Literatur gebracht, den Zeitschriften zugeführt, zu denen er Beziehungen hatte, und sie bei den Münchner Verlegern einkaufen lassen. Auch dieser Kreis gab sich äußerst exklusiv und Margot hat sich dort sehr wohl gefühlt.
Und im Café Stefanie selbst saßen noch Erich Mühsam und Roda Roda, beide eigentlich der Torggelstube zugehörig, und spielten jeden Tag zur bestimmten Stunde Schach. Anziehungspunkt für Durchreisende. Der Ober Julius pflegte die beiden den Fremden zu zeigen als Schaustücke – bei Mühsam war es der Revoluzzerbart, bei Roda Roda die rote Weste.
Unter den Bohemiens, die vom Pariser Café Dome nach dem Stefanie in München herübergewechselt waren, machte Henry Bing, der Simplizissimus-Zeichner, am meisten von sich her. Auch Bing hatte stets einen Kreis Gleichgesinnter um sich – gleichgesinnt meine ich in der Aufgeblasenheit, dem lauten Auftreten und ihrer Maniriertheit, mit Geld um sich zu werfen, auch wenn sie in Wirklichkeit keins hatten; Julius hatte das Geld vorzuschießen und sammelte es dann auch wieder ein. Ich nehme an, daß die Mehrzahl der Bing-Jünger später Handelsreisende geworden sind. In diesem Kreis war Margot gleichfalls ein viel gesuchter Gast.

Die Künstler-Boheme war bereits in den Sog der allgemeinen Gesellschaftskrise geraten, die das laufende Jahrhundert auszeichnen wird. Die bedeutsamste Rolle für die sozialkritische

Aufspaltung der „guten alten Zeit" hat die Psychoanalyse von Sigmund Freud gespielt. Der Höhepunkt im Streit um die richtungsweisende Interpretation der Freudschen Grundregeln zwischen den von Freud abgefallenen Schülern war vorüber. Otto Groß, in München Assistent in der psychiatrischen Universitätsklinik unter Kräpelin, war bereits von München nach Ascona in der Schweiz abgewandert und bereitete sich dort auf eine Privatdozentur vor.

Otto Groß hatte in seinen Münchener Jahren einen Kreis von Anhängern um sich versammelt, die zum größten Teil mit ihm nach Ascona gegangen sind; bekannt geworden sind mir Leonhard Frank, Karl Otten, Frick und Schiemann, den ich schließlich in Moskau zehn Jahre später wiedertreffen sollte. Die Asconaer kamen noch oft nach München, auch Otto Groß, mit dem ich dann bei einem dieser Besuche näher bekannt geworden bin.

Die zersetzende Wirkung dieser Gruppe auf die bisherige Kultur- und Gesellschaftsanalyse habe ich selbst in München nicht mehr beobachten können. Je mehr ich später mit Groß befreundet wurde, um so mehr habe ich die verlorenen Jahre als Handelsjournalist in Berlin bedauert. Dieses Versäumnis habe ich auch in all den nachfolgenden Jahrzehnten nicht mehr aufholen können.

Groß hatte den Plan, in Ascona eine freie Hochschule zu gründen, von der aus er die westliche Zivilisation anzugreifen gedachte, die Zwangsvorstellungen der inneren wie äußeren Autorität, die von dieser getragenen sozialen Bindungen, das Zerrbild einer parasitären Gesellschaftsform, in der zwangsläufig jeder von jedem zu leben genötigt ist, um weiter existieren zu können.

Nach München waren über Ascona im Grunde nur Gerüchte gelangt über die Aufhebung der Sexualmoral, in bürgerlichem Sinne interpretiert als „freie Liebe", im Gegensatz zu den Dunkelkammerassoziationen unserer Zeit. Auch der Prozeß über den Sacharinschmuggel aus der Schweiz nach Österreich-Ungarn und Böhmen, in den der Kreis um Otto Groß mit verwickelt gewesen ist, war längst über die Bühne gerollt, die Erinnerung war noch sehr lebendig geblieben.

Aus der heilsamen Explosion, die selbst von der medizinisch-therapeutischen Anwendung der Psychoanalyse in ihren ersten

Anfängen ausgelöst worden ist, hätte sich eine revolutionäre Bewegung entwickeln können weit über die engere politische und soziale Zielsetzung hinaus, hätte nicht Freud den opponierenden, weil ungeduldigen Schülern selbst die Tür zugeschlagen mit dem unheilvollen Ausspruch: wir sind Ärzte und wollen Ärzte bleiben. Er hat damit zugleich den noch unheilvolleren Konkurrenzkampf unter den abgefallenen Schülern ausgelöst. Freud selbst hat sich zwar an diesen seinen Grundsatz selbst nicht gehalten, als er später die Untersuchung über das „Unbehagen in der Kultur" schrieb. Damals hatte er dann allerdings auch nicht mehr den Begeisterungseinsatz von Schülern hinter sich, die bereit gewesen waren, für ihn in die Arena zu steigen.

Aus den mit allen Mitteln der Intrige, oft unter Anrufung der staatlichen Autorität, geführten Streit der Schüler unter sich, der sich zunächst darauf zu konzentrieren schien, Otto Groß auszuschalten und zur Strecke zu bringen, ist der Kreis um Otto Groß allmählich auseinandergefallen. Als ich Otto Groß in München kennengelernt habe, war er für das tragische Ende eines Einzelschicksals bereits gezeichnet.

Etwas ähnliches wie dieser Kampf innerhalb der Boheme spielte sich auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaft ab.

Der Durchbruch zur Biologie war erfolgt im Rahmen der Gesellschaftswissenschaft, der von der orthodoxen Wissenschaft an den Universitäten nicht nur nicht erkannt, sondern fanatisch verfolgt wurde – gleichfalls abgedrängt als Boheme. Ich hatte nur sehr lose Beziehungen zu diesen Leuten, ich kannte eigentlich nur Raoul Francé persönlich, aber ich weiß, daß eine sehr weitverzweigte und aktive Anhängerschaft, besonders unter den Studenten und jüngeren Dozenten, dahinterstand. Francé, Haeckel-Schüler, hatten eine eigene Bewegung ins Leben gerufen, deren Angehörige sich Vitalisten nannten. Ihr Ziel war, mit den rationalistischen Lehrsätzen des Konfutse den emotionellen und mystischen Dunst aus den westlichen Religionssystemen zu beseitigen, mit einer materialistischen Moral ein neues Gesellschaftssystem aufzubauen. Ich kann nicht sagen, ob diese Vitalisten einen großen Erfolg, zum mindesten einen nach außen sichtbaren, aufzuweisen hatten. Aber, wenn ich hier aus der Hitler-Zeit vorgreifen darf, die Groteske, daß Hitler gleich zu Beginn seiner Regierung eine Kommission be-

stellt hatte aus Fachwissenschaftlern, die mit der Aufgabe betraut war, für Deutschland und die übrige Welt eine Einheitsreligion zusammenzustellen. Raoul Francé war in diese Kommission neben fünf anderen berufen worden. Er hat abgelehnt und ist sogleich aus Deutschland emigriert.
Francé ist in Budapest 1943 gestorben. Mir war die Ehre zuteil geworden, am Grabe vor einem kleinen Kreis ungarischer Wissenschaftler und einem halben Dutzend seiner deutschen Freunde einige Worte als Nachruf für den Toten zu sprechen.
Ich bin trotzdem noch einigen Nachfahren der echten Schwabinger Boheme begegnet. Da war vor allem Fritz Klein, der wandernde Scholar, aus dem Jahrhundert der Romantik überkommen, der zu Fuß Griechenland, Italien und Frankreich durchwandert hatte; ein Genie in der Beschaffung von Existenzmitteln. Durch ihn habe ich Karl Otten kennengelernt, der damals nur noch sporadisch in München aufgekreuzt ist. Otten hatte aber auch noch weitere Anhänger, die in einer scheuen und schwärmerischen Verehrung zu ihm standen, die Holzer Buben zum Beispiel, Konstantin, der Bildhauer, Carlo, der Maler und Poet, Emilio, der Kunstgewerbler, der seiner Mutter zu helfen hatte, die mit kunstgewerblichen Arbeiten für eine streng ausgewählte Kundschaft die Jungen über Wasser hielt; Eugenio, der vierte der Buben, war damals ausgewandert.
Die Atmosphäre im Hause der Holzer war die einer Fürstenwitwe im Exil in der Zeit der italienischen Frührenaissance. Sie waren sehr arm, die Holzers; das war ihr Stolz. Mir ist nicht bekannt geworden, daß von den Holzer Buben bemerkenswerte künstlerische Leistungen in die Öffentlichkeit gekommen sind. Trotzdem war ihr Ruf in den Kreisen der Kunstakademie fest begründet: verkannte Genies.
Fritz Kleins kostbarster Besitz war hingegen ein langatmiges Gedicht an die Menschheit, das er Leuten verlieh, die zu ihm kamen und denen er helfen wollte. Man mußte es neu in Handschrift abschreiben und sich damit zur Schillerstiftung oder zum Schillerbund begeben, dessen Geschäftsführer ein pensionierter Gymnasialprofessor war. Die Stiftung zahlte einen einmaligen Unterstützungsbeitrag von zehn bis zwanzig Mark an angehende Dichter, vorausgesetzt, daß der Unterstützungsuchende eine Probe seiner dichterischen Versuche vorzulegen imstande war; dazu diente das Gedicht, dessen Verfasser nicht

etwa Fritz Klein selbst gewesen ist, darüber hat niemals ein Zweifel bestanden. Es ist im Laufe der Jahre unbeschadet einige Dutzend Male vorgelegt worden. Ich selbst habe mit diesem Gedicht zu gelegener Zeit zwanzig Mark einkassiert, von denen ich die Hälfte an Klein abzugeben hatte.
Fritz Klein ist wie noch viele andere aus den Resten der Künstler-Boheme in Schwabing in den ersten Monaten des Krieges gefallen, Kriegsfreiwilliger im Leibregiment. Vor Ypern. Jemand war auf die Idee verfallen, die jungen Kriegsfreiwilligen in englische Uniformen zu stecken und sie in einem Überraschungsangriff auf die englischen Stellungen auf den Ypernhöhen einzusetzen. Dabei sind die Pseudo-Engländer im Vorgelände liegen geblieben und dort von der eigenen Artillerie niederkartätscht worden. Von einem sächsischen Artillerie-Regiment. Seit der Zeit, heißt es, besteht in der Kunst zwischen München und Sachsen ein tiefer Trennungsstrich.
Obwohl ich im zweiten Münchner Jahr – das „Trottelbuch" war noch nicht erschienen – bereits angefangen hatte, in der Berliner Zeitschrift „Sturm" regelmäßig kleine Skizzen und Dialoge zu veröffentlichen, handwerkliche Übungsstücke – soweit im Textteil noch Platz übrig geblieben war, Döblin veröffentlichte dort einen Roman in endlosen Fortsetzungen –, was mir zu einiger Beachtung in den Münchener Caféhäusern hätte verhelfen sollen, hatte ich keinen Zugang zur kleineren oder größeren literarischen Prominenz. Ich habe das auch nicht gerade gesucht. Ich habe wahrscheinlich eher noch durch Provokationen eine beiderseitige Annäherung von vornherein unmöglich gemacht.
Das so vielgerühmte Simplizissimus-Kabarett der Kathi Kobus war bereits in diesen Jahren mehr oder weniger eine geschlossene Gesellschaft; die Leute drinnen gehörten zusammen, mit einigen wohlsortierten Bohemiens aus verflossener Zeit als Schaustücke dazwischen. Ich habe zwar auch Emmi Hennings kennengelernt, mit der sich Margot angefreundet hatte, aber keinen Eindruck von ihr zurückbehalten als die spätere Bewunderung, wie dieses so zerbrechliche Menschenkind die Kraft aufgebracht hatte, sich an der Seite Hugo Balls und nachher im Leben mit einer von tiefem moralischen Ernst erfüllten Aufgabe zu behaupten.
Als Kabarett hätte ich dem Kathi-Kobus-Laden das Benz-

Varieté in der Ludwigstraße vorgezogen. Es war freier und ungezwungener, und die Tränen der vergessenen Genies tropften nicht von der Decke.
Aber wie dem auch sei: die Boheme existierte nicht mehr. Am Kreuzwege angelangt, wies die weitere Richtung sie bereits in sozial kritischer betonte Aufgaben, so verschwommen und so illusionistisch diese auch noch erschienen sein mögen.
Ich habe zwar gleichfalls zeitweise in der Künstlerpension des Fürmann gewohnt. An den dort fast Woche für Woche veranstalteten Künstlerfesten, zu denen auch die Arrivierteren aus Kunst und Literatur erschienen, habe ich nicht teilgenommen. Ich wurde auch sehr bald aus der Pension hinausgeworfen, weil wir die Miete nicht bezahlen konnten. Fürmann, der Kavalier, hatte Margot gestattet, wohnen zu bleiben, die auch bis zum Ende meines Aufenthalts in München dort gewohnt hat.
Ich glitt in eine Doppelexistenz, nicht zuletzt getrieben von dem Wunsch und auch der Notwendigkeit, mich von Margot und ihrem Umgang noch mehr abzusetzen. Es kam zu Konflikten, manchmal zu stürmischen Auftritten von Seiten Margots. Ich habe darüber die wenigen Freunde, denen ich glaubte näher zu stehen, verloren. Auch später noch im Laufe der Jahre, wenn ich gezwungen gewesen bin, einem Idol, das andere aufgebaut haben, entgegenzutreten. Ich bin weder ein Minnesänger gewesen noch ein Verteidiger und Befreier der Frauen. Ihre Vergewaltigung durch die bürgerliche Gesellschaftsform und den daraus gebildeten Moral-Tabus hat tiefere Wurzeln. Es muß aus der Gesellschaft heraus bekämpft werden.
Bezeichnenderweise bin ich lange Zeit, zum Teil auch heute noch, literarisch abgestempelt nach meinem äußeren Auftreten mit Margot in den Münchener und Berliner Cafés und Künstlerpensionen. Es hat sich kaum jemand die Mühe genommen, sich zu fragen, was es damit auf sich gehabt habe; wahrscheinlich hat Margot etwas erwartet, das nicht von mir erfüllt werden konnte. Wir waren beide nahe daran, zugrunde zu gehen. Es ist vorläufig wenig Anlaß, eingehender darüber zu schreiben.
Ich habe das Wesen der Frau nicht verstanden, und ich verstehe die Frauen nicht. Das ist auch heute noch so. Wer aufnahmefähig und gewillt ist, das Erlebnis der Frau in sich wirken zu lassen, wer bereit ist ... dem wird es ähnlich ergehen.

Die gegenwärtige Form der gesellschaftlichen Tabus läßt ein gegenseitiges Verständnis nicht zu, noch nicht ... wir glauben daran, wir hoffen, aber wir können es nicht erreichen, noch nicht.
Das erklärt vielleicht, warum es mir immer gleichgültig gewesen ist, wie die Leute mich aus dieser Zeit eingeschätzt haben, auch diejenigen, die es hätten besser wissen können.

Ich hatte mich dem Kreis um Erich Mühsam angeschlossen. Gustav Landauer war unser Prophet. Wir gerieten in die Bewegung der Syndikalisten, mit denen der Kreis um Mühsam, der sich Gruppe Tat nannte, in Verbindung stand.
Es gibt eine Fiktion von der anarchistischen Bewegung, die als Bürgerschreck aufgezogen wird. Der Italiener Luccheni, der die Kaiserin Elisabeth erstochen hat, der Pariser Autobandit Garnier, die Bomben und die russischen Emigranten aus der Revolution 1905, Winitschenkos Roman „Ehrlich zu sich selbst", der von Männerbordellen spricht, die von den Frauen als zahlende Gäste besucht werden – Winitschenko ist übrigens später erstaunlicherweise Präsident der Ukraine unter der ersten deutschen Okkupation gewesen –, das waren so einige Helden und Grundsätze, die in der Gruppe Tat diskutiert worden sind.
Um es hier vorwegzunehmen, die verschiedenen anarchistischen Gruppen, die ich im Laufe der Jahre kennengelernt habe und mit denen ich lange Zeit im Briefwechsel gestanden bin, in den europäischen Ländern und in Amerika, singen alle an einem Choral, das Lied von der Freiheit, das wie ein Gebet gesprochen wird und nichts und alles enthält. Ich habe nur einfältige, bescheidene Leute getroffen, abgestuft im Grade ihrer Einfalt nach ihrem Beruf und den Notwendigkeiten der nackten Existenz, von ausgesprochen kleinbürgerlichem Zuschnitt mit der Sehnsucht nach einer Moral, die den einzelnen und die Menschheit leiten wird: die imaginäre Ordnung, die von selbst einmal kommen wird. Sie glauben daran, die meisten wenigstens.
Der Choral muß früher oder später nach innen schlagen, in die Seele sozusagen, sobald einige äußere Ziele schwinden oder schärfer sich abzeichnen in dem Sinne, daß eine persönliche Entscheidung getroffen werden muß ... wer sich dann umbringen will, wird ins Irrenhaus gesteckt.

Andere pflegen dann ihren Körper und nähren den Geist in übersinnlichen Gefilden, den Kühen vergleichbar auf der grünen Weide, über die der Himmel sich weitet, die Sonne scheint und der Regen herniederträufelt; Vorübergehende, die ob dieser Naturverbundenheit in Erstaunen geraten, hören dann nur das Muhmuh ...

Die Mehrzahl der amerikanischen anarchistischen Gruppen sind bei den Rosenkreuzern gelandet, Jack London bei den Spiritisten.

Ich sage das alles nicht im Bösen, es sind trotzdem prächtige Menschen, und ich wünschte, ich hätte mich in eine solche Gruppe wenigstens einleben können, ob im südamerikanischen Urwald oder im Dschungel der Großstadt oder in den Niederlanden, wo die Schelde die gut meinenden Leute in den Schlaf wiegt, während draußen in der Welt so böse Unruhe herrscht. –

Von unseren Diskussionen in der Gruppe Tat gingen wir indessen auch zur Praxis über. Wir warben mit Handzetteln von Wohnung zu Wohnung für den Kirchenaustritt. Die Syndikalisten, vielleicht 200 Mitglieder stark, hatten für München den Generalstreik ausgerufen, beginnend mit dem Streik der Plattenleger, bei denen sie am stärksten vertreten waren. Es kam in einer von den sozialdemokratischen Bauarbeitern nach einem der großen Bierkeller einberufenen Massenversammlung zu einem großen Skandal. Die Handvoll Syndikalisten hatten die Versammlung reichlich in Harnisch gebracht, mit Sontheimer als dem Redner für den Generalstreik – Sontheimer ist nach dem Kriege in die Regierung der Münchner Räterepublik geraten, ich glaube als Kriegsminister. Er wurde beim Einmarsch der Reichswehr in seiner Wohnung aufgespürt und erschlagen, in der Badewanne.

Dann hatte sich Mühsam zum Wort gemeldet. Es war ihm auch gelungen, das Podium zu betreten, flankiert und abgedeckt von den Mitgliedern der Gruppe Tat, alles recht schmächtige und windige Gestalten im Vergleich zu den Urbayern im Saal, die bereits angefangen hatten, ihren Protesten und dem sonstigen wilden Geschrei mit einer Kanonade von Bierkrügen und Stuhlbeinen auf das Podium mehr Nachdruck zu verleihen. Für mich hätte das eigentlich der Vorgeschmack sein sollen, für das, was alles in den späteren Jahren noch zu erwarten sein würde.

Glücklicherweise ist niemand ernstlicher verletzt worden. Unserer Kameradin Ida, die mit ihrem Freund Morax auf den Abendveranstaltungen der Gruppe Tat französische Revolutionslieder zur Guitarre zu singen pflegte, wurden die Kleider vom Leibe gerissen.

Zu diesen Abendveranstaltungen luden wir aus der Gastwirtschaft „Zum Soller" die Mädchen ein. Sie brachten ihre Zuhälter mit, die kleinen Taschendiebe und sonstige Elemente in der Gesetzlosigkeit von geringerem Format, die Nelke hinterm linken Ohr. Wir wollten ihnen einen freien Abend unter sich veranstalten, losgelöst von ihren sonstigen Verpflichtungen. Wir lieferten die Unterhaltung. Mühsam las einige Gedichte vor und hielt eine kurze Ansprache; dann wurde gesungen und getanzt, wir hatten Guitarre und Harmonika, und wir bezahlten das Bier, das heißt, Mühsam bezahlte das. Wenn ich das heute noch so sagen darf, es herrschte eine wundervolle Stimmung.

Später hat Gustav Landauer, der uns von Frankfurt her regelmäßig besuchte und unter Kontrolle hielt, diese Abende verboten. Aber auch sonst hätten wir das Interesse der Soller Kameraden nicht halten können. Sie sind zu sehr vom Saisongeschäft abhängig. Es gibt Wochen, in denen die Bauern schon am frühen Morgen in die Stadt hineinkommen und sehr früh in den Soller einfallen, wo man ihnen das Geld dann abnehmen kann. Es gibt aber auch Wochen, in denen nur Abendgäste zur Behandlung eintreffen.

In den Universitätsferien hatte ich mich einer Gruppe von Tat-Besuchern angeschlossen zum Hopfenzupfen in die Holletau. Ich entsinne mich an den Marktplatz in Wolnzach. Wir wurden von dem Stadtgendarmen in einer Reihe aufgestellt, alte und junge, Frauen und Kinder dazwischen. Der Bauer mit einem übermannshohen Stab, wie St. Peter an der Himmelstür, schritt die Reihe ab und stieß mit dem Stock den einen oder anderen auf die Brust – das hieß, der war angenommen. Ein Schreiber, der hinter dem Bauern herging, teilte die Nummer aus. Später wurden die Nummern aufgerufen, die Kolonnen zusammengestellt, und wir marschierten ab, der Bauer an der Spitze, in den Hopfengarten, oft ein weiter Weg von der Stadt und auch von dem Anwesen des Bauern. Wir bekamen Quartier im Stroh in der Scheune, alle miteinander und durcheinander.

Die Arbeit ist nicht sehr schwer gewesen, natürlich ungewohnt, wenn am frühen Morgen die Dolden noch von dem starken Tau bedeckt sind und an den Fingern kleben bleiben. Wir bekamen dreimal am Tage zu essen, jedesmal ein Berg Kartoffeln für alle, zweimal eine dünne Zwiebelsuppe und drei große Scheiben Brot für den Tag. Die Gesellschaft, der ich mich angeschlossen hatte, war ebenso unerfahren wie ich. Wir waren zu Fuß von München aufgebrochen und hatten uns bei den Bauern durchgebettelt. Wir hatten natürlich nicht einen Pfennig Geld. Von diesem Essen aber kann man nicht existieren, den ganzen Tag bis spät in die Nacht hinein hopfenzupfend, Reihe für Reihe. Am dritten Tag brannten mir die Eingeweide wie Feuer, ich hatte große Mühe, Wasser zu lassen. Den anderen war auch das Singen vergangen, der Aufruf zur Revolution, die Verteilung von Flugblättern. Wir hielten schließlich die erste Woche durch, bevor wir vom Bauern einen Vorschuß erhalten konnten. Davon kauften wir uns im Dorf Wurst und Bier; die anderen vier Wochen ging es dann schon besser. Aber den Choral haben wir trotzdem nicht zelebriert.

Nach Wolnzach strömten um die Zeit der Hopfenernte damals dreißig- bis vierzigtausend Leute aus ganz Deutschland zusammen, in der Mehrzahl die Vagabunden der Landstraße, für die es eine Art Jahrestreffen gewesen sein muß. Diese Leute werden sonst von der Feldpolizei scharf angefaßt und nach Laune eingesteckt, je nachdem wieviel Mangel an Arbeitskräften in einem Ort war. In diesem Monat aber drückt die Polizei ein Auge zu, und zwar sowohl für den Anmarsch wie für den Abtransport. Für revolutionäre Lieder und Aufrufe, gleichviel für was, sind diese Tippelbrüder nicht zu gewinnen – ich würde sagen, sie werden auf uns mit ironischer Verachtung herabgesehen haben.

Nach dieser ersten schweren Enttäuschung ging die Begeisterung mit gedämpftem Trommelschlag. Das Studium störte mich wenig. Ich hatte auf den Prüfungstermin zu warten und die Bekanntgabe der mündlichen Prüfungsfächer. Da Sinzheimer auf ein Jahr nach Amerika gegangen war als Austauschprofessor, würde sich die Sache hinziehen.

Der Rest meines Aufenthaltes in München, während dem ich angefangen hatte, ein zweites Buch zu schreiben, verbrachte ich mit einem Tippelbruder namens Kindler, den ich bei Müh-

sam kennengelernt hatte. Kindler kannte Dutzende von Arbeitshäusern und fast alle Polizeigewahrsame in Bayern. Seine Gesellschaft war mir lieber als diejenige der prominenten Schriftsteller und Philosophen, bei denen Grabisch mich gern eingeführt hätte.

Wir, das heißt Kindler und ich, verkauften die Berliner Illustrierte in den großen Bierkellern. Zehn Nummern bekamen wir vom Verteiler auf Kredit; bei fünf Abonnements, für die wir je eine Mark erhielten, konnte gelegentlich ein Schwund mit unterlaufen, das ist der Mann mit der falschen Adresse, in diesem Falle bekamen wir das Geld trotzdem. Kam es zu oft vor, mußten wir zu einem andern Verteiler wechseln... es kam vor, daß wir zu viele dieser fiktiven Adressen selbst ausgeschrieben haben.

Wir arbeiteten auch mit der Kleider-Masche. Kindler stieg in einem jämmerlichen Zustand, was Rock und Hose anlangte, die Hintertreppe in den herrschaftlichen Häusern in die Küche und in die Kammern der Dienstmädchen hinauf und fragte nach abgelegten Kleidern der Herrschaft. Das Mitleid ist immer stärker als der Verdacht. Ich stand unten auf der Straße und nahm die Kleider in Empfang, brachte sie ins nächste Versatzamt oder versuchte, sie schon an der Straßenecke zu verkaufen.

Wir schliefen in der Gastwirtschaft „Zur Ewigen Lampe" in Schwabing, der Inhaber war ein Straßenbahnschaffner, die Frau betrieb neben der Gastwirtschaft eine Unterkunft, dreißig Pfennig für das Bett. Oft konnten wir nachts durch ein offenes Fenster ohne Bezahlung einsteigen, durch die Vordertür indessen hatten wir, wenn schon kein Geld, zum mindesten Ware zu liefern. Ich lieferte die Enten aus den Wassergräben des Englischen Gartens, die ich mit der Angel herauszog, mit einem Stück eingeweichtem Brot am Haken, so daß sie nicht laut werden konnten.

Wir schliefen aber auch manchmal in den Kiesgruben außerhalb der Stadt in der Schwabinger Ausfallstraße. Die eindringende Wärme der frühen Morgensonne, die dem Schläfer dann ins Gesicht scheint, ist mir in Erinnerung geblieben.

Es wird auch schon damals kaum jemandem der Gedanke gekommen sein, daß wir mit unserem Protest gegen gesellschaftliche Formen die Welt ändern und verbessern würden. Ein sol-

cher Protest hat kein erkennbares Ziel, er ist mitgewachsen automatisch mit dem Druck, den die Gesellschaft auf den einzelnen ausübt. Die große Mehrzahl findet sich mit diesem Druck ab, einige wenige rennen sich dabei die Schädel ein, die Intelligenten wie die weniger Intelligenten.

Der Dichter greift in die Politik

Mein weiteres Verbleiben in München war sinnlos geworden. Das Abenteuer einer asozialen Existenz stumpft sich ab. Es begann das, was für meine Stellung in der Literatur sich so verhängnisvoll auswirken sollte: ich verlor jegliches Interesse, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die der Anerkennung eines jungen Schriftstellers entgegenstehen, das heißt, aus diesen Schwierigkeiten für meine künftigen Arbeiten zu lernen, ja sogar eine begrenzte Anerkennung, begrenzt durch die bestimmte Geisteshaltung einer Schicht, für mich auszunutzen.
Aus Abwehr und Provokation, aber beinahe, wie ich das heute sehe, mehr aus dem Eigensinn der Verschmähung, habe ich mich wieder dem Handelsjournalismus zugewandt. Dieser Wechsel hat sich in den verschiedenen Phasen meines Lebens wiederholt, aus der gleichen Ursache, mit dem gleichen Zweck und dem gleichen negativen Erfolg: ich glaubte, eine Erleichterung der materiellen Existenz, eine größere Unabhängigkeit zu erkaufen, um in eine desto größere Unruhe und Unausgeglichenheit zu geraten, die sich als Schuldgefühl ins Bewußtsein eingebrannt hat. Ich bin das Kainszeichen des Literaten seit damals nicht mehr losgeworden, immer wieder zur Literatur zurückgekehrt, unter immer erschwerteren Bedingungen und mit Arbeiten, die immer weniger diszipliniert und durchgefeilt waren.
Das sollte sich sogleich in voller Schärfe zeigen in Berlin, wohin ich wieder zurückgekehrt war. Ich hatte die Initiative zu einigen Vorverhandlungen aufgebracht: ich konnte mit einer etwas losen Bindung bei meiner alten Firma wieder eintreten, ich würde für einige Provinzblätter die Berliner Börsenvertretung übernehmen, die über Ahrends & Mossner abgewickelt wurde. Margot war nun bereit gewesen, sogleich mitzugehen. Ihre Mutter würde kommen und uns die Wirtschaft führen.

Das Kind hatte die Mutter inzwischen bei meinen Eltern in Neiße untergebracht.
Wir sind ohne Bedauern von München geschieden. Aber auch die allgemeine Abwanderung von Kunst und Literatur aus München hatte 1913 bereits eingesetzt. Margot konnte den größten Teil der Leute, mit denen sie im Stefanie zusammengesessen hatte, bereits wenige Monate später im Café des Westens am Kurfürstendamm wiedertreffen.
Ich hatte inzwischen ein zweites Buch, „Kameraden", bei Weißbach in Heidelberg veröffentlicht, um dessen Aufnahme bei der Kritik ich mich wenig gekümmert habe. Immerhin – ich geriet damit in den Kreis um die Zeitschrift „Die Aktion" und wurde bald deren regelmäßiger Mitarbeiter mit Aufsätzen, meist sozialkritischen Inhalts. Ich erinnere mich eines Appells in Form einer Kurzgeschichte, „Morenga", zur Rettung der Hereros in Deutsch-Südwestafrika, denen die deutsche Kolonialverwaltung ihre Rinderherden weggenommen hatte, um für ein Dutzend weißer Siedler genügend eigenes Weideland zu sichern. Es war zu einer Revolte gekommen, die von der deutschen Regierung zu einem Kolonialkrieg ausgeweitet wurde, mit einem Expeditionskorps und täglichen Erfolgsbulletins in der Presse. Die Hereros, in der überwiegenden Mehrzahl mit Stöcken bewaffnet, vereinzelt mit einigen englischen Jagdgewehren, hatten keine Chance gegen die deutschen Schnellfeuergeschütze und Maschinengewehre. Die militärischen Operationen beschränkten sich daher auch, die einzelnen Stämme voneinander zu trennen und einzeln in die Wüste abzudrängen, wo sie dann verhungert und verdurstet sind, 40 000 Männer, Frauen und Kinder.
Um Franz Pfemfert, den Herausgeber der „Aktion", hatte sich ein Kreis von jungen Dichtern gesammelt, der mit Recht als die junge literarische Generation gewertet werden konnte. Wer überhaupt etwas auszusagen hatte, in welcher Form immer, in glatten oder holprigen Versen, es kam auf den Willen zur Aussage an, den inneren Zwang, den dynamischen Druck zur Aussage, hatte Zugang zu der Zeitschrift; er war willkommen.
Dieser zunächst auf die Jugend beschränkte Kreis schien durch nichts aneinander gebunden. Es war auch kein eigentliches Profil vorhanden, das man dieser literarischen Bewegung, so-

fern eine solche überhaupt vorhanden gewesen ist, hätte zuweisen können. All dies ist später und rückwirkend erfolgt.
Franz Pfemfert brachte diese jungen Dichter, die Neopathetiker, wie Alfred Lichtenstein, Ernst Blaß, van Hoddis und andere, wie Gottfried Benn und Oscar Kanehl, Richard Öhring, in einen Rahmen politischer und sozialkritischer Essays, den Leitartikeln zur sozialen Tagesgeschichte und der Interpretation von Bakunin, Krapotkin und Proudhon. Der Dichter wurde, ob er wollte oder nicht, zur sozialkritischen Analyse erzogen – ganz gleich, daß diese Dichter später im Kriege und nachher wieder ihre verschiedenen Wege gegangen sind.
Erleichtert wurde dieser Erziehungsprozeß, wenn man die Entwicklung so nennen darf, durch die Mitarbeit der bereits Arrivierten in der Literatur. Ich glaube, daß es in diesen Jahren kaum einen Schriftsteller von Format und Bedeutung gegeben hat, der nicht stolz darauf gewesen war, in der „Aktion" zu erscheinen; er war dies schon seinem Prestige schuldig. Dieser Grad von Verschmelzung in einem betont sozialkritischen Rahmen hat die „Aktion" besonders ausgezeichnet.

Wenn heute die Literaturhistorie diese Jahre und diesen Mitarbeiterkreis als den deutschen Expressionismus in der Literatur bezeichnet, so muß ich sogleich hinzufügen, daß dieser Expressionismus der Protest gewesen ist gegen die Enge der Beobachtung im Naturalismus, eine Art Barriere gegen die Gefahr einer aufkommenden Neo-Romantik, gegen das Epigonenhafte der Neo-Klassik. Das Ursprüngliche und Eigenartige in dieser Zusammensetzung voneinander so verschiedener Faktoren war der Trieb, das Ich in den Mittelpunkt zu stellen gegen die Einwirkungen der Umwelt, die Verteidigung und der Angriff gegen die bestehende Gesellschaftsform. Erst viel später hat die Literaturhistorie die gemeinsame Linie entdeckt in der Sprache, der Ausdrucksform und der Diktion. Auch die Sprache war bereits zu eng geworden, zu sehr erstarrt und eingefroren und nicht mehr dehnbar genug. Den Dichtern selbst ist dies zur Zeit nicht bewußt gewesen. Seltsam, wie unberührt frisch sich die Sprache des Expressionismus erhalten hat. Sie ist zugeschüttet worden durch die beiden Kriege und die jeweiligen Nachwirkungen. Aber sie ist so lebendig geblieben, die Sprache wie die Diktion, daß man jederzeit wieder beginnen

könnte, darauf neu aufzubauen. Man sollte diese Entwicklung nicht aus der Fliegenperspektive betrachten, in der sich heute einige ihrer Mitläufer gefallen. Die Perspektive ist weiter: der Expressionismus war bereits Teil einer revolutionären Bewegung mit sehr starken politischen Akzenten der Sozialkritik.
In dem engeren Kreis um Franz Pfemfert und die Geschwister Ramm war Ludwig Rubiner die überragende Persönlichkeit. Sein Essay „Der Dichter greift in die Politik" hat genau das getroffen, was wir alle damals gefühlt haben. Zu diesem Kreis gehörte Karl Otten, zeitweise Kurt Hiller, Carl Einstein, Sternheim und Landauer, und als gute Freunde, so zu sprechen, die großen Verleger Fischer, Kurt Wolff und Rowohlt, so seltsam das heute erscheinen mag, weiterhin Alfred Kerr und Maximilian Harden.
Das ist das Phänomen Pfemfert: Wie hat er diese enorme Aufgabe bewältigen können? – und den ganzen Weltkrieg hindurch... Wie sind die Gelder zusammengekommen, die Zeitschrift durchzuhalten? – zu denen dann noch die Kosten des Buchverlags hinzugekommen sind? Zwar zahlte die Aktion keine Honorare, aber das ist nicht das Entscheidende; vielleicht überhaupt nicht das Geld, sondern die Arbeit, der Briefwechsel mit den Autoren und den Hunderten von Leuten aus aller Welt, die technische Redaktionsarbeit der Herausgabe, der Drucklegung und des Versands... für jeden Fachmann gesehen, ein Phänomen.
Pfemfert hat nie irgendwelche Helfer gehabt, abgesehen von Alexandra Ramm, seiner Frau. Er wohnte in der Nassauischen Straße im Wilmersdorfviertel in Berlin in einem Hinterhaus im vierten Stock. Dort war eine Art Arbeitszimmer, und Pfemfert saß hinter einem Tisch vor einem Berg von Briefen und Manuskripten, die Zigarrenkiste mit dem Tabak vor sich, aus der er sich ständig die Zigaretten stopfte. Er war immer zu sprechen und für jeden, von früh morgens bis spät in die Nacht. Die Tür war für jeden Besucher offen.
Ich will hier nicht verschweigen, daß ich mich in dem Aktionskreis nicht wohl gefühlt habe. Man behandelte mich mit einer an sich freundlichen Distanz. Und obwohl Pfemfert später im Kriege in rascher Folge meine Arbeiten herausgebracht hat, es sind diejenigen Bücher, die vielleicht Anspruch auf bleibenden Wert haben, wenn auch nur charakteristisch für eine eng be-

grenzte Epoche, so bestand in Wirklichkeit nur eine sehr lose Verbindung zwischen uns. Zu Ludwig Rubiner konnte ich bedauerlicherweise überhaupt keinen Kontakt gewinnen, und mit Carl Einstein werde ich kaum mehr als ein paar Worte gesprochen haben. Ich vermute heute, daß Franz Pfemfert diese meine Arbeiten, die zum größten Teil im Festungsgefängnis Spandau enstanden waren oder kurz nachher, wie die Romane „Sophie", „Opferung" und „Der Sprung aus der Welt", geeignet gefunden haben muß, der Verflachung der Literatur im Kriege entgegenzuwirken – das Einzelschicksal des Menschen, besonders in der Beziehung zur Frau und der Umwelt, läßt den Krieg völlig ignorieren, der Krieg ist nicht viel mehr als ein lästiges und aufdringliches Gerücht –, aber gesprochen hat Pfemfert mit mir darüber nicht. Diese Arbeiten sind sogleich in dem allgemeinen Kriegsrummel mit untergepflügt worden. Sie haben heute einen gewissen Seltenheitswert im Buchhandel für ein paar Dutzend von Literaturbeflissenen, die sich über die Wurzeln des Expressionismus orientieren wollen.
Wenn Pfemfert sich bei der Herausgabe eine breitere Wirkung versprochen hat, so wird die Enttäuschung, die ja auch immer erst einige Jahre nachher ins Bewußtsein rückt, recht bitter gewesen sein.
Meine zwielichtige Stellung als Börsenkorrespondent, meine eigene Unsicherheit, mich entweder von der Börse oder der Literatur zu befreien, und die zur Schau gestellten Provokationen haben meine Eingliederung in den Aktionskreis nicht gerade erleichtert.

In dieses letzte Berliner Jahr vor Ausbruch des ersten Weltkrieges fiel meine Befreiungskampagne für Otto Groß.
Der Vater, ein Universitätsprofessor in Graz, Verfasser des „Handbuches für den Untersuchungsrichter", ein internationales Standardwerk, hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Sohn wieder auf die bürgerliche Existenz einer Privatdozentur an einer von ihm ausgewählten Universität zurückzuführen; wenn notwendig, mit Gewalt. Über die Vorgeschichte weiß ich wenig. Otto Groß selbst pflegte darüber nur in dem allgemeinen und erweiterten Rahmen des Vater-Sohn-Komplexes zu sprechen. Den letzten Anstoß soll ein Aufsatz gegeben haben, den Groß in einer psychoanalytischen Fachzeitung über den

Vater zu veröffentlichen gedachte, ausgehend von einer Analyse des Sadismus in der gesellschaftlichen Funktion eines Untersuchungsrichters mit den Assoziationen zum Vater, der dieses Handbuch verfaßt hatte, sowie die entsprechenden sadistischen Reflexe in seiner Stellung zur Familie und dem Sohn Otto. Irgendwie ist dieses Manuskript schon vor der Drucklegung in die Hände des Vaters gefallen oder diesem in die Hand gespielt worden – das war die Version von Otto Groß, der auch einen bestimmten Verdacht auf Personen aus seiner nächsten Umgebung hatte.

Aus dem latenten Unterton von gegenseitiger Abneigung entstand so der völlige Bruch. Der Vater Groß hatte vielleicht nur auf einen Anlaß dieser Art gewartet. Er schlug zu mit der Autorität, die einem berühmten Professor der Rechtswissenschaften zur Verfügung steht, mit der Absicht, den Sohn dieses Mal endgültig zu vernichten. Vorher hatte sich der Vater von einem andern abgefallenen Freud-Schüler, dem Züricher C.G. Jung, ein Gutachten bestellt, worin dieser Jung seinen Kollegen Otto Groß als einen gefährlichen Psychopathen charakterisiert haben soll.

Gestützt auf dieses Gutachten hatte der Grazer Professor die Berliner Polizeibehörden ersucht, Otto Groß festzunehmen und an die österreichische Grenze zu bringen, wo er von den vom Vater mobilisierten Schergen in Empfang genommen werden sollte.

Otto Groß war kurz vorher nach Berlin gekommen, um sich eine neue Existenz aufzubauen, nachdem er auf eine geldliche Unterstützung durch die Familie nicht mehr rechnen konnte. Er hat bei uns gewohnt, und Margot und deren Mutter, die den Haushalt führte, haben ihn betreut.

Er wurde auch in meiner Wohnung verhaftet.

Ich hatte bisher den Auseinandersetzungen mit dem Vater und der Familie nicht allzuviel Aufmerksamkeit gewidmet. Mir hatte vorgeschwebt, Otto Groß selbst zunächst auf die Beine zu stellen, ihm eine Praxis aufbauen zu helfen und ihn zu wissenschaftlichen Arbeiten anzuregen, wofür sich ein Verleger bereits gefunden hatte. Auch die „Aktion" brachte mehrere Aufsätze, die Groß in der Wohnung Pfemferts geschrieben hatte. Es schien auch langsam wieder bergauf zu gehen, es kamen neue Freunde. Überwunden werden mußten die tiefen De-

pressionen, in die Groß von Zeit zu Zeit noch verfiel. Dazu war mitfühlendes Verständnis notwendig, Hilfsbereitschaft und eine große Geduld – überraschend viele aus dem Aktions-Kreis, auch bisher sonst Fernstehende, waren dazu bereit.
Der Vorstoß des Vaters hat mich allerdings noch in ganz anderer Weise alarmiert. Um dem Ersuchen um Ausweisung bei der Berliner Polizei noch größeren Nachdruck zu geben, hatte der Grazer Professor angegeben, daß sein Sohn in die Hände von gefährlichen anarchistischen Elementen gefallen sei, vermutlich eine Erpresserbande, die frühere Untersuchungen des Otto Groß über Homosexualität ausnützen werden, ihn – den Vater – zu erpressen.
Ich erwähne das alles etwas ausführlicher in diesen Aufzeichnungen, weil ich damals noch fähig gewesen bin, zu einem Gegenschlag auszuholen; auch unter Anwendung jedes möglichen und geeignet erscheinenden Mittels. Allein diese Tatsache hat mir eine größere Selbstsicherheit gegeben, die noch lange Zeit nachher vorgehalten hat – insofern kann man diese Kampagne als einen Wendepunkt bezeichnen, der die nachfolgenden Jahre entscheidend mitbeeinflußt hat.
Das von dem Vater eingeschlagene Verfahren bot eine gute Angriffsfläche – das Ansuchen um Ausweisung stellte eine ungehörige Beeinflussung der Polizeibehörde eines anderen Landes dar, die ihrerseits an eine bestimmte Prozedur, die einer solchen Ausweisung vorangehen muß, gesetzlich gebunden ist. Der Professor glaubte dies, auf seine Autorität gestützt, ignorieren zu dürfen. Die preußischen Polizeibehörden haben ihm in seiner Annahme recht gegeben. Damit rückte der Fall bereits auf zu einer Kernfrage der Innenpolitik: Welches Recht haben die Ausländer in Preußen-Deutschland überhaupt? Hinzu kam noch, daß die Verdächtigungen, die der Professor benutzt hatte, nur sehr vage waren. Er hatte sich auch nicht einmal die Mühe genommen, zum mindesten durch eine Geste, sie beweisen zu wollen.
Mit der Diversion auf das innenpolitische Gebiet und die Rechtsbeziehungen zwischen Österreich und Preußen hatte ich die Leitartikler der großen bürgerlichen Blätter gewonnen, die sich sogleich des Falles annahmen. Wie ein Schneeball rollte die Kampagne weiter auf die Zeitschriften, für die zusätzlich das Vater-Sohn-Verhältnis in den Vordergrund gestellt wurde, den

privaten Konflikt innerhalb einer Familienbindung unter Anrufung der staatlichen Polizeiapparate lösen zu wollen; der Hinweis auf die Psychoanalyse, die soeben erst gesellschaftsfähig geworden war, goß Öl ins Feuer.
Allenthalben wurde der Professor Groß als ein Typ hingestellt, dessen Behandlung durch einen Psychiater im Interesse der allgemeinen Sicherheit als notwendiger erachtet wurde, als für den Sohn; Otto Groß war inzwischen in die Landesirrenanstalt Troppau eingeliefert worden mit dem Aktenzeichen: unheilbar geisteskrank.
Ich selbst hatte mir von Johannes R. Becher die Zeitschrift „Revolution" ausgeborgt, die dieser in München zusammen mit Bachmair herausgab. Ich füllte die Zeitschrift mit Zuschriften und Beiträgen von Dichtern und Schriftstellern aus aller Welt für das Recht des individuellen Erlebens gegen den gefährlichen Starrsinn väterlicher Autorität. Dem Professor wurde die Fähigkeit abgesprochen zu lehren, ein Amt zu bekleiden – eine internationale Schande für die Rechtswissenschaft. Zu Studentendemonstrationen an den österreichischen Universitäten wurde aufgerufen. Nicht genug damit: ich hatte aus dem Grazer Adreßbuch Hunderte von Adressen herausgeschrieben, die Caféhäuser in Graz und Wien, die Universitäten, die Büchereien, die Buchhandlungen... ich habe über 1000 Exemplare der „Revolution" auf diese Weise versandt. Ich war darauf aus, den Professor an seiner eigenen Basis anzugreifen und zu vernichten.
Als auch die Kampagne in der österreichischen Öffentlichkeit aufgegriffen wurde, die Wiener Neue Freie Presse veröffentlichte einen Leitartikel gegen den Professor Groß, gab der Alte klein bei. Es hätte sich um ein Mißverständnis gehandelt, ließ er erklären, Otto Groß habe sich freiwillig in die Landesirrenanstalt begeben, um sich einer Entziehungskur zu unterwerfen; er könne jederzeit entlassen werden. Ich wurde telegrafisch von der Anstalt nach Troppau eingeladen. Ich fuhr hin und habe Groß dort abgeholt. Ich bin empfangen worden wie ein inspizierender Minister aus der Wiener Regierung. Otto Groß war inzwischen bereits aus der Kategorie der Unheilbaren zum behandelnden Assistenzarzt in derselben Anstalt aufgerückt.
Ich möchte die Affaire Groß sogleich hiermit abschließen. Unsere Freundschaft ist in den folgenden Kriegsjahren, in denen

Groß als Militärarzt eingezogen wurde, an einer Reihe äußerer Umstände verblaßt und schließlich ganz zerbrochen.
Für mich bedeutete Otto Groß das Erlebnis einer ersten und tiefen, großen Freundschaft, ich hätte mich ohne zu zögern für ihn aufgeopfert. Dabei stand ich ihm wahrscheinlich äußerlich, genau gesagt, nicht einmal besonders nahe. Es war eine Mischung von Respekt und Glaube, das Bedürfnis zu glauben und zu verehren, aufzunehmen und zu verarbeiten, was er uns ständig einhämmerte. Für Groß selbst war ich vielleicht nicht viel mehr als eine Figur auf dem Schachbrett seiner Gedankenkombinationen, die hin- und hergeschoben werden konnte. Zudem war es an sich schon schwierig, den Gedankengängen zu folgen, besonders in der Form persönlichen Zusammenseins; sie waren überschattet von den äußeren Unzuträglichkeiten, die mit der Abhängigkeit von Opium und Kokain verbunden sind. Es gehörte Phantasie dazu, zu Groß zu stehen. Später ist nicht ohne Bitterkeit ein Schuldgefühl zurückgeblieben, die Erkenntnis, daß es unmöglich geworden war, ihm zu helfen.
Otto Groß ist in den ersten Monaten der Unruhen nach dem ersten Weltkrieg auf der Straße buchstäblich verhungert. Die Freunde können einmal und vielleicht noch ein andermal mit dem Revolver in der Hand Apotheken in der Nacht überfallen und Opium herausholen, aber das kann nicht zur Regel werden. Groß fühlte sich im Stich gelassen, hatte auch keine Kraft mehr, jemanden aufzusuchen und dort wieder für eine Zeit unterzukriechen. Er hatte sich eines Nachts in einen sonst unbenutzten Durchgang zu einem Lagerhaus geschleppt und ist dort liegengeblieben. Er wurde zwei Tage später aufgefunden. Eine Lungenentzündung, verschärft durch völlige Unterernährung, konnte nicht mehr behandelt werden. Er ist den Tag darauf gestorben. Der Stern eines großen Kämpfers gegen die Gesellschaftsordnung – der Stern ist explodiert, erloschen und untergegangen; die Zeit war nicht reif, das Gesindel der Satten noch zu zahlreich. Vorläufig ist der einzelne noch machtlos gegen sein Verhängnis.

Die Rückkehr zum Handelsjournalismus ist mir nicht so richtig gelungen. Ich konnte mich nicht mehr einfügen. Ich hielt zwar die Verbindungen aufrecht, übernahm gelegentlich Vertretungen, mit denen ich etwas Geld verdiente, aber ich hatte

keine festen Bindungen. In Erinnerung ist mir geblieben eine auf sechs Wochen begrenzte Börsenvertretung für die „BZ am Mittag". Das Blatt erschien an der Börse um 12 Uhr 30 und gab praktisch für den Mann auf der Straße die Börsentendenz an. Um 12 Uhr 30 aber gingen auch die amtlichen Makler in ihre Kojen und stellten die ersten Kurse fest. Ich hatte dagegen einen Setzer im Ullstein-Haus, um schon um 12 Uhr die Kurse von einem Dutzend Papieren in die Maschine zu diktieren sowie die allgemeine Tendenz mit einigen Begründungen – eine gute Schule, Prognosen zu lernen.

Ich schrieb auch einige Monate ein wöchentliches Bulletin für einen sogenannten Bucketshop, das ist ein von England her übernommener Typ von Schwindelfirmen, die an Kunden gegen Depotzahlung Aktien verkaufen, die sie weder besitzen noch überhaupt zu kaufen beabsichtigen. Der Kunde wird durch Telefongespräche und Telegramme meist in der Provinz angelockt zu ständig neuen Spekulationen, mit Versprechungen hingehalten, bis die Depotzahlung nach dem Kurszettel als Verlust aufgerechnet werden kann.

Margot ging ihre eigenen Wege. Wir lebten zusammen, waren auch gelegentlich zusammen zu sehen. Ein völlig Fremder hätte uns aber für Gelegenheitsbekanntschaften gehalten.

Die Prominenz der Branche pumpten wir über das Telefon an: Alfred Kerr, Maximilian Harden, Theodor Wolff, Sammy Fischer und andere. Ich ließ durch einen Partner das Geld abholen. Das spielte sich meist in der Frühe ab, von einer Kneipe aus, wo wir die Nacht durchgesoffen hatten. Ich befand mich nach dem Telefon in einer besonders schwierigen Lage, aus der ich nur durch sofortige Zahlung ausgelöst werden konnte.

Mit diesem Partner verdiente ich Geld im Billard-Spiel. Wir spielten im Café Kerkau an der Friedrichstraße eine Schaupartie für die durchreisenden Provinzler. Der Partner, für den Serien von 80 und 100 nichts Besonderes waren, verlor, ich zog die Gäste aus der Provinz, die uns der Kellner zugetrieben hatte, ins Gespräch und nötigte sie, es mit dem Partner zu versuchen. Zuerst um das Billard-Geld, dann um 5 Mark die Partie und mehr, wenn die Leute erst richtig warm geworden waren. Sie hatten keine Chance zu gewinnen.

Wir spielten in der gleichen Weise Schach in Caféhäusern in Neukölln, allerdings mit einem Verdienst eher nach Pfennigen.

Dort lernten wir aber einen Bademeister Bernhard Bode kennen, mit dem wir glaubten, einen neuen Geschäftszweig eröffnen zu können. Bode, bei dem man einen Ring gefunden hatte, der zuvor einer Dame ins Wasser gefallen war, – darauf wurde die Sache gedreht – war als Bademeister entlassen worden und suchte nach einer neuen Beschäftigung. Er hatte angeblich ein Verfahren, durch besondere Kombination von Brustgürteln und in sich gekuppelten Schnallen eine Anzahl vollbesetzter Boote, wie sie in den Ausflüglerlokalen an der Spree vermietet werden, hinter sich herzuziehen – Typ: der lebende Frachtdampfer. Mit dem Mann wäre ein großes Sommergeschäft zu machen gewesen. Wir ließen Plakate drucken: Bernhardi Boddi – der lebende Frachtdampfer, und machten einen Startversuch in einem kleinen Gartenlokal in Weißensee, als zusätzliche Attraktion zu dem sonntäglichen Gartenkonzert, vermieteten sechs Boote zu je acht zahlenden Passagieren und verkauften etwa 100 Eintrittskarten. Die Sache fiel ins Wasser. Bode kam vom Laufsteg nicht los. Ich hörte ihn prusten und gurgeln und stöhnen – es nutzte nichts, er kam nicht los, und die Boote bewegten sich nicht.
Als die Leute anfingen unruhig zu werden und Witze zu reißen, habe ich mich entfernt, der Partner, der am Eingang an der Kasse saß, war schon vorher abgehauen. Der Frachtdampfer wird von den Gästen, deren Enttäuschung und Wut sich gewiß gesteigert hat, später mächtig verprügelt worden sein... wir haben die Neuköllner Caféstuben seither gemieden, Bode wird eine andere Beschäftigung gefunden haben.
Mein Partner bei diesen Abenteuern war einer der wenigen aus dem Aktionskreis, mit dem ich mich verstanden habe: der Lyriker Richard Öhring. Im Krieg ist auch diese Freundschaft zerbrochen – nicht deswegen, weil zu dieser Zeit Cläre Öhring mich bei sich aufgenommen hatte. Öhring, der wie so viele von uns Schwierigkeiten mit den Einziehungsbehörden hatte, war nach Wien zu Otto Groß gefahren. Von dort ist er nach wenigen Monaten völlig verwandelt zurückgekommen, aggressiv, von einer ihm bisher völlig fremden schneidenden Ironie... es ist nie zu einer Aussprache gekommen, die Frau hat er einfach stehen lassen. Ich war gezwungen, ich mußte mich gegen ihn wenden. Was ist das für eine Barriere, die sich plötzlich zwischen zwei Menschen aufrichten kann? Vielleicht

haben wir Fehler gemacht, vielleicht ist ein Mensch an irgendeinem Punkte plötzlich zutiefst getroffen. Ich habe solche Situationen selbst erlebt, Teil der Verschmähung ... es ist dann unmöglich umzukehren, zurückzuschauen ... so ist Richard Öhring aus meinem Leben geschieden. Ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen. Als wir uns später in Rußland wieder begegnet sind, kannten wir uns nicht mehr.

Ich mußte mich der üblichen Musterung für den Militärdienst unterziehen und wurde für tauglich befunden in der Reserve, die am Tage der Mobilmachung einberufen wird. Offen gestanden, ich habe mir nicht viel dabei gedacht. In einer Isolierzelle hätte ich nicht mehr von den Vorgängen der Politik abgeschlossen sein können. Es gibt Spannungen und Proklamationen und patriotische Aufmärsche – aber was ging das mich an? Wir hatten in München in der Gruppe Tat Leute, die an uns verwiesen wurden und die einem Einberufungsbefehl zum Militärdienst nicht folgen wollten, nach der Schweiz verfrachtet, für gewöhnlich zu den Brüdern Gräser in Ascona, die dann die Leute unterbrachten – aber ein tieferer politischer Sinn steckte nicht dahinter; außerdem wurden diese Leute bei den Gräsers, hieß es, schlecht behandelt, wie Sklaven; sie arbeiteten in den Obstgärten für das tägliche Brot, das heißt unentgeltlich. Es gehörte einfach mit zu unserer Routine. Als ich gemustert wurde, hatte ich die Gräsers schon vergessen.

Mein Bewußtsein war schon stark getrübt – wie man heute sagen würde. Ich fand aber bei allen, mit denen ich in Berührung gekommen bin in diesen Wochen, die gleiche Teilnahmslosigkeit. Mein Interesse war konzentriert auf einen Tip, dem ich dem Börsenvertreter eines Berliner Bankhauses gegeben hatte. Die Berliner Firma Eckert Maschinen hatte einen großen Auftrag in Rußland untergebracht, der Kapitalerhöhung und Erweiterung der Produktionsanlagen, voraussichtlich auch die Verschmelzung mit einer anderen Firma der Branche notwendig machen würde. Es war ein goldsicherer Tip, den ich von dem Aufsichtsratsvorsitzenden der für die Verschmelzung vorgesehenen Firma erhalten hatte, den auch das bereits erwähnte Bankhaus mit zu beteiligen hatte. Man konnte mit einer Marge von etwa 100 Punkten schon im Verlauf weniger Wochen rechnen. Der Vertreter, der in Wirklichkeit das Bankhaus

leitete, war auf Ferien in die bayerischen Berge gereist und dirigierte täglich von dort aus die Operationen.
Wir blieben mit der Operation stecken. Trotz ständig steigender Käufe von unserer Seite bewegte sich der Kurs nicht. Dabei war der Tip absolut sicher. Der Kurs ging sogar herunter. Der Mann in den bayerischen Bergen tobte allnächtlich bei mir am Telefon. Schließlich wurde der Kurs überhaupt gestrichen. Das geschah am Tag der Kriegserklärung. Der Krieg Nr. 1, der erste in der Serie der Weltkriege, hatte begonnen.

Auf! – Sprach der Fuchs zum Hasen, hörst du nicht die Jäger blasen?

Die Straße Unter den Linden zu beiden Seiten entlang zum Schloß zog eine nach Tausenden zählende Menge hin und her, unter infernalischem Gebrüll, woraus ein Reporter die Wacht am Rhein herausgehört haben wird. Auch noch in der Erinnerung heute fast unvorstellbar. War das Ende der Welt gekommen?
Zum mindesten stürzte eine Welt zusammen über die paar Dutzend Friedensdemonstranten, in die hinein ich geraten war. Soviel ich mich erinnere, war diese Demonstration von den Syndikalisten um Kater und Rocker aufgezogen worden. Ein Transparent, über zwei Stangen gespannt, wurde hochgehoben, eine rote Fahne entfaltet, und die Demonstration: Nieder mit dem Krieg! begann sich in Reihen zu ordnen. Wir sind nicht weit gekommen.
Ich glaube nicht, daß besondere Gewalt angewendet worden ist; die Flut ging über uns weg, wir trieben vereinzelt und auseinandergerissen in dieser Flut, jeder wahrscheinlich unfähig, sich zu wehren, sich überhaupt zu rühren. Polizei hatte nicht nötig einzugreifen. Militärposten und Polizei, die ich vorher um die französische Botschaft herum gesehen hatte, schienen nicht mehr vorhanden.
Sie werden erst später in Erscheinung getreten sein. Ich fand mich wieder in einer Art Turnhalle am Hausvogtei-Platz, die von der Polizei requiriert worden war. Dort wurden die verdächtigen Ausländer eingeliefert, die auf der Straße als Spione aufgegriffen worden waren. In einem Kreuzverhör von erstaun-

licher Kürze und Präzision wurden die Eingelieferten – von Stunde zu Stunde strömten neue Hunderte hinzu – sortiert in Gruppen und irgendwohin abtransportiert. Mir wurde bedeutet, ich hätte mich in Spandau beim 5. Garde-Grenadier-Regiment zu melden und würde dorthin überstellt werden. Ich wartete nicht ab, sondern entfernte mich – die Wachen am Tor kümmerten sich nicht darum, wer da ein- und ausging.
Ich fuhr mit der Straßenbahn nach Hause. Margot und die Mutter schrieen sich gegenseitig an: um Geld und um die Zukunft des Kindes. Die beiden stritten sich um den Sinn der Welt, die Unterhaltspflicht und den Respekt der Kinder gegenüber den Eltern. Mein Erscheinen vereinigte die Wut, für die es sonst keine Auslösung gegeben haben wird, gegen mich. Ich war der Schuldige. Vieles, was so auf mich eingeschrieen wurde, war mir durchaus nicht fremd, ich habe selbst manchmal darüber nachgedacht: die Verantwortungslosigkeit, Kinder in die Welt zu setzen, die zweifelhafte Rolle des Mannes in der Bindung zur Frau, die Stellung in der Familie.
Ich wurde mehr oder weniger aus der Wohnung herausgeschmissen; so eines der ersten Opfer dieses Krieges.
Margot kam mir auf die Straße nachgelaufen und versuchte, mich wieder zurückzuholen. Ich wollte nicht mehr. Für mich war an diesem Tage einiges eingestürzt; vielleicht mehr als nur eine Welt.
Wir stritten uns auf der Straße. Leute kamen hinzu. Wir fingen an, aufeinander einzuschlagen. Alles wurde jetzt weggewischt – die Zärtlichkeit, die Verschmähung, der Schmerz des Unverstandenseins und die Hoffnung – nicht nur die Hoffnung, die Gewißheit, die Zuversicht.
Die Umstehenden mischten sich ein. Ein Herr im steifen Hut schlug mir mit einem Stock über den Kopf. Ich brach durch die Menge hindurch, die sich um mich und Margot angesammelt hatte, und begann zu laufen ... hörst du schon die Jäger blasen? ... viele Jahre später pflegte das Harriet dann zu zitieren.
Ich fuhr den nächsten Morgen – wie ich die Nacht verbracht habe, weiß ich nicht mehr, sicherlich allein, ich ließ mich treiben –, den nächsten Morgen meldete ich mich in Spandau in der Kaserne. Ich hatte nicht die notwendigen Papiere bei mir. Das machte damals wenig aus. Auf dem Kasernenhof waren

Strohsäcke ausgelegt. Dort kampierten wir, es gab Essen, und von Zeit zu Zeit wurden Leute aufgerufen. Für mich kam das am dritten Tage, und ich wurde zu einer Kompanie eingeteilt. Wir wurden aufgeschrieben. Ich befand mich in der Gruppe der Kriegsfreiwilligen. Nach einigen Wochen wurde ich aus dieser Gruppe wieder ausgesondert und in eine andere Kompanie gesteckt. Das ist der Grund, warum ich schon nach sechs Wochen, kaum in dem Grundverhalten ausgebildet, ich konnte zur Not grüßen, aber nicht schießen, ins Feld geschickt wurde – dieser Vorgang hat mir wahrscheinlich später das Leben gerettet. Mit dem ersten Ersatz zum aktiven Regiment, mitten hinein in die Schlacht bei Tannenberg. Der Ersatz kam zwar nicht mehr zur Zeit, die Schlacht war schon geschlagen, aber wir fuhren dann noch mit der Bahn ein paar Wochen hin und her und marschierten Tage um Tage nach Polen hinein, bis wir zum Schluß an der Weichsel zum Einsatz kamen, ich glaube bei Iwangorod.

Den größten Teil des darauf folgenden Rückzuges der 3. Garde-Reserve-Division nach der heimatlichen Grenze habe ich allein gemacht, als Mitglied der Grünen Armee, einer Gruppe von Deserteuren, die sich auf eigene Faust in die Heimat absetzte, nachts auf Seitenstraßen durch die Wälder. Am Tage schliefen wir in verlassenen Scheunen und in Bauernhöfen, die von den Bewohnern verlassen waren. Es gab eine Anzahl kritischer Situationen, besonders an den zentralen Kontrollpunkten der Feldlazarette, die wir passieren mußten, um den Krankenschein zu bekommen.

Für mich war dies die geringere Schwierigkeit. Auf diesem Marsch zur Heimat bin ich körperlich derart heruntergekommen, Mantel und Uniform zerrissen, die Hose klebte in einer festen Kruste von Dreck und Blut, daß man mir den Oberschenkelschuß ohne weiteres geglaubt hat; zum Glück waren zu gleicher Zeit ringsum Schlachten im Gange, Versprengte und von der Einheit Abgekommene keine Seltenheit. Unser Feind war die berittene Feldgendarmerie.

Ich bin durchgekommen. Ich kam nach Berlin. Im Café des Westens wurde ich von einem Dr. Serner in Empfang genommen, der von Margot gebeten war, sich meiner anzunehmen. Dr. Serner empfing mich im Café in einem pompösen Pelzmantel – das war aber auch alles; darunter war nur spärliche

Unterwäsche, den Anzug hatte er versetzen müssen. Dieser Serner war auch kein Doktor und hieß nicht Serner, sondern Seligmann. Sohn eines Zuckerbäckers aus Karlsbad. Serner schrieb unter seinen vollen Titeln einen ärztlichen Rapport an das Ersatz-Regiment, wonach er auf der Straße einen Soldaten mit dieser und dieser Nummer aufgefunden habe, in einem desolaten Zustand, so daß er sofort die Überweisung in ein Spital veranlaßt habe – er vergaß, den Namen des Spitals anzugeben. Ich hatte damit einen Vorsprung von gut einer Woche für meine Flucht nach Österreich gewonnen.
Walter Serner schrieb später eine Reihe Kurzgeschichten, darunter den Sammelband „Der Pfiff um die Ecke", aus dem man ganze Serien von amerikanischen Kriminalromanen herausstehlen könnte. Es ist mir eine große Freude gewesen, später zu hören, daß Dr. Serner sich nach der Schweiz absetzen konnte, und zwar am gleichen Tage, als die Polizei im Café des Westens bereits mit dem Verhaftungsbefehl auf ihn wartete.
In Wien wurde ich bald festgesetzt in eine Art Ehrenhaft in der Elisabeth-Promenade, um meine Auslieferung abzuwarten. Zusammen mit einem der größten Schweine-Exporteure Serbiens, der dort als Spion festgehalten wurde. Der Herr wurde besonders bevorzugt behandelt, ein Wärter stand ausschließlich zu seiner Verfügung, nachmittags wurde er in einem Fiaker durch Wien spazieren gefahren. Den Tag über legte er Patience und zündete Kerzen vor dem Bild seiner Frau an, das er vor sich auf dem Tisch stehen hatte. Wenn noch Zeit blieb, erzählte er dazwischen balkanesische Witze und Zoten. Er hatte mir das Angebot gemacht, in seine Firma einzutreten. Ich habe vergessen, darauf später zurückzukommen.

Ich wurde per Schub aus Österreich herausgebracht. In Mährisch-Ostrau, so nahe meiner Heimat, wäre ich im Keller des Arrestlokals beinahe erfroren; auf den Straßen draußen lag meterhoch Schnee. Ich hockte oder lag auf dem Steinboden, der Gefängniswärter war betrunken und hatte mich im Keller völlig vergessen. Gerettet wurde ich durch den preußischen Unteroffizier, der von Ratibor gekommen war, mich abzuholen. In Ratibor, beim Abtransport vom Bahnhof nach dem Militär-Arrest, bewarfen mich die Kinder mit Steinen. Es war sehr

feierlich: Zwischen zwei Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr, der Unteroffizier an der Seite des Zuges, ohne Marschmusik – offen gestanden, unter anderen Umständen, bei veränderter Gelegenheit hatte ich mir einen Einzug in die Heimat in tief gegliederter Marschkolonne mit Musik vorgestellt.
Ich wurde in das Festungsgefängnis Spandau eingeliefert. Ich blieb dort eine ganze Weile, täglich mit dem Kompanie-Essen verpflegt. Ich hörte nichts von einem Prozeßverfahren. Mir wurde auch keine Anklage verlesen. Ich saß in der Zelle und schrieb den ersten Teil der Bücher, die im Aktionsverlag später erschienen sind. Niemand hat mich dort besucht.
Es ist natürlich leicht, nach den Jahrzehnten die Erinnerung abzustoßen in hell und dunkel, trotzdem ist es ohne Übertreibung die Wahrheit: ich habe mich niemals mehr in meinem Leben so wohl gefühlt. Ich habe mich mit den Fliegen unterhalten, denen ich Zucker gestreut habe und Brotkrümel in Zuckerwasser getaucht. Ich habe dann beobachtet, wie die Fliegen betrunken wurden, im Zickzack um den Zucker gezirkelt und oft auch umgefallen sind; alle haben sich nach einer Weile wieder erholt – die Fliegen hatten keine Erinnerungen mit sich herumzuschleppen, sie fliegen beschwingt davon ...
In der Zwischenzeit kam ich in die Landesirrenanstalt Wittenau einige Wochen zur Beobachtung. Die übliche Routine vom Kastenbett auf Holzwolle zur Bettruhe, später im Kittel auf dem Stuhl neben dem Bett, dann ein paar Schritte im Saal hin und her und schließlich der Rundgang im Anstaltsgarten – die Routine ist mir schnell eingegangen. Ich hatte mir nichts Besonderes vorgenommen, keine Stimmen, keine Anfälle – der Maler George Grosz ist in ähnlicher Situation damit schwer reingefallen; er hatte es in langer Praxis und mit großer Kunst fertiggebracht, Schaum vor den Mund zu produzieren, ein besonderer Trick in der Atemtechnik, den Tiefatem ständig zu unterbrechen und abzudrosseln – eine Prozedur, die einem epileptischen Anfall täuschend ähnlich ist. Das Pech für Grosz ist gewesen, daß die andern im Saal ihre Ruhe haben wollten, vor allem aber mußte vermieden werden, die Wärter in den Saal zu ziehen. Sobald Grosz seine Technik durch tieferes Stöhnen vorbereitete – lautlos geht so etwas nicht –, fielen die Kameraden über ihn her und prügelten ihn windelweich. Grosz mußte die Sache schließlich einstellen – was ich dagegen zu

tun hatte, bedurfte keinerlei Anstrengung, es kam sozusagen ganz natürlich und von selbst. Ich zeigte nicht das geringste Interesse, ich las nicht die Zeitung, ich hörte den verschiedenen Gesprächen ringsum nicht zu, ich ignorierte den Wärter und den besuchenden Arzt, der täglich mich ansprach, das heißt, ich gab exakt die Antwort auf das, was gefragt wurde, aber auch nicht ein einziges Wort mehr.

Schließlich konnte ich ein etwas eingehenderes Verhör nicht vermeiden. Es fand im Zimmer des Arztes statt. Ich habe bereitwilligst alles beantwortet, meine Interesselosigkeit, mein Unvermögen, mich anzupassen, überhaupt zu verstehen, was um mich herum vorging und was von mir verlangt wird. Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch, daß meine Mutter an die Anstalt geschrieben hatte, mich möglichst für die Dauer dort zu lassen, weil ich, einmal entlassen, ihr Leben bedrohen würde. Auch Margot war vorgeladen worden. Ich entnahm aus Bemerkungen des Arztes, daß Margot einen wenig günstigen Eindruck hinterlassen hatte – was mir wahrscheinlich sehr genützt hat.

Das war alles, was ich von dieser Untersuchung weiß. Den schriftlichen Befund habe ich nicht gesehen. Ich wurde wieder in das Festungsgefängnis zurückgebracht und wartete dort wieder einige Monate auf die Eröffnung des Verfahrens. Ich schrieb ein weiteres Buch für den Aktionsverlag.

Ich wurde eines Tages sang- und klanglos entlassen und in eine Rekonvaleszentensammelstelle gesteckt. Man wußte mit mir dort nichts anzufangen, meine Papiere waren nicht mitgeschickt worden und sind dort, glaube ich, auch niemals angekommen.

Alles, was ich über meinen eigenen Fall weiß, habe ich von dem zu dieser Zeit gerade gegründeten Schutzverband Deutscher Schriftsteller gehört, von Robert Breuer, dem Generalsekretär. Breuer hat alle die Verhandlungen geführt mit den Militärbehörden, die Zeugen gestellt, meinen Status als Militärperson angezweifelt ... meine Verschickung an die Front ohne militärische Ausbildung mag den Behörden unangenehm genug gewesen sein ... von Breuer hörte ich auch, daß mein ärztlicher Befund als manische Depression, untauglich für den Militärdienst, umschrieben worden ist. Ich verdanke diesem Breuer nicht nur in diesem einen Falle mein Leben.

Wenn ich hier bereits wieder etwas vorgreifen darf: später, als Breuer in den ersten Revolutionsjahren Pressechef der Reichsregierung geworden war, habe ich ihn einmal nachts zufällig auf der Straße getroffen. Verschiedentlich war ich in Vorgänge verwickelt, die der Verfolgung durch das Presseamt unterstanden, zum Beispiel, als wir an die Auslandskorrespondenten in Berlin eine besondere Korrespondenz „Berlin Expreß" täglich durch Boten austragen ließen, in der wir über versteckte Waffenlager und die Wiederbewaffnung Deutschlands berichteten – Breuer hat mir darüber keine Vorwürfe gemacht. Er war traurig und sprach sehr besorgt und sagte mir dabei, daß er schon einige dringende Anfragen erhalten habe, warum das Amt mich noch nicht den Gerichtsbehörden übergeben habe; man werde sonst zur Selbsthilfe greifen müssen. Bisher habe er solche Fälle immer noch abbiegen können, aber wie lange noch? – die Warnung kam sehr zur Zeit. Wir schieden damals mit einem festen Händedruck. Ich bin ihm viel schuldig geblieben.

Bis man sich über meinen Status entschieden haben würde, blieb ich in der Revierstube. Der Oberleutnant, dem der Rekonvaleszenten-Haufen unterstellt war, weigerte sich, mich zu sehen, genauer: er bekam einen Wutanfall, wenn nur mein Name genannt wurde. Der Sanitätsfeldwebel dagegen hatte seine eigenen Pläne mit mir. Die zur ebenen Erde gelegene Revierstube eignete sich sehr gut dazu, das bei der Kompanie übrigbleibende Kommißbrot zu verkaufen. Zu einer bestimmten Stunde versammelten sich vor meinem Fenster die Interessenten, es wurde bald eine lange Kette von Käufern, die anstanden, – ich reichte die Brote heraus, kassierte das Geld, fünfzig Pfennig das Stück – der diensthabende Sanitäter stand schon hinter mir, das Geld sogleich in Empfang zu nehmen. Wahrscheinlich wird der Verkauf mit der Zeit aufgefallen sein. Eines Tages sagte mir der Sergeant vom Dienst, ich hätte sofort zu verschwinden. Er drückte mir eine Mark in die Hand mit dem Befehl, den Bahnhof Spandau zu meiden, mit der Straßenbahn zu fahren und am Spandauer Block umzusteigen. Auf diese Weise würde ich nicht in die Hände einer Militärkontrolle geraten. So wurde ich entlassen – wie schon früher gesagt, sang- und klanglos und ohne das geringste Papier.

Ich darf hier nicht vergessen zu erwähnen, daß manchmal,

wenn die Kompanie ausgerückt war, die Knochen zu bewegen, mich die Revier-Sergeanten auf den Hof hinausgehen ließen. Die eine Seite des Hofes war durch einen kleinen Damm abgeschlossen, der mit Gras bewachsen war. Das Grün war mit Sommerblumen gesprenkelt, weiße Margueriten und blaue Glockenblumen. Darüber wuchsen zwei große Akazienbäume empor. Ich hatte mich an dem Abhang niedergelegt und dem Summen der Bienen gelauscht. Falter strichen über die Blumen hin. Und alle Süße der Welt lag in dem Duft der Akazienblüten. Ich habe diesen Duft in Erinnerung behalten, mehr als ich zugestehen mag. So stark, daß, wenn ich heute an einer Akazie vorübergehe, ich zögere, ich habe fast Mühe weiterzugehen – es ist nicht so leicht, eine solche Erinnerung einfach beiseite zu schieben.

Durch Vermittlung des Schutzverbandes erhielt ich eine Stellung als Handelsredakteur am Deutschen Kurier, einer neu gegründeten Berliner Tageszeitung, die von politischen Dissidenten-Gruppen aus Reichstag und Abgeordneten-Haus kontrolliert wurde, ausschließlich zu dem Zweck, die Industriefonds zur Bekämpfung der Steuergesetze zur Verteilung an die politischen Parteien an sich zu ziehen. Trotzdem geriet das Blatt sehr bald in Schwierigkeiten, die Gehälter konnten nicht gezahlt werden, und das Ende war abzusehen.
Mit einem Kollegen am Blatt gründeten wir den „Industrie-Kurier", Fachblatt für die oberschlesischen Eisen- und Kohlenindustrie unter der etwas anzüglichen Firma „Jung & Ehrlich". Trotzdem wurde das Blatt ein voller Erfolg, wir erhielten Kredit, Ehrlich besorgte die Inserate, ich leitete die Redaktion.
Der Krieg fand unterdessen am Rande statt. Ich habe während dieser Jahre in diesem Geschäftskreis niemanden getroffen, der sich ernstlich für den Krieg und insbesondere für den Ausgang des Krieges interessiert hätte. Zwanzigtausend Mark wurden geboten für die deutsche Friedensfeder, das ist die Feder, mit der Kaiser Wilhelm den Friedensvertrag unterzeichnen würde; ein Leipziger Fabrikant versprach sich mit dieser Feder ein Riesengeschäft – ich konnte sie ihm nicht verschaffen. Die Wellen der Kriegskonjunktur gingen hoch.
Margot wurde davon mit weggespült. Wir hatten wieder eine neue Wohnung genommen, und ein zweites Kind war bereits

unterwegs – die Tochter Dagny, die geboren wurde, als ich Margot bereits verlassen hatte und zu Cläre gezogen war, der Frau von Richard Öhring.
Ich bewegte mich in einer immer betonter werdenden Doppelexistenz, als wäre ich von einer geheimen Kraft abgeschirmt und gepanzert. Es wird nicht der Fall gewesen sein, mehr die Flucht vor der Gefahr, wieder in einen Strudel ungelöster und unlösbarer Fragen zu stürzen, in ein Nichts, aus dem ich nicht herauskommen würde. So seltsam das an dieser Stelle klingen mag, ich war nach all dem Feuerwerk der letzten Jahre erwachsen geworden.
Ich war sehr viel ruhiger geworden und ausgeglichener. Im Gegensatz zu meiner redaktionellen Tätigkeit neigte sich mein Interesse wieder mehr der Literatur zu. Ich besuchte Verleger und war die Nachmittage im Café des Westens anzutreffen. Einige der größeren Verleger zeigten Interesse, mich zu einem Autor für den Leserkreis des Verlages zu erziehen, vielleicht für später in Reserve zu halten. Ich hatte eine solche Unterredung mit Sammy Fischer, der mir sehr wohlgesinnt gewesen ist. Der Verlag suchte gerade einen neuen Standard-Autor. Oskar Loerke und Moritz Heimann hätten mich gern als Verlagsautor gesehen. S. Fischer war auch nicht abgeneigt. Er hat mir väterlich zugeredet, die Politik sein zu lassen, sie mehr innerlich zu verarbeiten und umzusetzen in gute Dichtung. Die Zusagen, die er von mir erwartet haben mag, habe ich verschluckt; ich blieb störrisch. Herr Fischer wollte durchaus mein Zutrauen gewinnen. Er zog aus der Schreibtischschublade das Frühstücksbrot, das er von zu Hause mitgebracht hatte, und gab mir die Hälfte ab über den Schreibtisch hinüber. Ich bin sehr einsilbig gewesen. Der andere Schriftsteller, der zur Auswahl stand, ist Otto Flake gewesen; Flake ist der Standard-Autor geworden.
Ich war viel mit meinem alten Freunde Max Herrmann-Neiße zusammen; eine Oase in der Wüste. Ich traf mit Theodor Däubler, dem von der Stadtverwaltung die doppelten Lebensmittelkarten zugebilligt waren, zusammen. An und für sich hätte das Däubler nicht nötig gehabt. Wo immer er in den größeren Restaurants am Kurfürstendamm erschien, die Kellner servierten ihm ohne Karten. Trotzdem haben wir auch noch in unserem Kreis Karten für Däubler eingesammelt.
In dieser Zeit erneuerte ich meine Bekanntschaft zu Else

Lasker-Schüler, mit der ich schon früher auf den Aktionsabenden bekannt geworden war. Ich traf sie meist im Café des Westens. Sie saß dort viel allein, wie von allen verlassen. Sie war dankbar für jedes freundliche Wort.
Else Lasker-Schüler hatte jeden Kontakt zur Umwelt und den Vorgängen draußen in der Welt verloren. Der Krieg muß für sie etwas Unvorstellbares und auch völlig Unverständliches gewesen sein. Sie hat mich manchmal im Café aufgefordert, sie in ihre Wohnung zu begleiten. Ich erinnere mich an ein typisches Altberliner Zimmer, mit einem kleinen Podium am Fenster, wie das früher war in der guten alten Zeit, als die Bewohner dort ihre Blumentöpfe stehen hatten. Auf diesem Podium saß dann Else Lasker-Schüler auf einem einfachen Rohrstuhl und sah auf die Straße hinaus und in ihre Welt, die Kamelstraßen durch die fernen Wüsten, das seit Jahrtausenden angestammte Land des Prinzen von Theben. Sie sprach vor sich hin und überließ sich den bunten Träumen oder sie rezitierte Gedichte oder las aus Briefen vor, die sie durch Kuriere zu senden beschlossen hatte und die niemals abgeschickt worden sind. Der Besucher saß etwas abseits am Tisch in der Mitte des Zimmers und hörte zu, stundenlang und voller Ehrfurcht.

Die Revolution wirft ihre Schatten voraus

Wir benutzten die Redaktionsräume des Industrie-Kuriers, mit halber Duldung meines Partners, solange ich ihm die Redaktion stellte, für illegale Arbeiten aller Art. Wir hatten Deserteure mit falschen Papieren eingestellt, eine der sporadisch jetzt auftretenden Spartakus-Gruppen, unter meinem Freund Georg Fuchs und dem später in München erschossenen Leviné, stempelte in unseren Räumen die Markscheine mit Spartakus-Parolen. Die Markscheine lieferte ein bekannter sozialdemokratischer Industrieller, der später auch hundert Mark für jeden Deserteur zahlte, der in einer eigens organisierten Durchgangsstelle geprüft wurde. Die Wahrheit zu sagen: ich sympathisierte mit diesen Dingen, aber ich war nicht mit Herz und Seele dabei.
Ich bin übrigens bald aus dem Industrie-Kurier ausgetreten,

nachdem ich schon vorher die Redaktion einem Freunde übertragen hatte. Die ständige Ausweitung der Verbindungen brachte mir die Vertretung Hamburger Transport-Versicherer. Ich wurde zur Gründung des „Seedienstes" in Hamburg zugezogen, die geplante Konkurrenz zum Londoner Lloyd, und ich richtete das Berliner Büro des Seedienstes ein. Hierhin konzentrierte ich die ernsteren illegalen Aktionen.
Übrigens etablierte sich dort unmittelbar nach Kriegsende die „Räte-Korrespondenz", eine für Deutschland damals besonders wichtige Zweigstelle der Komintern, die das kommunistische Kampfmaterial für die Gewerkschaftsbewegung lieferte. Niemals ist dieses Berliner Büro des Seedienstes von der Polizei oder den Gesellschaften, die dafür bezahlten, belästigt worden. Ich selbst erhielt mein Gehalt, aufgeteilt auf monatliche Zuschüsse der Seeversicherungs-Gesellschaften, noch ausgezahlt, als ich schon, und zwar in Hamburg, wegen Schiffsraub auf hoher See im Untersuchungsgefängnis saß.

Die Lage war allgemein wieder kritischer geworden. Die Gefahr, daß die Militärbehörden sich für mich interessieren würden, wuchs ständig, als neue Nachmusterungen angeordnet wurden. Leute, die halbwegs kriegstauglich aussahen, wurden auf der Straße angehalten und mußten ihre Papiere vorweisen.
Ich hatte ein Haus in einer sozialdemokratischen Siedlungsgenossenschaft im Berliner Vorort Grünau gemietet. Es bedeutete großes Entgegenkommen von seiten der Gesellschaft, denn die Häuser waren für die Parteiprominenz reserviert, und es wurde besonders strikt auf Reputation gesehen. Für mich war das Siedlungshaus ein großer Schutz; mehr oder weniger war den leitenden Funktionären meine Lage bekannt, wenn auch natürlich nicht der Mehrzahl der Siedlungsmitglieder, besonders nicht den Frauen, deren Männer im Felde standen. Aber es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um mich auffliegen zu lassen.
Dafür hat dann Margot genügend gesorgt. Ich war zunächst mit Margot, dem Kind und Margots Mutter dort eingezogen, Cläre folgte nach. Anfangs schien alles gut zu verlaufen.
Margots Mutter hielt ein paar Hühner und mästete Gänse; wirklich ein Heim tiefsten Friedens. Margots regelmäßig auf-

tretende Explosionen hielten sich in Grenzen und konnten nach außen ziemlich abgedämpft werden. Immerhin hatten sie bereits zur Folge, daß wir alle von jedem Verkehr in der Siedlung abgeschnitten waren.
Dagny wird vielleicht ein Jahr alt gewesen sein, betreut von Margots Mutter im üblichen Stil einer Kinderamme. Beobachtet von Margot, die ständig mit der Mutter stritt; das Kind wird schon mit Entsetzen diese Streitigkeiten in sich aufgenommen haben.
Dagny begann zu weinen. Margot stürzte zum Wagen, um das Kind zu beruhigen. Dagny fing an zu schreien, lauter und lauter, wenn Margot sie dann aus dem Wagen gerissen hatte, hochhob und schüttelte. Die Alte mischte sich ein, die beiden Frauen rissen sich um das schreiende Bündel Mensch.
Dann bekam Dagny die Krämpfe. Die Alte lief mit dem Kind ins Haus. Margot schimpfte hinter der Mutter her.
Sie demolierte den Wagen, hob ihn hoch und schmiß ihn gegen den Zaun. Vor dem Zaun draußen hatten sich schon eine Menge Leute angesammelt. Solche Szenen wurden tägliche Routine.
Es war entsetzlich anzusehen. Ringsum und weithin verstreut das Leid der menschlichen Existenz: Ohnmacht, sich nicht wehren zu können, Unfähigkeit, sich daraus zu lösen, der Schrei, den man schon nach außen nicht mehr hört ... das Gesicht zur Fratze verzerrt, die Hände in den Haaren, dann zu Fäusten geballt vor dem Mund ... die fremden Leute drückten sich scheu an dem Haus vorbei. Sie wären sowieso mit unflätigen Schimpfworten weggejagt worden.
Der Siedlungsbeirat hat mir das Haus aufgekündigt, mit der im Statut vorgesehenen Begründung: unmoralisches Verhalten. Man gab mir den Rat, so unauffällig wie möglich und so schnell wie möglich zu verschwinden. Ein mir besonders wohlgesinnter Funktionär beschaffte für Margot und das Kind ein gleiches Haus in Hellerau bei Dresden. Mit Cläre zog ich wieder in die Stadt zurück.
Aus der neuen Wohnung, zuletzt in einem Atelier in Friedenau, nahmen wir dann an den Vorbereitungen zur Revolution in verstärktem Maße Anteil. Wir hatten ständig Leute bei uns, die von der Polizei oder den Militärbehörden gesucht wurden. Es herrschte ein reger Durchgangsverkehr, den in der

Hauptsache Cläre betreute. Sie gab auch die unter der Hilfe von Pfemfert ermöglichte Hefte-Folge „Die Freie Straße" heraus.
Von hier aus starteten die einzelnen Spartakus-Gruppen, die in der Umgebung von Berlin, als Wandervögel verkleidet, die Getreidemieten in Brand steckten und den Bauern das Vieh auf der Weide abschlachteten.

Es werden tiefergreifende Vorbereitungen für den Sturz des Kaiserreiches in Deutschland im Gange gewesen sein. Wir waren in unserem kleinen Kreis nur unbedeutende Mitläufer. Wir waren erfüllt von diesem ungestümen Trieb, zu folgen, wo eine Bewegung war – mit den Mitteln und in dem Umfange, wie er unseren Möglichkeiten entsprach. Irgendwelche Perspektiven oder Befehle haben uns nicht erreicht, obwohl wir nur zu eifrig bereit gewesen wären, sie zu befolgen. In der ersten Phase der deutschen Spartakusbewegung waren die spontan entstehenden Gruppen völlig auf sich gestellt.
Wir verfolgten die Entwicklung mehr aus der Dienstboten-Perspektive und durch einen Spalt in der Hintertür.
Ein solcher Spalt war die Pension am Knie in der Bismarckstraße, wo allabendlich die Sekretäre der russischen Botschaft des Genossen Joffe offenes Haus hielten. Die Pension hatte mehrere Stockwerke, und jedes Zimmer war mit trinkenden Genossen und deren Anhang besetzt. Zu dem Anhang gehörten auch deutsche Fliegeroffiziere, die in großer Zahl bei diesen Verbrüderungsgelagen anzutreffen waren. Man trank dort den bereits recht knapp gewordenen französischen Cognac aus Wassergläsern. Ich war eingeführt worden durch einen russischen Musikstudenten, der bei der neuen Botschaft eine Beschäftigung gefunden hatte. Besonders imponierte mir der erste Botschaftssekretär, ein Lette, ursprünglich Berufsboxer, mit dem ich oft bis in den hellen Tag hinein Karten spielte, 17 und 4, um Millionenbeträge zum Schluß, die auf dem Papier blieben, wenn Sergej wieder zurück ins Amt fahren mußte.

Der Trieb zur direkten Aktion, mit der eine Revolution beginnen soll, verlor sehr bald seine motorische Kraft und setzte sich ab in Verzierungen, die geeignet sein sollten, die Gesellschaft auf andere Weise zu treffen. Es entstand eine detaillierte Her-

ausforderung, vom einzelnen zunächst an die einzelnen. Was sich jetzt in Berlin als eine Bewegung herauszubilden schien, hatte mit der Bewegung „Dada", die sich in Zürich auf das Kabarett Voltaire konzentrierte, nicht viel mehr gemeinsam als nur den Namen, der sich als sehr geeignet erwies für unsere Provokationen. Wenn der Züricher Dadaismus der Arp und Tristan Tzara irgendwelche kunstästhetische Reformen vertreten haben sollte, so ist davon zunächst nichts nach Berlin gekommen. Richard Huelsenbeck, der aus dem Kreis des Kabaretts Voltaire nach Berlin zurückemigriert war, wurde aufgenommen als Tatzeuge, daß man in der Künstler-Emigration in der Schweiz und auch allenthalben im Auslande sich zu rühren begonnen hatte, das Joch ästhetischer Tradition abzuschütteln, was vorher dem Futurismus nicht gelungen war. Huelsenbeck, in seinen ersten Veröffentlichungen ein vielversprechender Schriftsteller, hatte auf uns nicht den geringsten Einfluß. Er ist ein Fremdkörper geblieben. Er wurde als Anhängsel geduldet, als eine Art Alibi für den Namen Dada, mehr nicht.

Dada, der eine Zeitlang die intellektuelle Elite, das ist die geistige Oberfläche, zu beschäftigen schien, ist in Wirklichkeit in die Geisteshaltung dieser Schicht nicht sehr tief eingedrungen und hat auch keinerlei Spuren hinterlassen. Was heute noch aus dieser Übergangszeit zur Revolution als Dadaismus, das ist die Bereitschaft zur Revolution, bezeichnet wird, trägt diesen Namen zu Unrecht. Als der offizielle Dadaismus in Deutschland auf das Podium vor die Öffentlichkeit trat, war die Revolution vorbei; sie war bereits vor der Ausrufung zur Republik gescheitert. Von diesem Dadaismus der zwanziger Jahre habe ich keine Vorstellung. Ich hatte nach dem Umsturz keine Verbindungen mehr. Ich habe weder in diesen Zeitschriften noch an den Veranstaltungen teilgenommen.

Es mag mir erlaubt sein, noch einige Bemerkungen über die dadaistische Bewegung in den letzten Monaten vor Kriegsende anzufügen, so wie wir sie damals gesehen haben, ehe sie von den Historikern fixiert worden ist; ich spreche nicht für andere, nicht aus einer Gruppe oder Bewegung heraus, sondern allein für mich selbst und aus meiner eigenen Beurteilung.

Ich halte Raoul Hausmann für den begabtesten dieser intellektuellen Provokateure, ein ausgezeichneter Maler und ein sehr beweglicher abstrakter Philosoph, der sich mit Astronomie und

Mathematik ebenso ernsthaft beschäftigte wie mit dem Versuch, eine neue Herrenmode zu kreieren. Zwischendurch hatte er in dem Architekten Baader einen Ober-Dada erfunden.
Ob Baader tatsächlich Architekt gewesen ist und Grundstücke verkauft hatte, die ihm nicht gehörten, so daß er, um den daraus sich ergebenden Schwierigkeiten zu entgehen, ins Militär verschwinden mußte, weiß ich nicht. Als durch Zeugen belegt mag gelten, daß er in Brüssel vor der Front einer Landsturm-Kompanie nach dem Kaiser Wilhelm gerufen hat, dem er den Befehl von Gott auszurichten habe, sofort Frieden zu schließen. Er wurde noch am gleichen Tage nach Deutschland abtransportiert und wahrscheinlich in ein Irrenhaus gesteckt. Er hatte eine Frau und vier Kinder, die allerdings niemand von uns je gesehen hat.
Hausmann, der in der Nähe von Steglitz sein Atelier hatte, trieb ihn dort in dem unbebauten Hügelgelände eines Tages auf, Baader als Prophet, umgeben von einer Reihe älterer Männer und Frauen, denen er von der Armee des Einen predigte, der alle anderen Armeen, wenn die Zeit gekommen sein wird, zerschmettern wird, er, Baader, selbst dann als der Feldwebel vom Dienst.
Hausmann hat ihn mit ins Atelier genommen und dort ihn zum Ober-Dada modelliert. Welche Mittel und Exerzitien Hausmann angewandt haben mag, weiß ich nicht.
Hausmann schob diesen Baader, einen sonst harmlosen und freundlichen Mann, etwas schwachsinnig und zum Verwechseln ähnlich dem Zigarrenhändler an der nächsten Straßenecke, als Dummy vor sich her, als Punching-Ball. Baader bewegte sich und sprach nur, was Hausmann ihm eingetrichtert hatte.
Das Meisterstück lieferte Baader, als er von Hausmann und anderen Instruktoren umgeben auf der Straßenbahn nach Steglitz den Reichstagsabgeordneten Philipp Scheidemann erspähte. Scheidemann blieb auf der hinteren Plattform der Bahn durch Baader und seine Gefolgschaft eingeschlossen. Baader, der sich einen pastoralen Vollbart zugelegt hatte, hielt eine Ansprache, mit einer dröhnenden Stimme, die straßenweit zu hören war, und ernannte Philipp Scheidemann zum Ehren-Dada. Scheidemann wußte nicht, wie sich verhalten – schließlich sprach das „Volk“ zu ihm, er war sehr verlegen, und es dauerte geraume

Zeit, bis er entweichen konnte. Wenige Wochen darauf wurde Philipp Scheidemann zum Reichskanzler der Republik ausgerufen; der Anschluß Dadas an die Revolution war hergestellt.
Ich möchte hier aus der Ankündigung eines Buches von Raoul Hausmann, „Heute und Übermorgen", zitieren, für das wir Subskriptionen werben wollten. Auf über 500 ausgesandte Briefe und Werbeschreiben sind nur drei Antworten eingegangen. Daraufhin, fürchte ich, wurde das Buch erst gar nicht geschrieben. Ich zitiere: „Der Mensch erlebt vielerlei Arten von Zeiten, vielleicht eigene und fremde. Die Zeit der Felsen ist eine andere als die des Meeres, die Zeit der Pflanze ist verschieden, und der Mensch erlebt sie verschieden bei Regen oder Sonne, bei Kälte und Wärme. Dieses Zeiterlebnis in den täglichen und körperlichen und seelischen Beziehungen der Menschen zueinander und wiederum des einzelnen aus diesem Beziehungsvorgange zu sich selbst, gilt es darzustellen."
Und „Geschlechtliches erlebt sich kaum anders als etwa Holz sägen. Die übliche Vorstellung von der Schamhaftigkeit wird nicht außer acht gelassen, sondern stark verletzt. Die Schamlosigkeit ist nicht das Programm des Buches, sondern die selbstverständliche Voraussetzung einer menschlichen und künstlerischen Einstellung."
Das eigentliche Zentrum unserer Spielart einer provokativen Gesinnung war die Zeitschrift „Neue Jugend". Sie erschien im Großformat, ähnlich der Londoner Times, in der Zeit der Papierbeschränkung und des Verbotes neuer Publikationen eine beachtliche Leistung. Bald in Vier-Farben-Druck, bald auf schwarzem Papier mit weißen Lettern, eine Augenweide. Wir riefen darin auf über eine Zentralstelle mit fiktiver Adresse zur Sammlung von Lebensmittelkarten für die Kriegsgefangenen: das hungernde Deutschland wird die Not seiner Feinde nicht vergessen. George Grosz verbreitete sich darin über die psychologische Notwendigkeit des Radfahrens: Ohne Radfahren keine Politik.
Die Seele des Ganzen aber war Jonny Heartfield. Unvorstellbar, noch in der Erinnerung, was Jonny geleistet hat. Wir konnten das Manuskript immer nur stückweise setzen lassen und bei verschiedenen Druckereien abziehen. Selbstverständlich hatten wir für die Zeitschrift keine Lizenz und auch keine echte Verlagsadresse. Wir täuschten den Drucker ebenso wie die Polizei.

Jonny brachte es fertig, trotzdem Exemplare an die größeren Kioske zu bringen, die Leute nahmen es allein schon wegen der äußeren Aufmachung; außerdem stand nichts vom Frieden darin – das einzige, worauf die Polizei Jagd machte. Trotzdem mußten die Exemplare etwa im Laufe einer Stunde verkauft sein. So lange brauchte die Polizei, um die Beschlagnahme-Verfügung in die Hand zu bekommen. Im Gesamtverhältnis sind nur eine geringe Anzahl von Exemplaren jeweils beschlagnahmt worden. Die meisten verteilten wir unter der Hand oder verschickten sie mit der Post, wohlverwahrt in den Umschlägen des „Seedienstes".

Der erste Teil dieses Buches geht zu Ende. Es wird bald nicht mehr mit gesetzlicher Genehmigung und dem Segen der Kirche in den Schützengräben geschossen werden, sondern auf der Straße, und zwar ohne Genehmigung. Sicherlich – heißt es dann in den Geschichtsbüchern, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Ich bin dessen nicht so sicher.
Die Welle der Gewalt und der Zerstörung mag Dutzende von äußeren Auslösungsmomenten haben. In Wirklichkeit ist sie organisch bedingt, sie kommt von innen her und ist auch von innen ausgelöst. Es ist nicht nur Wut und Haß – darüber könnte man hinwegkommen, es ist die Panik, die innere Panik unserer Existenz, die in jedem einzelnen von uns steckt, die lange Zeit niedergehalten werden kann, einmal aber zur Entfaltung kommt und dann durchbricht.
Jeder weiß, wie gut das tut –

Die Revolution hatte mich in Hamburg eingeholt.
Ich war zu einer Verwaltungssitzung des Seedienstes beordert worden, zu einer Besprechung mit den Herren der Seeversicherungs-Gesellschaften. Wir werden die Herausgabe einer wöchentlich erscheinenden Schiffahrtszeitung zu beschließen haben, mit den Schiffsankünften und -abfahrten im Stile von Lloyds List.
In der Mönckebergstraße konnte man bereits den Anmarsch des Demonstrationszuges der Matrosen von der Minensuchboot-Flottille hören, Ziel der Rathausmarkt.
Die Stimmung bei uns blieb sachlich und kühl.
Die Herren wußten bereits, wer als neuer Hamburger Bürgermeister dem Revolutionsregime präsentiert werden würde ...

die Frachtraten würden steigen, die Prämiensätze würden sich wieder nach dem Londoner Markt orientieren. Fast alle der vertretenen Gesellschaften hatten ihre englischen Vertretungen für Deutschland und die Transporte von Übersee nach Deutschland bereits in der Tasche. Das an Lebensmitteln und Rohstoffen arm gewordene Deutschland verspricht ein ganz außerordentliches Geschäft ... „Machen Sie entsprechende Vormerkungen und behalten Sie besonders diese Linie im Auge, Herr Jung."

In Berlin schien die Stimmung erregter. Die zugereisten Schieber und Kommissionsjäger sind mehr auf Gerüchte angewiesen. Aus Lieferanten werden zwar Aufkäufer der Heeresbestände, aber das geht nicht über Nacht. Dazwischen liegt das, was die Geschichtsschreiber den politischen Umsturz nennen. Dieser vollzieht sich in Etappen, die nicht übersprungen werden können, ehe daraus sich ein Geschäft entwickeln kann.

II

DIE ROTEN JAHRE

Er hautse, er hautse
Er hautse in die Schnautze
Er hautse mit vergnügtem Sinn
Immer in die Schnautze rin.

Berliner Schlager 1918

Nach dem Folgegesetz der Generationen, eine Erinnerung zu entwickeln, würde zu berücksichtigen sein, daß jede der nachfolgenden Generationen die nachfolgende in sich aufgesaugt hat und sich daran erbricht. Sie muß das Vergangene vergessen machen, nicht nur ablehnen, was bisher als das Vorrecht der Jugend gegolten haben mag.
Welchen Sinn hat dann überhaupt noch Erinnerung?
Die Forschung, um dieses Flickwort zu gebrauchen, hat eine Fülle von Wissenswertem zusammengetragen über die Vielfalt von Lebewesen ringsum, die sich in unseren Wahrnehmungen widerspiegeln. Ob richtig oder falsch – mit großer Wahrscheinlichkeit falsch, sollen diese dazu verhelfen, dem Menschen vergleichsweise eine Erinnerung seines Daseins aufzubauen, mehr nicht.
Aus solchen Erinnerungen des Menschen etwas von dem biologischen Lebensanspruch und der Existenzfähigkeit zu erfahren, ist zum Scheitern verurteilt, denn nicht nur sind alle diese Erinnerungen sehr persönlich bedingt, das heißt, sie sind falsch und für einen allgemeineren Rahmen zweckverbogen. Es wird auch die Frage nicht beantwortet: Wer und was ist dieses Menschenwesen in Wirklichkeit und für sich allein, eine Vorbedingung, bevor eine tragfähige Erinnerung sich bilden kann.
Wir ahnen nur, auch diejenigen, denen es niemals einfallen würde, sich erinnern zu wollen und derartiges zuzugeben, daß jeder Mensch von seinem Standort aus alles an Lebendem ringsum in sich einfrißt, und daß entsprechend der Zweckbildung in seinem biologischen Aufbau der Mensch auch bestimmt ist, selbst gefressen zu werden.
Statt aller lebensträchtigen Erinnerung, die neues Leben entwickeln könnte, bleibt nichts zurück als ein dürftiger Haufen Asche, gerade noch genug, um eine kleine Kolonie von Bakterien zu nähren, die sich ausbreiten werden. Das Menschenschicksal mag für Jahrmillionen vorbestimmt sein. Es läßt trotzdem nichts zurück als diesen Dreck, den dürftigen Rest, womit er sich selbst verdaut hat. Es gibt in der einer Beschreibung zugänglichen menschlichen Gesellschaft eine besonders niedere Art von Beschäftigten, die diesen Dreck sammeln, kneten und zu modellieren vorgeben, die Wissenschaftler und in diesem besonderen Fall die Historiker.

Ich muß zugeben, und nicht mit ganz leichtem Gewissen, denn ich habe das schließlich herausgefordert, es wäre mir nicht sehr angenehm, in dem Nachfolgenden zu den Historikern gezählt zu werden.

Der 9. November

Als der Vorhang für den 9. November 1918 in Berlin aufgezogen wurde, hatten Statisten wie Akteure ihre Stellungen bereits bezogen.
Auf dem Potsdamer Platz war ein Regiment Landwehr ausgeladen worden, das von Frankfurt an der Oder aus zusammengezogen und vom Landeskommandanten der Mark Brandenburg nach Berlin beordert worden war; Gerüchte von bevorstehenden Unruhen sind bereits Tage vorher in Umlauf gewesen.
Die Zivilisten, die auf dem Potsdamer Platz herumstanden, waren in der Mehrzahl Neugierige ... „die Truppe ist einsatzbereit ... die Berliner Bevölkerung heißt die Soldaten herzlichst willkommen ...", etwas von dieser Atmosphäre schwebte über dem Platz.
Verschiedentlich waren kleinere Gruppen zu sehen über den Platz verstreut mit Transparenten und einfachen Papptafeln: Wir wollen Frieden ... Volk und Heer sind eins!
Vom Potsdamer Bahnhof kamen die Kommandos an die Truppe, die auswaggoniert über die Laderampen auf die angrenzenden Seitenstraßen gelenkt wurde. Von dort hatte die Truppe kompanie- und zugweise sich auf den Platz vorgeschoben, die Spitze stand bereits rechts und links bis zum Eingang in die Leipziger Straße.
Der Befehl war durchgegeben worden, in Ruhestellung zu verhalten. Die Züge hatten sich in Gruppen formiert. Die Gewehre waren zu Pyramiden zusammengestellt.
In der Hauptsache bestand die Truppe aus älteren Leuten, sehr würdig und ernst, kleine Beamte, die noch im letzten Augenblick in den Dienst geholt worden waren, Handwerker aus den Dörfern der Umgebung, mit zu wenig Ackerfläche unter dem Pflug, um sich reklamieren zu lassen, und einige wenige

jüngere Leute, die sich offensichtlich genierten, in den Haufen der älteren Herren geraten zu sein.
„Die Truppe wird nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung eingesetzt ... die Truppe wird nicht schießen ...", zur Beruhigung der Bevölkerung hatte die Stadtkommandantur Berlin diese Meldung am frühen Morgen verbreiten lassen; es wäre nicht nötig gewesen, das konnte jeder auch so sehen.
Trotzdem herrschte eine recht gedrückte Stimmung am Potsdamer Platz, an diesem Morgen des 9. November. Die Stunden zogen sich hin. Bei der Truppe waren nur die unteren Chargen geblieben, Offiziere nirgends zu sehen. Die Soldaten fühlten sich keineswegs wohl, ebensowenig die Zivilisten. Eine Revolution – wie macht man das? ... wie und wo beginnen? ...
Es ging alles so ruhig vor sich, wie zu Hause im Dorf, nachdem die Feuerwehr ausgerückt ist; aber es war nirgends Feuer, es brannte nicht.
Einige von den herumlungernden Zivilisten fingen eine Unterhaltung mit den Soldaten an, die müßig um ihre Gewehrpyramide herumstanden. Pfeifen wurden angezündet, anscheinend entgegen einem früheren Befehl, denn man konnte neugierige Blicke von den anderen Gruppen her beobachten – aber auch die Unterhaltung kam nicht recht in Fluß, kurze Fragen, kurze Antworten. Keine aufreizenden Reden, keine Aufrufe, keine Begeisterung, die Langeweile des Wartens ... warten, warten ... und dann wird es bald Zeit sein, nach Hause zu gehen, überhaupt nach Hause.
Die Neugierigen kamen nicht auf ihre Kosten. Auf der Nordseite war schließlich eine gewisse Bewegung in die dort stehenden Züge gekommen. Man konnte von der Südseite aus nicht genügend sehen ... irgendwelche Abgesandte schienen gekommen zu sein, Lastwagen, man sah einige Leute auf den Lastwagen mit weißen Binden, Zivilisten und Uniformierte, und dann verbreitete sich auf der Südseite das Gerücht: das Regiment hat sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt. Die Nachricht sickerte durch, daß in der Reichskanzlei zur Zeit eine provisorische Regierung gebildet wurde. Die Züge auf der andern Seite des Platzes waren wieder angetreten, bereits im Abrücken.
Auf der Südseite hatte dagegen die Ratlosigkeit eher zugenommen. Bis hierher waren noch keine Befehle durchgedrun-

gen, nicht einmal Nachrichten, die etwas fundierter gewesen wären als Gerüchte.
Ich hatte mich die längste Zeit auf dem Bürgersteig zur Beobachtung der Lage aufgehalten. Noch in der Nacht war ich aufgefordert worden, mich in aller Frühe auf dem Potsdamer Platz einzufinden. Seitdem hatte ich nicht mehr von meinen Verbindungsleuten gehört, eine der zahlreichen in lokalem Rahmen operierenden Spartakusgruppen. Doch werde ich nicht der einzige auf dem Platz gewesen sein, der von jeder Verbindung abgeschnitten war. Es wurde, hieß es später, sehr viel verhandelt in diesen Stunden, in den Wandelgängen und im Restaurant des Reichstages, in den Redaktionen der Zeitungen, in den Vorzimmern von leitenden Beamten der Regierung, die ständig Boten unterwegs hatten, um vom Nachbaramt Nachrichten einzuholen.
Die Straße ist darüber vergessen worden.
Ich hatte schon vorher mit der mir zunächst stehenden Gruppe allgemeine Ansichten über die Lage ausgetauscht ... die Landsturmmänner sind durchaus nicht neugierig darauf gewesen, was sich entwickeln würde. Noch weniger waren sie darauf aus, sich in der einen wie der anderen Weise hervorzutun. Aber sie waren gewillt, mir zu folgen, als ich sie dazu aufforderte ... es mag ihnen besser erschienen sein, als nur sich selbst überlassen herumzustehen.
Selbstverständlich hatte ich keinen Auftrag, nicht einmal irgendeinen bestimmten Plan, es war mehr der Einfall eines Augenblicks – ich marschierte mit meiner Gruppe, der sich unterwegs noch aus der herumstehenden Menge auf der Straße etwa ein halbes Dutzend Soldaten angeschlossen hatte, ich marschierte mit dieser Gruppe durch die Leipziger Straße bis zur Friedrichstraße und in die Charlottenstraße hinein zum amtlichen Wolffschen Telegrafenbüro. Es dürfte sehr aufreizend ausgesehen haben und sehr martialisch ... jedermann wird davon überzeugt gewesen sein, daß hier eine wichtige Wendung sich vorbereitete.
Vor dem Hause, das sich über zwei Stockwerke ausdehnte, der Oberstock war Privatwohnung des Direktors, eines Geheimrats, dessen Namen sich zu erinnern es sich nicht verlohnt, ließ ich halt machen, erklärte den Landwehrsoldaten, daß wir das

Büro zu besetzen hätten, und wir polterten die Treppe zum ersten Stock hinauf.
Dort fielen wir in den großen Sendesaal ein. An den Wänden die Telefonkojen, die Mitte des Raumes füllte ein langer Tisch aus – die Nachtredakteure pflegten auf diesem Tisch zu schlafen, die amtlichen Bulletins in Bündeln als Kopfkissen –, in einem der Hinterzimmer tickten die Fernschreiber. Aus den Seitenzimmern strömten jetzt die Stenotypistinnen, das sonstige Büropersonal und die Aufwartefrauen in den Saal.
Ein besonders vertrauenerweckender Alter, er hätte der Vater der gesamten Gesellschaft sein können, wurde zum Besatzungskommandanten ernannt. Die Fernschreiber hatte ich unterbrechen lassen; die Bedienung unterdessen war ohnehin verschwunden.
Zwei Redakteure meldeten sich, ein älterer, ein Beamtentyp und ziemlich ängstlich, sowie ein jüngerer wohlgenährter, zweifellos durch Beziehungen zu einem Abgeordneten hier untergekrochen, weiterhin einige Studenten, die stundenweise hier beschäftigt waren.
Die Redakteure waren aus dem oberen Stockwerk nach unten gekommen. Der eine hielt eine wohlvorbereitete Rede nach geschichtlichen Vorbildern: sie seien bereit, dem neuen Regime zu dienen, aus freiem Willen und aus innerster Überzeugung ... zustimmendes Echo bei den andern im Raum.
„Das Haus bleibt abgeriegelt. Wachen unten an den Eingang. Sämtliche Angestellte haben sich im unteren Saal zu versammeln. Jeder bekommt einen Ausweis."
Ich nahm mir zwei Mann und stieg die Treppe zu dem Oberstock hinauf. Wir waren noch nicht ganz oben angelangt, da stand der Geheimrat schon in der offenen Tür. Hier wurden wir bereits erwartet.
„Meine Herren", empfing uns der Mann, „ich weiche der Gewalt."
Ich murmelte etwas von der Übernahme des Büros durch die revolutionäre Regierung und stellte den Geheimrat unter Hausarrest. Hinter dem Herrn erschien jetzt die Frau, im Gegensatz zu dem betont distinguiert auftretenden Chef eine sehr aufgeregte kleine zappelige Person, die anfangen wollte, mit uns zu verhandeln: „Aber meine lieben Herren, das können Sie doch nicht tun! Sie sollten Rücksicht nehmen ...", und

so weiter; ich stieß die Tür mit dem Fuß ins Schloß.
Eigentlich wollte ich jetzt unten etwas aufräumen, dazu kam es nicht. Es bot sich mir ein idyllisches Bild. Die Frauen hatten aus den anliegenden Zimmern Stühle herbeigeschleppt. Um den Tisch saßen meine Landser in Strickjacken und Wollwesten, der Uniformrock hing über der Stuhllehne, die Gewehre waren in die Telefonzellen abgestellt. Die beiden Aufwartefrauen erschienen mit großen Kannen Kaffee, die Mädchen brachten Tassen. Die Herren Redakteure sahen schmunzelnd zu. Es wurde gemütlich warm. Die beiden Öfen im Saal waren gut geheizt.
Die deutsche Revolution hatte begonnen.

... sie werden nicht schießen. Auch die Matrosen werden nicht schießen. Wenn geschossen werden soll, ist es nicht unbedingt notwendig zu wissen, warum – aber notwendig ist das Ziel, zu wissen gegen wen –
Die Matrosen, die auf offenen Lastwagen, Seitenplanken heruntergelassen, durch die Straßen fuhren – manchmal waren einige Arbeiter darunter, jedenfalls Zivilisten, die rote Tücher schwenkten, manchmal wurde auch einer von der Straße mit aufgegriffen und auf die Plattform gehoben ... Sie schrieen von Zeit zu Zeit etwas, was niemand von den Straßenpassanten verstehen konnte. Ganz abgesehen davon, daß niemand sich ernstlich um diesen Karnevalumzug gekümmert hat. Wenn die Radaubrüder anfingen, zu gröhlen und ein Lied hochzuziehen, werden die Leute unten auf der Straße gedacht haben ... und so früh schon so besoffen!
Ich hatte Gelegenheit, mir auf dem Wege nach Hause dieses Schauspiel mit einer gewissen Verwunderung anzusehen, denn ich war schon in den frühen Nachmittagstunden aus dem Telegrafenbüro wieder herausgeworfen worden.
Von der neuen Regierung, die sich im Hofe des Reichskanzlerpalais etabliert hatte und die ihre Befehle aus den Wandelgängen des Reichstages erhielt, wurde eine andere Kolonne zur Besetzung des Wolff-Büros auf den Weg geschickt. Diesmal mit jemandem an der Spitze, der einen von Mitgliedern der provisorischen Regierung unterzeichneten Ausweis bei sich trug. Der Mann hörte auf den Namen Kuttner und hat später in einem Buch, Memoiren über die Eroberung Berlins durch

die Revolutionsregierung, seine Heldentaten bei der Übernahme des Wolff-Büros beschrieben.
Die Wachen unten an der Tür wurden beiseite geschoben, und meine Landwehrleute sahen sich plötzlich echten und drohend auf sie gerichteten Gewehrläufen gegenüber.
Die Neuen benahmen sich recht aufgeregt, und Herr Kuttner schien große Lust zu haben, zur allgemeinen Abschreckung und zur Hebung der Ordnung und Moral ein Exempel zu statuieren. Er fuchtelte mir mit einem Revolver vor der Nase herum und hätte mich sicher gern erschießen lassen, wenn er der Zustimmung seiner Oberen sicher gewesen wäre. Als Vorwärts-Redakteur hatte er eine dunkle Vorstellung davon, daß ich mit Rauscher und Breuer, Gründer des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller, die praktisch seine Auftraggeber waren und auch seine Ernennung bewirkt hatten, noch in loser Verbindung stehen könnte. Er lasse schießen, schrie er herum, wenn ich nicht sofort mit meinen Leuten abziehe; die Operation lief unter dem Namen: Säuberung der Ämter und Reichsstellen von Saboteuren und Plünderern, Ausräucherung der Spartakistennester.
Wir zogen ab. Ich weiß nicht, was sich die Mädchen und Angestellten, der Geheimrat und die Redakteure dachten; sie werden hinter uns hergegrinst haben. Herr Kuttner hat das Feld mit seinen Zeitfreiwilligen behauptet.
Ich schickte meine Leute zur Reichskanzlei, wo sie neue Befehle bekommen würden. Sie wollten einfach nach Hause – aber solche Ausweise auszustellen, war ich nicht in der Lage. Wahrscheinlich gingen sie wieder zu den für sie zuständigen Offizieren zurück.
Für denselben Tag hatte die „Aktion" einen Vortragsabend angesetzt, eine der üblichen regelmäßigen Aktionsveranstaltungen in einem der Säle, wo für gewöhnlich Schubert-Lieder gesungen oder Cello gespielt wurde.
Dieser Aktionsabend – der letzte meines Wissens, ist für mich zu einem bemerkenswerten Ereignis in der internen politischen Geschichte der nächsten Jahre geworden. Wo alle die Hunderte von Leuten hergekommen sind, die den Saal bis zum letzten Platz füllten, eine Menge stand noch im Treppenflur an, weiß ich nicht. Wenn die eigentlichen Aktions-Aktivisten darunter gewesen sein sollten – wie jeder weiß, ist

die Zeitschrift „Aktion" der Startplatz gewesen für angehende Schriftsteller und Dichter, Maler und Zeichner und die interessierten Leser, die, vielleicht noch heute in Amt und Würden, nachdem sie den zweiten Krieg überstanden haben, ihre Jugend in den wohlverwahrten Sammelbänden der Zeitschrift konservieren –, wenn solche Zeitgenossen an diesem Abend anwesend gewesen sein sollten, so sind sie damals untergepflügt, zermahlen und zu Kulturdünger gestampft worden. Zu Wort gekommen in der allgemeinen Diskussion, die ohne einführenden Vortrag sofort begann, ist jedenfalls kein einziger von ihnen.

Der Abend wurde zu dem besonderen Erlebnis, weil alle diese Redner völlig unvorbereitet gesprochen haben. Sie kamen aus den verschiedensten Berufsschichten, jeder gab sogleich zu Beginn auch seine Profession bekannt. Fast alle sind mir völlig fremd gewesen. Die meisten sind sicherlich niemals zuvor zu einem Aktionsabend gegangen. Ich nehme an, sie sind diesen Abend gekommen, weil ihnen nach der Ankündigung unten am Eingang dies als der geeignete Ort erschienen ist, sich auszusprechen.

Sie sprachen – Redner aus der Masse des Volkes, Mitläufer zu allen großen öffentlichen Veranstaltungen der Parteien, sprachen von ihren Erwartungen und Enttäuschungen. Keiner hatte etwa ein Programm anzubieten. Sie wollten wissen, was jetzt zu geschehen hätte, sie forderten eine Antwort auf Fragen, mit denen sie ständig in einer Art von Unterbewußtsein beschäftigt waren. Es gab da die geheimen Kräfte, die sie bei allen Vorgängen vermuteten, sobald diese anders zu verlaufen begannen, als sie sich es vorgestellt hatten, Spiel hinter den Kulissen, die Verschleierung und im Gegensatz dazu die Aufrufe, die für sie wie auf Schultafeln geschrieben schienen ...

Hier wurde offenbar, daß die Besucher von Massenveranstaltungen sich sehr wohl eine eigene Meinung bilden – sie können sie nur nicht aussprechen, man würde es zudem nicht zulassen. Sie hören, was ihnen eingetrichtert wird, aber die Gedanken wandern ganz woanders. Sie vergleichen, was ihnen den Tag über, die Wochen und selbst die Jahre aufgefallen ist, und daß es hätte anders sein sollen. Nicht die weitgezogenen politischen Perspektiven, denen sowieso die wenigsten folgen können, oder die momentanen Aufbesserungen für den täg-

lichen Unterhalt – die Gedanken gehen auf die Familie, die Kinder, die Schule und die Polizei, den Wirt, der das Bier ausschenkt, die Kartenspieler und den sonstigen Umgang, die Streitereien und den freundlichen Klaps: der Frau auf den Hintern ... alles geht so dahin, ein Tag nach dem andern ... zu welchem Ende? Und was spielt sich ringsum ab, für den einzelnen, für die andern und für alle zusammen? – denn schließlich sind wir alle in einem Topf. Es sollte anders sein – es muß etwas kommen, das alles ändern wird, es muß anders werden ...

Über solche Erwartungen sprach einer nach dem andern. Die wenigsten konnten klar ausdrücken, was und wie etwas geändert werden sollte. Die Diskussion kreiste ausschließlich um den einen Gedanken: was so unter lautem Getöse draußen gespielt wird, das ist es nicht. Daraus würde nicht das kommen, was sie zu erwarten bereit waren. Frieden oder nicht ... laß die Leute sich totschießen – wenn sie wollen. Ob der Kaiser zurücktritt – wer ist das schon? – eine Figur, die einem in der Schule beigebracht wird, als Figur. Geht diese Regierung, kommt eine andere und dann wieder eine andere ... sei ruhig, Mann! Das machen die Politiker unter sich aus. Drohte einem Redner der Faden verlorenzugehen, so nahm ihn schon der nächste wieder auf.

Alle waren mit sich und jedem einverstanden, so lange von den vagen Erwartungen und konkreten Enttäuschungen die Rede war. Aber sie wurden mißtrauisch, als Pfemfert in einer Schlußansprache das bisher Gesagte zusammenfassen wollte und mit dem Aufruf schloß, man müßte sich gegen diese Art von Revolution draußen auf der Straße zur Wehr setzen, weil sie verlogen und verfälscht sei, weil sie den Durchbruch der wahren Revolution verhindern würde – jeder müsse das tun, jeder an seinem Platz und in seinem Beruf und, wenn notwendig, auch in seiner Partei, hätte dieses Schaustück draußen zu entlarven. Sie hätten jetzt ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, statt es den politischen Strichjungen, den Parlamentsabgeordneten, der Meute von Führern und Funktionären zu überlassen, die schon dabei sei, sich auf sie zu stürzen ... da schwiegen sie.

Die Versammlung, die sich früher gegenseitig überschrieen hatte, ging auseinander, als hätte eisiger Hauch, Vorahnung

ihres Schicksals, Masse Mensch, sie gestreift. Und ich konnte es beobachten: sie gingen nicht nur auseinander – sobald sie unten auf der Straße angelangt waren, liefen sie plötzlich nach allen Seiten davon; Panik saß ihnen bereits im Nacken.
Dabei hatten sie alle recht; ich bin sehr beeindruckt davon gewesen. Aber was soll man tun? Wie ansprechen und sich ihnen nähern, daß sie sich selbst verstehen, ihre Trennungswände und ihre Gemeinsamkeiten und die verborgene Kraft, die in jedem einzelnen Menschenwesen lebendig ist ... die aber nicht wirksam werden kann, solange sie täglich immer wieder aufs neue verschüttet wird.
So war an diesem Abend auch bereits die andere Seite einer Revolution sichtbar geworden, jene tiefere Unterströmung, die leicht später zur Gegenströmung wird.

Die Straße frei!

Man sollte nicht dem Irrtum verfallen anzunehmen, daß diese einzelnen aus der Masse damit für immer von der Oberfläche einer Bewegung verschwinden. Sie sind nicht zu organisieren, sie werden niemals eine Front bilden, aber sie machen sich bemerkbar, oft völlig unerwartet – ein Ventil, das sich plötzlich öffnet, der Stoß nach vorwärts, der laute Widerspruch, der gewalttätige, Aufforderung zur Gewalt ... es wird verpuffen, wenn die Masse sich nicht in Bewegung setzen läßt. Meist bringt sie die Masse selbst, vertreten durch die organisierten Parteien, zum Schweigen. Wer dieser Erkenntnis nicht Rechnung tragen will, versteht nichts von Revolutionen.
Solche Einzelgänger sind dann auch die ersten Opfer, in der übergroßen Mehrzahl der Fälle die alleinigen.
Der Versuch, die Schaustellung in Deutschland, wie sie sich als Revolution in den Novembertagen ankündigte, durch eine soziale Zielsetzung zu vertiefen – das ist, auf die Plattform einer politischen Massenbewegung zu heben, war bereits nach den ersten Wochen gescheitert. Die psychologischen Vorbereitungen für ein Gelingen sind nur Illusion gewesen, manchmal ins Groteske gezogen, Nachsprossen des Dadaismus.
Ich habe einem Sozialisierungs-Kongreß beigewohnt, einberufen von Dr. Alfons Goldschmidt, dem wortreichen Handels-

reisenden in Wirtschafts-Utopien. Ich war auf dem Kongreß als einer der Grundsatzredner zur Themendiskussion angekündigt – neben Dutzenden von Fachleuten aus allen Lebensbezirken und Branchen. Auf diesem Kongreß, der sich über eine ganze Woche hingezogen hat, wurde alles sozialisiert, die Religion und die Frau, die Bergwerke, die Elektrizität und die Luft, die Verleger, die Dichtung und die Gedankenübertragung, die Wissenschaft und selbstverständlich jede Art von Privateigentum. Die Tagung ging so sehr ins Allgemeine, daß ich dort überhaupt nicht zu Wort gekommen bin: es hätte sowieso keinen Zweck gehabt.

Mit Alfons Goldschmidt war ich in diesen Wochen sehr befreundet. Er war einer von den in diesen Wochen nicht so seltenen Leuten in gut bürgerlicher Position, die bereit gewesen sind, alles zu opfern, um der Revolution einen besseren Start zu geben. In der von ihm herausgegebenen Räte-Zeitung bin ich ein regelmäßiger Mitarbeiter gewesen. Leider brach unsere Verbindung sehr bald auseinander. Wir brauchten im Spartakus-Bund für eine breit angelegte Organisationsarbeit einige Schreibmaschinen und sonstiges Büromaterial. Angeboten hat uns das niemand, auch keiner der Freunde und Sympathisierenden. Wir haben uns das Notwendigste, als es unaufschiebbar wurde, aus dem Büro der Räte-Zeitung geholt – in den Nachtstunden, um Aufsehen zu vermeiden. Alfons Goldschmidt hat mir das sehr übel genommen.

Um auf die Beurteilung der Basis dieser Revolution zurückzukommen – diejenigen, die beinahe automatisch in den Widerstand hineingetrieben wurden, waren wie die Ratten, die aus den Löchern gepfiffen werden, um dann einzeln von den Wachterriern abgefangen und zerrissen zu werden, ehe sie sich zu Rudeln sammeln können: das Rudel verleiht erst die notwendige Stoßkraft.

Ein solches Rudel hätte der Spartakus bilden können. Die Gruppen setzten sich überwiegend aus Leuten zusammen, die in der sozialdemokratischen Partei und in sonstigen politischen Zirkeln während des Krieges in die Minderheit gedrängt wurden. Alte Parteimitglieder, die ihr Mitgliedsbuch zerrissen hatten und Einzelgänger geworden waren. Der Funke hatte gezündet, sie tauchten wieder an der Oberfläche auf ... sie neu zu sammeln, sie zusammenzuhalten, die hier und da vereinzelt

in Wirksamkeit Getretenen in einen Bewegungsstoßtrupp einzuordnen, der als Führungsspitze in einer Revolution sich hätte bewähren sollen – das schien als Aufgabe für Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg und einem verhältnismäßig kleinen Kreise von Gefolgsleuten vorgezeichnet. Schon seit Beginn des Krieges wurde damals theoretisch eine solche Bewegung vorbereitet in einem neu zusammengeleimten internationalen Rahmen, nachdem die alte Internationale auseinandergefallen war. Man hatte dabei nur übersehen, daß die Arbeiterbewegung statischen Gesetzen folgt, die Karl Marx präziser als in seinen sonstigen Analysen mit den Worten charakterisiert hat: Die Arbeiterbewegung kann nur aus ihren Niederlagen lernen – Grund genug für die nachfolgenden Parteitheoretiker, zuerst und fast ausschließlich auf die Niederlage zu warten.

Die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg hat zwar die Sammlungsbewegung nicht aufhalten können, aber die bereits in der Organisation als politische Partei befindliche Spartakus-Bewegung sah sich der aktiven Spitze beraubt, der Stoßtrupp-Planung, der Rücksichtslosigkeit gegen das Bestehende und der Überzeugungskraft, neue revolutionäre Gesetzmäßigkeiten zu schaffen. Der sich rasch ausbreitende innere Kräfteverfall dieser Partei ist sicherlich die am stärksten nachwirkende Katastrophe in einer Geschichte revolutionärer Bewegungen: Rot-Front ging später in der SA auf. Hitler ist aus den letzten Nachbeben dieser Revolution zur Macht gekommen.

Es ist über die Monate unter dem Schreckensregiment der Zeitfreiwilligen, der Garde-Kavallerie-Schützendivision und der neuen Reichswehr viel zu viel geschrieben worden, als daß ich noch meine besondere Meinung hinzuzufügen brauchte – zumal für alle diese Beurteiler, von welchem Blickwinkel sie auch immer berichten, ein Generalnenner gegeben ist: Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung ... die mit Verlaub gesagt, ernstlich nirgends gestört worden ist, von der kurzen Episode der Münchener Räte-Republik abgesehen, die ihrerseits selbst ängstlich bemüht war, Ruhe und Ordnung zu halten, auch für die Stammgäste des Cafés Stefanie.

Es blieben die Kriegs- und Besetzungsfronten geschlossener Truppenverbände, die den Krieg in der Heimat fortzusetzen entschlossen waren, statt sich zu demobilisieren und damit in

die zivile Arbeitslosigkeit abzusinken. Der sozialdemokratischen Reichsregierung kamen diese Söldner gelegen. Veteranenmitglieder der Zahlabende, die schon vor dem Kriege ihre Beiträge für Frieden und Ordnung regelmäßig abgeführt hatten, drohten, von Zeit zu Zeit aufsässig zu werden. Wer seinen gepreßten Gefühlen gegenüber dieser neuen Ordnung Ausdruck zu geben wagte, wurde zum Krüppel geschlagen – ein Beweis mehr, wie notwendig die Erziehung gegen diesen Frontgeist als künftiges Parteiprogramm sein wird... darum haltet treu zur Partei, die euch das über eurem eigenen Schädel vorexerzieren läßt. Und sie hielten treu zur Partei; sie halten auch heute noch.

Die Zahl der Opfer, die in diesen Nachkriegsmonaten zur Strecke gebracht worden sind, ist niemals amtlich bekanntgegeben worden. Es wäre schwer genug gewesen; die meisten Opfer sind anonym geblieben.

Die Ermordung der Matrosen an der Marstallmauer, deren Leichen von der Regierung als Photoreklame benutzt wurden, um Auslandskredite für städtische Verkehrsbetriebe zu erhalten, die Abschießung von Spartakisten im Ruhrrevier, in Mitteldeutschland und Sachsen, das Massaker in München... das ging so nebenher.

Als die Sparkatisten die Betriebe im Zeitungsviertel besetzt hielten und aus den Fenstern auf die vom Hallischen Tor her anrückenden Zeitfreiwilligen schossen, hatten sich in den umliegenden Häusern und Kneipen Hunderte von Neugierigen eingefunden, um sich das Schauspiel anzusehen. Es hat sich dabei keineswegs um eine organisierte Aktion des Spartakus-Bundes gehandelt– eine von Grund aus spontane Reaktion von Arbeitern, die ihr Gewehr bei der Demobilisation mit nach Hause genommen hatten – für alle Fälle...

Ich habe im Mosse-Haus an den Maschinengewehren Leute aus allen Berufsschichten angetroffen, Arbeiter und Arbeitslose, Angestellte und Studenten – die meisten sind überhaupt nicht organisiert gewesen. Der Kommandant Fritz Drach, den ich noch für Wochen später vor der Polizei habe verstecken können, war als Vize-Feldwebel aus dem Heer entlassen worden, eine bestimmte politische Anschauung hatte er damals nicht. In Frankreich ist später in der Emigration über Fritz Drach eine Menge zusammengelogen worden von Leuten, die keinen

anderen Einsatz aufweisen können, als sich regelmäßig für die Wochenunterstützung einer der Pariser Hilfsorganisationen eingefunden zu haben.
Ich hatte mich zum letzten Mal nachts durch den bereits dichter gewordenen Militärkordon in das Mosse-Haus begeben im Auftrage der Leitung des Spartakus-Bundes, um den Leuten zuzureden, das Haus zu räumen – wir würden durch Feuerüberfälle von den Dächern der Häuser um das Hallische Tor den Ring der Zeitfreiwilligen sprengen und ablenken. Die Lage in den Zeitungsbetrieben war – nicht nur politisch – unhaltbar geworden.
Ich hatte mit meinem Auftrag keinen Erfolg, auch nicht im Vorwärts-Gebäude, wo eine etwas straffere politische Führung vorhanden war. Am nächsten Tag haben sich die Besatzungen ergeben müssen, ohne daß ihnen noch Hilfe von draußen hätte gebracht werden können; auch die zugesagte Intervention eines Teiles der Regierungsmitglieder im Kabinett war inzwischen zurückgezogen worden. Stattdessen wurden die Leute, die sich auf Anraten der Regierung im Hof aufgestellt hatten, von den Noske-Truppen fürchterlich zusammengeschlagen, ehe sie ins Gefängnis abgeführt worden sind. Die Ablehnung aller Verhandlungen, als diese noch einen politischen Sinn gehabt hätten, ist einer der ungewöhnlichen Fälle, wo die Revolte von innen heraus plötzlich sichtbar wird – sie richtet sich bekanntlich nicht nach politischen Erwägungen. Das gleiche wird bei den russischen Matrosen in Kronstadt der Fall gewesen sein.
Die revolutionären Parteien, soweit sie sich so nannten, haben dazu geschwiegen. Theoretisch wurde jetzt eine Welle ausgelöst gegen „Provokationen". Wer noch revoltierte, wer plötzlich aufstand in einer Versammlung und seinem Herzen Luft machte, wurde sogleich mit Mißtrauen betrachtet, ein Provokateur – und später, als diese vom Parteiapparat mit großem Raffinement geleitete Technik allgemeiner geworden war, zum „Spitzel" erklärt.
Ich habe in diesen Monaten in den Bezirken und Ortsgruppen Hunderte von Versammlungen besucht, als Redner für den Spartakus-Bund, als Vertreter der Bezirksleitung und später der Berliner Zentrale für die immer mehr anwachsenden internen Streitfälle – jedesmal ist ein gut Teil der Zeit davon in Anspruch genommen worden, daß sich die

Ortsgruppenmitglieder gegenseitig als Spitzel verdächtigten.
Als zu dieser Zeit auch die Arbeitslosenbewegung eine politisch aggressive Tendenz annahm, wurde sie, sobald sie sich zu organisieren begann, in Bausch und Bogen von den Arbeiterparteien als eine Spitzelorganisation abgetan.
Der plötzlich erfolgte Durchbruch zur Revolte in dieser Bewegung war das eigentlich Entscheidende: Die Arbeitslosen, als revolutionäre Kader, hätten erzogen und für den Kampf diszipliniert werden können.
Eine Reihe mir persönlich nahestehender Genossen, von früh bis spät nachts auf der Straße, begeisternd, flammend in dieser revolutionären Glut sich einzusetzen, bereit zu sein, sich zu opfern, sind elend, unter dem Verdacht, Spitzel zu sein, zugrunde gegangen. Dabeistehen müssen und zusehen, wie der Nebenmann, der Kamerad, buchstäblich zerbrochen wird... das ist schwer zu vergessen.
In dieser Gesellschaft, die der Mensch sich selbst aufgebaut hat, wo das Nochnicht- oder Nichtmehr-Wahrnehmbare kaum mehr zählt, daher auch nicht mehr auf übersinnliche Bindungen abgeschoben werden kann – welch sinnvolle Erleichterung mag das in den vorangegangenen Jahrhunderten gewesen sein –, in dieser Gesellschaft wird nichts vergessen und vergessen werden. Es werden auch keine Fehler nachgesehen und zugedeckt und keine Sünden vergeben. Alles bleibt bis zur letzten Härte und Brutalität stehen, wie es ist... du selbst, der einzelne, sorgst dafür.
Ich möchte nicht in den Verdacht geraten, hier plädieren zu wollen für eine Schuldbereinigung nach dem Tode.
Was ist aus diesen Leuten geworden, die sich mit einer Politik des Terrors gegen die eigenen Genossen haben an der Macht halten können, aus den Mitläufern, den ängstlichen Jasagern?
Haben sie gestanden? Haben sie bereut? Haben sie sich aufgehängt?
Und diejenigen, die bereits hinüber sind, wie war das zum Schluß?... das Gedächtnis wird bereits nachgelassen haben, auch bis zu den letzten Reflexen?
Schämt sich heute niemand?
Es wird so viel Aufhebens gemacht von Hitler und seinen Zeitgenossen, aber die Wurzeln sind doch in diesen Jahren gelegt

worden! Die Saat ist ins Riesenhafte aufgegangen – nicht zu verwundern bei diesem deutschen Klima.
Es gibt Leute, die heute herumlaufen und sich darauf berufen: der Mensch kann sich irren... Irren ist menschlich.
Das ist zu billig – es gibt nur die zwei Klassen: die Henker und die Opfer, die Fresser und die Gefressenen. Das liegt in der Struktur des Menschenwesens begründet, da gibt es keinen Raum für Irrtum; es ist Bestimmung. Auch, daß heute noch die Henker im Vordergrund sein mögen, morgen... noch nicht präzise genug für unsere Vorahnung, werden es die Opfer sein, die oben sein werden und herrschen, vielleicht nicht gerade herrschen, was man sich jetzt noch darunter vorstellt... sie werden als Menschen anders aussehen, sie werden mit andern Mitteln sich zur Wehr setzen, die man wahrscheinlich nicht in den Fabriken herzustellen haben wird... und die Fresser werden einschrumpfen, verdorren und zu stinken anfangen. Denn der neue Menschentyp verdaut sich nicht.
Nein! Irren ist nicht menschlich.
Ich bitte um Entschuldigung, nicht nur die Zeit, auch die Erinnerung scheint stille zu stehen.
Von den Opfern sind nur die wenigsten bekannt geworden. Man hat sie aus der Partei entfernt, ihnen die Arbeit genommen. Man hat sie als Kriminelle zurechtfrisiert, der Polizei in die Hand gespielt oder sonstwie außer Landes gejagt. Es wäre nützlich, dieser Emigration aus den frühen zwanziger Jahren nachzugehen. Sofern es sich um gelernte Arbeiter gehandelt hat, werden sie im Ausland bald Arbeit gefunden haben. Eine Neuköllner Ortsgruppe, der ich besonders nahestand, ist bis zur Hälfte ihres Mitgliederbestandes nach England ausgewandert. Die Verbindung zu ihnen ist sehr bald abgerissen. Die Arbeiter, Dreher und Maschinenschlosser aus der „Knorrbremse“ in Berlin sind in der englischen Rüstungsindustrie untergekommen. Sie sind nicht einfach davongelaufen. Sie waren auch keine Berufsrevolutionäre und sie waren auch nicht darauf aus, sich einen besseren Arbeitsplatz in größerer Sicherheit zu suchen. Ich kann es bezeugen: sie sind zu jedem Einsatz bereit gewesen. Es hat ihnen nichts ausgemacht, ihre gut bezahlte Arbeit bei der „Knorrbremse“ zu verlieren. Man kann nicht durch spitzfindige theoretische Reden Revolutionäre zusammenhalten, die der ewigen Streitereien, der

Denunziationen und des Bonzentums in der politischen Leitung überdrüssig geworden sind.
Tausende von jungen Leuten, Kämpfer aus dieser Zeit, wanderten nach Nordamerika aus, nach Brasilien und anderen südamerikanischen Ländern. Allenthalben kann man auf solche Leute stoßen. Heute sind sie in die amerikanische Gesellschaft eingegangen, genauer gesagt – in der amerikanischen Gesellschaft untergegangen. Sie leben und sie brauchen nicht zu hungern, aber sie sind angeschlagen. Ihr Daseinsablauf ist ihnen etwas schuldig geblieben und läßt sie ersticken in ohnmächtiger Wut und in einem Haß, der kein Ventil findet. Den Menschen, der sich opfern will, kann man nur einmal verraten.
Damals nach dem ersten Kriege ging die Elite der jungen Generation zugrunde. Man redet heute so viel von der Emigration der Jahre 1848/49 und der zweiten von Hitler ausgelösten Welle... es ist ihnen damals gut gegangen, und es geht ihnen auch heute gut. Warum redet niemand von der Emigration der zwanziger Jahre, die sich in der Tiefenwirkung als viel bedeutsamer erweisen wird. Der deutschen Literatur wäre zu empfehlen, sich für diesen Typ zu interessieren, statt in Hollywood herumzuplätschern.

Ich erinnere mich eines Mannes, den ich zwanzig Jahre später in Budapest getroffen habe. Als Direktor eines der größten deutschen Industriekonzerne war er außer Landes gejagt worden, seiner jüdischen Abstammung wegen, nachdem er vorher seine Stellung verloren hatte. Er konnte nicht fassen, daß man ihm dieses Unrecht angetan hatte, er fühlte sich keiner Schuld bewußt. Er war alles andere als feige. Es kam ihm nicht so sehr darauf an, seine Stellung wiederzugewinnen; er hätte seinen kaufmännischen Fähigkeiten entsprechend eine andere Stellung in Ungarn finden können. Er wollte seine völlige Rehabilitation erzwingen. Zu diesem Zweck ließ er sich in einen donquichotischen Kampf gegen das Hitler-Regime ein, bei dem er kaum Aussicht hatte zu gewinnen, den er aber führte nach der Spielregel: alles oder nichts! Er hat versucht, den Berliner Behörden nachzuweisen, daß er als uneheliches Kind von adliger Abstammung seiner jüdischen Mutter untergeschoben worden sei. Zu diesem Zweck hatte er sich einen im ersten

Kriege hochverdienten ungarischen General als Kronzeugen gekauft, gegen eine Lebensrente. Ich bin durch einen mehr persönlichen Zufall in die Angelegenheit mithineingezogen worden. Mich hat an dem Fall die pathologische Seite interessiert.
Der Mann war im Grunde nicht unsympathisch, kameradschaftliche Umgangsformen, hilfsbereit und verständnisvoll für die Schwächen anderer und einem offenen Blick; keineswegs ein Brett vor dem Kopf. Das Idealbild eines Familienvaters und Versorgers, zwei heranwachsende Söhne, prächtige Jungen, und eine verschüchterte Ehegattin, von der er sich scheiden lassen würde, ihres jüdischen Glaubens wegen. Er liebte diese Frau und verehrte sie wie eine Heilige.
Aber genug davon. – Die Familie kam nach Auschwitz, obwohl der Mann wenigstens die Familie hätte retten können. Zu seinem Bekanntenkreis gehörten eine Reihe von Leuten, die ihn ständig gewarnt haben und die ihm auch helfen wollten, wenigstens die Familie in Sicherheit zu bringen. Er hat dies alles abgelehnt. Er selbst ist noch in den letzten Monaten vor dem Zusammenbruch von der Gestapo verhaftet und umgebracht worden – ich nehme an, einfach totgeschlagen.
Ich habe lange Zeit über das Schicksal dieses Mannes nachgedacht und die tieferen Hintergründe. Eine wirklich einleuchtende Lösung habe ich nicht gefunden. Aber ich habe einen sehr oft in unseren Unterhaltungen wiederkehrenden Dialog in Erinnerung behalten.
Er war ein passionierter Jäger. In Chemnitz hat er siebzehn Spartakisten zur Strecke gebracht. Von seinem Vater, einem wohlhabenden Holzhändler in Schlesien, war der Junge in eines der feudalsten preußischen Kavallerie-Regimenter eingekauft worden. In den ersten Monaten 1919 war er in Chemnitz als Ortskommandant eingesetzt, im Kriege Oberleutnant, Orden und Ehrenzeichen.
Auch nach 25 Jahren hatte er nicht begriffen, was damals vorging. Nicht aus einer klassenbewußten Dummheit oder Bösartigkeit... hier hörte eben sein Verständnis auf.
„Lag etwas gegen die Leute vor?... sind gesetzliche Voraussetzungen gewesen?... hatten Sie einen besonderen Auftrag?"
„Natürlich nicht. Ich hatte für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das ging ganz auf meine eigene Verantwortung."

„Aber wie... wie haben Sie denn herausgefunden... es müssen doch besondere Vorgänge gewesen sein?..."
„Nicht nötig. Ich hatte meine Leute. Die Direktoren haben mich von der Fabrik angerufen: Eine Betriebsversammlung ist im Gange. Es sind da einige Leute darunter, laute Schreier, Unruhestifter. Ich rückte sogleich mit einem ganzen Zuge aus. Unten am Fabriktor ließ ich mir vom Direktor die Namen geben. Ich bin dann mit meinen Leuten in die Versammlung hinein und habe mir die Burschen herausgeholt. Sie sind gleich unten im Hofe erschossen worden."
So war das. Es war nicht nur in Chemnitz so.

Der Zerfall des Spartakus-Bundes als politische Partei, die sich inzwischen auch den Sammelnamen „Kommunistische Partei Deutschland" (KPD) beigelegt hatte, griff rasch um sich. Um die auch früher schon organisierten Industriearbeiter bei der Partei zu halten, waren schärfer zugespitzte theoretische Richtlinien notwendig geworden, die mit bisher ungewohnter Disziplin aufgezwungen wurden. Die überwiegende Mehrzahl der Landesbezirke stand in Opposition gegen diese Versuche. Die Wiederanpassung an die parteipolitischen Formen der bürgerlichen Ordnung führte zur Spaltung. Es entstand aus den oppositionellen Bezirksgruppen die Kommunistische Arbeiter-Partei Deutschlands (KAPD). Der Rest, die KPD, bestand zunächst lediglich aus dem Apparat, dem Rahmen von angestellten Funktionären und sonstigen Verrechnungsbeamten, die von Moskau bezahlt wurden.
Das Groteske dabei: Dieser Apparat war imstande, eine Reihe von Tageszeitungen und sonstige Publikationen zu finanzieren, die vermutlich zeitweilig über weniger zahlende Leser verfügten als Angestellte im Apparat vorhanden waren. Demgegenüber hatte die KAPD aus der Scheu, Mitgliederbeiträge unter Zwang einzutreiben, Mühe, ein einziges Publikationsorgan in Tageszeitungsformat aufrechtzuerhalten, das zudem nur zweimal wöchentlich erschien und oft nicht in die Provinz verschickt werden konnte.
Noch war der tiefe Gegensatz zwischen der russischen Einschätzung einer revolutionären Situation und einer damals für Deutschland gültigen nicht offen genug sichtbar geworden, aber die spätere Auswirkung warf bereits Schatten voraus.

Überall in den deutschen Parteibezirken saßen die Abgesandten aus Moskau zur Beobachtung der Spaltungsvorgänge, der Abweichung von den jeweils veränderten und von Moskau befohlenen taktischen Richtlinien, Beobachter, die von dem zentralen Apparat sorgfältig abgeschirmt wurden. Meist frühere Kriegsgefangene, die nach ihrem Abtransport aus Deutschland nach einer kurzen Ausbildungszeit über die baltischen Häfen wieder eingeschleust worden sind, im allgemeinen Durchschnittsexistenzen, durch Krieg und Gefangenschaft aus der normalen Berufslaufbahn geschleudert; die wenigsten davon stammten aus der Arbeiterschaft, und kaum einer hatte an der bolschewistischen Revolution teilgenommen. Als Überzeugungsknüppel handhabten sie mit meisterhafter Geschicklichkeit das Mittel der verleumderischen Intrige, das Karl Marx gegen Bakunin und Proudhon angewandt hatte, gelehrige Schüler in der Charakterdiskriminierung. Sie konnten es – ohne Gefahr entlarvt zu werden – riskieren, da sie sehr schnell, meist schon nach einigen Wochen, wieder abgelöst wurden.
Ich habe später in Moskau Gelegenheit gehabt, bündelweise solche Berichte zu Gesicht zu bekommen. Es fällt mir noch heute schwer, meinen Abscheu und meine tiefe Enttäuschung auch nur annähernd auszudrücken... es würde nichts ändern, und es hätte auch damals wahrscheinlich nichts mehr geändert.
Diese „Beobachter" sind später alle in dem großen Fangnetz der russischen Staatspolizei gelandet, zuerst als Mitarbeiter für den Innendienst, später sicher bei den aufeinanderfolgenden Reinigungsaktionen liquidiert, schon deshalb, um nicht als Informationsquelle für eine spätere Geschichtsschreibung zu dienen. Eine solche Tätigkeit bei den europäischen Arbeiterparteien galt als eine Art von Befähigungsnachweis. Es ist zuzugeben: sie haben aus einem völlig leeren und durch Korruption bereits reichlich zersetzten Rahmen den Grundstock gelegt für eine Partei, die später, auf dem Höhepunkt ihrer totalen Niederlage, 1933, fünf Millionen zahlende Mitglieder besaß. Aber auch das Prestige der russischen Revolution wurde durch sie bis auf den Kern zerstört. Daraus ist ein Krebsgeschwür entstanden, das zwar im Augenblick latent bleiben kann, aber sich eines Tages aktivieren wird. Dann greift es über auf den schwächsten Punkt in der Arbeiterbewegung, das

Mißtrauen gegen jeden und jedes, verbunden mit dem Klassenkampfprinzip, reich genug zu werden wie der andere und selbst reicher und mächtig genug, um befehlen zu können.
Was mögen die Russen sich davon erwartet haben?
Eine Antwort darauf kann man kaum vermuten, solange die Russen bisher vorgezogen haben zu schweigen und sich stattdessen auf Propagandaphrasen für den Schulgebrauch beschränken. Der Erfolg mag ihnen äußerlich recht geben: Mit dem Verrat und der Unterdrückung der deutschen Revolution war es möglich, das russische Weltreich aufzubauen – warum gibt man das heute nicht offen zu?... es besteht keine Gefahr mehr.
Für Hunderttausende, auf die es angekommen wäre, sind die Russen die große Hoffnung gewesen, das Vorbild, das Wunschbild eines fanatischen Glaubens. Die wenigen, die dann überhaupt noch in diesen Jahren dazu fähig geblieben sind, haben sich daran geklammert, wie die Schiffbrüchigen an das Rettungsboot, und sind einzeln zurückgestoßen worden, einer nach dem andern, Stück um Stück – mit Theorien, die niemand recht verstanden und an die niemand im Ernst hat glauben können.
Was war der Sinn?
Damals... das herauszufinden, war von der KAPD angeregt worden, eine Delegation nach Moskau zu entsenden, die Gefahr aufzudecken, die sich aus dem Absinken der Mitglieder in politische Apathie und reinen Kadavergehorsam ergaben.
Moskau hatte eine solche Delegation auch von sich aus eingeladen. Eine Sondertagung des politischen Büros der Komintern wurde zugesagt. Nicht ohne Schwierigkeiten war es der Partei gelungen, gegen eine von Tag zu Tag stärker werdende Opposition den Beschluß zur Absendung der Delegation innerhalb der Mitgliedschaft durchzusetzen.
Es fand sich niemand in der politischen Führung der Partei bereit für diese Reise; der Mißerfolg war von vornherein abzusehen. Obendrein hatte der offizielle Apparat der KPD die von Moskau zugesagte, vielleicht auch angeordnete Unterstützung versagt. Die illegalen Möglichkeiten wurden nicht zur Verfügung gestellt, keine Visen, kein Geld. Die Delegation schien selbst in dieser ersten Phase bereits gescheitert.
Ich hatte mich schließlich bereit erklärt. Als Begleiter wurde

mir der Genosse Jan Appel gegeben. Wir sind völlig auf uns selbst angewiesen geblieben. Ich bekam die Ausweise, eine Reihe Parteibeschlüsse, die zu befolgenden Richtlinien – und für die Partei war die Delegation bereits unterwegs.
Ich habe diese Vorgeschichte so ausführlich behandelt, weil ich das Folgende bereits unter diesen Schlagschatten gestellt wissen möchte.
Ich habe nicht die Absicht, nur ein paar Abenteuer zu erzählen, auch allgemein nicht in dieser Arbeit, die mehr auf die irrenden Aspekte eines Lebens abgestellt ist. Trotzdem bleibt es meine Aufgabe, solche Abenteuer zu begründen, und ich kann daher auch ihre gelegentliche Aufzählung nicht vermeiden; offen gestanden – viel Spaß macht mir das nicht. Ich suche für mich die tiefere Bedeutung, die sie für meine Entwicklung erlangt haben. Ich suche diese Begründung auch für eine Beurteilung mehr von der Außenseite her, im Zusammenhang mit den politischen und gesellschaftlichen Vorgängen. Hier bin ich mir aber allein zuständig. Ich habe auch nicht nötig, mich mit andern darüber auseinanderzusetzen. Diese Blätter sind *meine* Chronik und niemandes sonst.

Unter roter Flagge nach Sowjetrußland

Bei der Ortsgruppe Hamburg hatte der Matrose Knüfgen gemeldet, der Dampfer „Senator Schröder" von der Cuxhavener Fischdampfer-Reederei würde nach dem Weißen Meer auslaufen, die erste Fangreise in diese Gewässer, die in früheren Jahren von deutschen Schiffen regelmäßig befischt worden sind. Der Kapitän werde dort mit einer russischen Kommission zusammentreffen, und mit dieser könnten wir in einem der Häfen in der Murman-Bucht an Land gesetzt werden.
Wir suchten sogleich diesen Knüfgen auf.
Wir sollten ihn antreffen in der Wohnung seines Schwagers, der von Beruf Zimmermann in einem der ostfriesischen Küstendörfer, zugleich als Bootsmann auf dem „Senator Schröder" angeheuert war. Der Mann hatte keine Kenntnis davon, was Knüfgen in Hamburg erzählt hatte, versicherte uns aber, daß es für ihn nicht schwierig sei, uns an Bord als blinde Passagiere unterzubringen.

Bevor wir noch Gelegenheit hatten, über diese im Grunde unerwartete Wendung zu sprechen – wir hatten nicht mit der Notwendigkeit gerechnet, blind zu fahren –, tauchte Knüfgen auf: Er habe soeben den Kapitän gesehen, es sei über die Reise noch nicht definitiv entschieden, aber es sei soweit alles in Ordnung, er habe mit der Mannschaft gesprochen, wir würden zunächst als blinde Passagiere an Bord gehen, schon allein, um dem Kapitän keine Schwierigkeiten zu machen, der in seiner Verantwortung der Reederei gegenüber von uns geschützt werden müsse, und außerdem – wir müßten noch in dieser Nacht an Bord gehen, denn bestimmt würde das Boot schon am nächsten Morgen in See gehen.
Knüfgen schien alles mit der Ortsgruppe bereits besprochen zu haben. Wir sind nicht dazu gekommen, irgendwelche weitere Fragen zu stellen, außer daß wir ihm das wenige Geld aushändigten, das wir von der Partei erhalten hatten... Knüfgen wird für den zusätzlichen Proviant sorgen und auch Getränke einkaufen, um die Jantsches während der Fahrt bei guter Laune zu halten.
Wir sind noch in der gleichen Nacht an Bord gegangen.
Über diese Reise ist in der Presse mit großen Überschriften berichtet worden, mit phantastischen Ausschmückungen, was meine Person betrifft. Ich kann heute nur sagen: es ist nichts besonders Aufregendes gewesen, es verlief alles ganz einfach und ohne besondere Heldentaten; selbstverständlich waren einige unvorhergesehene Schwierigkeiten zu überwinden; das ist schließlich bei Reisen nichts Ungewöhnliches.
Wir wurden, bevor noch einer von der Mannschaft zurück an Bord war, in je einem der Kleiderkästen untergebracht, die in der Mannschaftskajüte als Sitzgelegenheit und Bänke um den Längstisch in der Mitte dienten. Keiner von den Kajüten-Insassen hatte von unserer Anwesenheit die geringste Kenntnis. In diesen Kisten wurden von dem Bootsmann irgendwelche Materialien aufbewahrt, also verhältnismäßig sicher gegen zufällige Entdeckung. Die Luft drinnen war dick und sehr knapp.
Es dauerte eine Weile, ehe sich die Atemtechnik darauf eingestellt hatte. Ich vermute, daß diese Kisten, falls einer von der Mannschaft während der Reise stirbt, als Särge benutzt werden, in denen die Leiche über Bord gehievt wird; Breite, Tiefe und Länge hätten gepaßt.

Am nächsten Morgen hörten wir von den Matrosen aus gelegentliche Bemerkungen, die nur in verschwommenen Lauten zu uns kamen, daß die Abfahrt erst für den folgenden Tag vorgesehen war. Der Bootsmann ist tagsüber von Zeit zu Zeit gekommen, nach uns zu sehen, wenn die Leute an Deck beschäftigt oder wieder zurück in die Stadt gegangen waren. Er lüftete vorsichtig den Deckel und sprach uns Mut zu: ruhig atmen! Es wird nicht lange dauern...

Wir sind nach der ersten Nacht schon zu schwach gewesen, um etwas an Nahrung zu uns zu nehmen, auch zu schwach, um einen Entschluß fassen zu können, etwa: die ganze Sache jetzt noch aufzugeben. Knüfgen haben wir den ganzen Tag über weder gehört noch gesehen.

Um es hier sogleich einzufügen: Knüfgen war ein Typ, wie er unter Matrosen häufig zu finden ist – für irgend etwas sofort hell begeistert. Er setzt sich dann auch rückhaltlos dafür ein. In unserem Falle war es der Dienst an einer Aktion für die revolutionäre Bewegung; welcher Art diese Aktion sein würde und für welches besondere Ziel, das spielte schon eine geringere Rolle. Je größer die Schwierigkeit, je lockender die Aufgabe. Trotzdem wäre es falsch, darin nur reine Abenteuerlust zu sehen. Es mußte etwas sein, wofür er sich, war er erst einmal mitten drin, dann auch voll einsetzen konnte, an das er mit glühendem Fanatismus glaubte. Er hatte ein paar Schlagworte der Bewegung aufgeschnappt; das genügte ihm vollkommen.

Er steigerte sich in dem, was er versprach, ganz gleich, ob die Durchführung schließlich fast unmöglich schien. Vor allem glaubte er an seine Zusage; eigentliche Bedenken hat er wahrscheinlich nie gekannt – und sehr oft, ich möchte sagen, meistens, hat er damit Erfolg gehabt. Daß die Wirklichkeit manchmal anders aussah, als er sich in seiner Phantasie das vorgestellt haben mochte, das war schließlich nicht seine Schuld... dann versuchte er eben, die Wirklichkeit nach seiner Vorstellung umzubilden.

In den folgenden Jahren ist er im Kurierdienst der Komintern beschäftigt gewesen. Er genoß dort ein ungewöhnliches Vertrauen. Viele Jahre später bin ich ihm in Berlin wieder begegnet. Er war auf der Durchreise nach Java, um dort eine finanzielle Unterstützung für einen Aufstand gegen die Holländer zu überbringen. Der Aufstand war allerdings schon zusammen-

gebrochen und die auf Moskau hoffenden Führer bereits auf dem Wege nach den Dschungeln von Neu-Guinea in die Strafgefangenenlager, ehe Knüfgen München verlassen hatte, wohin er sich zunächst begeben hatte, um die kommende Aktion in großem Stil und lustiger Gesellschaft zu feiern. Er ist damals aus dem Kurierdienst ausgeschieden.

Einige Jahre vorher ging das Gerücht in ihm nahestehenden Kreisen, daß er die Filmserien Pat und Patachon über einen dänischen Verwandten finanziert habe. Das Geld war ursprünglich für die Vorbereitung eines Generalstreiks im Kopenhagener Hafen bestimmt, für die Herausgabe einer Zeitung und den Ankauf einer Druckerei. Diese Druckerei ist tatsächlich gekauft worden, aber auf Kredit, und die zugesagten Betriebsmittel sind nachher nicht eingetroffen. Die Druckerei ging nach wenigen Wochen in Konkurs; der Generalstreik war schon vorher abgeblasen worden.

Knüfgen kam nachts mit den andern wieder an Bord.

Ich war bereits unfähig, mich in der Kiste zu bewegen. Ich hörte auch kaum mehr, was in der Kajüte gesprochen wurde. Aus vorsichtig gehaltenen Andeutungen, die Knüfgen in die allgemeine Unterhaltung am Tisch einwarf, war zu entnehmen, daß er nicht mit einem einzigen der Mannschaft gesprochen hatte. Ich konnte aus Bruchstücken schließen, daß Knüfgen seiner Leute keineswegs sicher war. Er sprach jetzt darüber, was geschehen würde, wenn der Kapitän sich etwa weigerte, statt nach den isländischen Fischbänken nach dem Weißen Meer zu fahren, wie er es ihm, Knüfgen, versprochen hatte, denn er, Knüfgen, hatte den Auftrag, in einem der russischen Häfen von Bord zu gehen. Die Leute nahmen das als einen großartigen Witz und lachten schallend.

Keiner hegte auch nur den geringsten Zweifel, diesmal nicht wie sonst auf den bisherigen Reisen drei bis vier Wochen mit dem „Senator Schröder" nach Island auf den Kabeljaufang zu fahren. Zudem waren, wie aus den Gesprächen hervorging, die Heuer und die Fangprozente für diese Reise an Land bereits verpfändet und zum Teil als Vorschuß auch schon verbraucht; es war also auch noch eine finanzielle Schwierigkeit hinzugekommen.

Ich dämmerte dahin, mit Mühe das Stöhnen der Atemnot unterdrückend. Die letzten Stunden vor der endgül-

tigen Abfahrt werde ich vollkommen bewußtlos gewesen sein.
Meinem Begleiter, dem Jan Appel, dürfte es ähnlich ergangen sein. Jan war der Typ eines Arbeiters, der in normaleren politischen Zeiten wenig beachtet wird, nach außen unscheinbarer Durchschnitt, der nirgends auffällt und von dem auch niemand etwas erwarten würde. Solche Typen werden in einer zugespitzteren Entwicklung politischer Unruhe nach oben gespült. Früher mehr als Einzelgänger und Sonderlinge angesehen, werden sie jetzt Mittelpunkt eines Kreises ähnlich Veranlagter. Sie erheben plötzlich einen Führungsanspruch mit der inneren Revolte eines Menschen, der zu lange geschwiegen, jahrzehntelang sich vernachlässigt gefühlt hat und unterdrückt worden ist. Das braucht nicht unbedingt zuzutreffen, denn sie haben sich meist selbst aus dem Schatten nicht herausgetraut, aber darüber wird man hinwegsehen, wenn der Betreffende fast wider Erwarten auch eine überdurchschnittliche Intelligenz aufweist – und das wird nicht selten der Fall sein: leider meist nicht für den inneren Halt und Nutzen der Bewegung.
Genauso traf das auf Jan Appel zu. Ein solcher Typ ist zur Erfassung bestimmter Entwicklungen völlig ungeeignet. Er weiß alles besser, ein ewiger Nörgler, im persönlichen Verkehr hämisch und verletzend, und wie sehr man ihm auch entgegenkommen mag, er bleibt ständig mißvergnügt, wahrscheinlich im Grund seines Wesens von Mißtrauen erfüllt.
Jan Appel hatte zudem noch eine besondere Charaktereigenschaft des deutschen Arbeiters aufzuweisen: er sah nur die Fehler, die Unzulänglichkeiten der andern. Er hätte alles anders gemacht, die russische Revolution, die Erziehung der russischen Massen, die sowjetrussische Anpassung an die internationalen politischen Gegebenheiten, die Disziplin in der roten Armee – alles, was die Russen auf diesem oder jenem Gebiete taten, war falsch; er würde es besser machen.
Von Beruf ursprünglich Schweißer auf einer Schiffswerft, entwickelte er sich jetzt zum Eisenbahnfachmann. Der Verfall des russischen Eisenbahnwesens, die verrotteten Schwellen längs des Schienenweges – als ob es das nicht anderswo auch geben würde, selbst im heimatlichen Deutschland –, das war alles ein Beweis für die russische Unfähigkeit; damit hat er mich tagelang von früh bis abends gequält. Tiefere ökonomische Gründe für die Rückständigkeit in der russischen Produktionswirtschaft

ließ er nicht gelten. Allein schon eine lahme Verteidigung gewisser Mißstände behandelte er wie einen Verrat an der Bewegung, vor allem an Jan Appel ... es war sehr schwer, mit ihm halbwegs auszukommen.
Typ eines proletarischen Puritaners – bei all seiner überdurchschnittlichen Intelligenz hatte er es erreicht, daß sich bald niemand mehr um ihn kümmerte. Er sah sich von neuem vernachlässigt und beiseite gestellt. Das machte ihn blind jeder Entwicklung gegenüber – aus Haß, aus Verschmähung. Er wurde für die Delegation geradezu eine Belastung, und das änderte sich auch nicht, als er sich der verschiedenen Versuche bewußt wurde, ihn zu gewinnen und aufzulockern, auch von seiten der Moskauer Prominenz.
Die russischen Kommunisten in der Komintern, einschließlich Lenin, haben sich in den ersten Wochen sehr für ihn interessiert – für diesen Typ, nehme ich an. Dann haben sie ihn sehr bald fallen lassen.
Er ist als geschworener Feind Sowjetrußlands zurückgekommen, als Über-Kommunist und Über-Marxist. Später hat er Arbeit angenommen in einer Schiffswerft in Holland. Er hat dort im Laufe der Jahre eine Reihe von Zeitschriften und Bulletins herausgegeben und von seinem geringen Lohn finanziert, die für das Dutzend seiner Gefolgsleute bestimmt waren und immer neue Theorien aufstellten, dem Sozialismus zum Durchbruch zu verhelfen – ein nicht ungewöhnliches Arbeiterschicksal dieser Jahre.
In Moskau hat er in keiner der für uns einberufenen Versammlungen gesprochen. Er hat auf der Komintern-Tagung neben mir gesessen, als wir angegriffen und verleumdet wurden, und hat den Mund nicht aufgemacht. Mir allein hat er die Aufgabe überlassen, die Partei zu verteidigen, die ja auch ihn, den Jan Appel zu diesem Zwecke nach Moskau geschickt hatte.

Etwa auf der Höhe des Feuerschiffes Elbe I bin ich dann aus der Kiste gezogen worden. Ich sehe noch manchmal die erstaunten Gesichter der Matrosen vor mir, die nicht hätten verblüffter sein können, wäre ich geradewegs vom Monde gefallen.
Knüfgen sprach erregt gestikulierend auf die Leute ein. Der Bootsmann hatte sich zur Unterstützung in der Tür aufgepflanzt, die zur Treppe auf das Deck hinaufführt.

Ich war noch zu benommen, um etwas zu verstehen. Nebenan wurde Jan Appel auf die Bank hinaufgezogen.
Und dann ging alles sehr schnell. Knüfgen hatte mich nach oben gebracht aufs Deck. Dort an der Luft wurde mir schon etwas besser, und weiter hinauf auf die Brücke, wo wir den Kapitän zu Gesicht bekamen. Es ist mir nicht mehr zu genau in Erinnerung, aber die Unterhaltung mit Knüfgen wird sich etwa in dieser Weise abgespielt haben:
„Wer ist das?!" „Ein Vertreter der russischen Regierung, der Sie auffordert, das Schiff nach Murmansk zu steuern und ihn dort an Land zu setzen." „Wie kann ich das? Sie wissen selbst, unser Kurs ist Island." „Es ist von höchster Wichtigkeit für die russische Regierung. Ihre Unkosten werden selbstverständlich ersetzt. Auch eine Belohnung ..." Der Kapitän, sehr ärgerlich, unterbrechend: „Das kann *ich* doch nicht bestimmen. *Ich* habe gar nicht das Recht, den Kurs zu ändern. Das hätte in Cuxhaven mit der Reederei verhandelt werden müssen." Knüfgen schlug jetzt gleichfalls einen andern Ton an: „Sie werden sich sofort entscheiden. Sonst wenden wir Gewalt an. Die Mannschaft steht geschlossen hinter uns." Der Kapitän, sehr kühl und beinahe verächtlich: „Wie denken Sie sich das ... übrigens, machen Sie, was Sie wollen. *Ich* führe das Schiff *nicht*. Ich lege das Kommando nieder."
Knüfgen hatte eine Waffe gezogen, die wie ein Revolver aussah, einen sogenannten Bullen-Knaller, womit die ostfriesischen Bauern auf den Gemeindebullen schießen, wenn er aus der Herde ausbrechen will. Er forderte den Kapitän auf, die Brücke zu verlassen, und beide stiegen nach unten, mich im Kartenraum in noch recht elendem Zustande zurücklassend.
Ich habe mich nicht in diese Unterredung eingemischt und nicht ein einziges Wort gesprochen, auch keine Miene verzogen – es wäre mir auch nicht möglich gewesen. Der Kapitän, um das hier zu erwähnen, ist während des Krieges als U-Boot-Kommandant gefahren, hochdekoriert, eines der Asse der kaiserlichen Kriegsmarine.
Der Rest rollte ohne Schwierigkeiten ab.
Unten nahm der Schwager den Kapitän in Empfang und brachte ihn in die Segelkammer. Knüfgen holte sich den Ersten Steuermann aus der Kajüte, der Bootsmann den Chefmaschinisten. Beiden wurde erzählt, das Schiff nimmt Kurs nach Ruß-

land, der Kapitän hätte das Kommando niedergelegt, wobei sich beide sogleich mit dem Kapitän solidarisch erklärten; sie wurden gleichfalls in die Segelkammer eingeschlossen.
Inzwischen war Jan Appel unten in der Mannschaftskajüte zum Leben erwacht. Er hielt den Matrosen eine Ansprache über internationale Solidarität und Klassenkampf, Erziehung zum proletarischen Bewußtsein. Sie hörten ihm voller Ehrfurcht zu, fürs erste hielten sie ihn für ein Mitglied der russischen Regierung, sodann hatte ihnen Knüfgen noch kurz vorher hohe Geldbelohnungen versprochen und Stellungen in der russischen Marine, vom Hafenkapitän in Murmansk aufwärts. Für diesen Posten interessierte sich der Koch, der Frau und Kind nachkommen lassen wollte; Knüfgen hatte auch bereits zugesagt. Der Schwager brachte die Cognacflasche zum Vorschein, der Koch briet an die hundert Spiegeleier, und alles schien sich in Wohlgefallen aufzulösen. Man konnte jetzt die Leute an Deck lassen.
Hier war einiges nicht mehr so glatt gegangen.
Knüfgen hatte mich von der Brücke geholt, um mit den beiden noch verbliebenen Offizieren zu sprechen, dem Zweiten Steuermann und dem Zweiten Ingenieur, die beide sich in den Maschinenraum zurückgezogen hatten.
Ich folgte der Linie, die Knüfgen mir oben bereits vorgezeichnet hatte: konziliant und beruhigend – wir brauchten vor allem den Steuermann, da keiner von der Mannschaft in der Lage war, den Kurs zu bedienen. Hinzu kam – völlig unvorhergesehen von uns, daß wir jetzt bei Änderung des Kurses durch das ausgedehnte Minenfeld steuern mußten, das sich von der Deutschen Bucht bis zur Südspitze Norwegens erstreckte, ein von der Schiffahrt in diesen Monaten noch besonders gefürchtetes und gemiedenes Fahrwasser. Der Steuermann hatte sich bisher entschieden geweigert. Karten waren nicht da, außer einem alten Segelfahrtenbuch aus der Vorkriegszeit; die dänischen Küstenfeuer konnten nicht ausgemacht werden. Wir waren auf einmal mitten in einer Krise.
Ich war damals nahe daran, einen großen Fehler zu begehen. Die aufgeregten und aufgeputschten Matrosen standen jetzt um uns herum, wir waren mit den beiden Offizieren an Deck gekommen, vor die Segelkammer, in der die andern schon verstaut waren ... nur nicht lange verhandeln in einer solchen

Situation ... „Schmeißt sie einfach über Bord!" ... als der Steuermann anfangen wollte, seinerseits zur Mannschaft zu sprechen, die Gefahren des Kurses zu erklären.
Mein Ausruf war genau der falsche Ton in die Karnevalsstimmung.
Es war plötzlich ganz still geworden. Hätte ich mich in Auseinandersetzungen eingelassen, Diskussionen – wußte ich, fühlte es bereits geradezu, würde die Stimmung umschlagen ... wahrscheinlich wäre dann *ich* ins Wasser geworfen worden.
Der Bootsmann hat die Lage gerettet, indem er die beiden in die Segelkammer dirigierte: „Zur Besprechung mit dem Kapitän." Auch der Bootsmann hatte irgendwoher jetzt einen Revolver gezaubert.
Aber erst wirklich geglättet hat die Wogen ein alter biederer Seebär, der Kapitän eines Fischdampfers vor Island, den der „Senator Schröder" auf sein Schiff dort absetzen sollte; Knüfgen hatte diesen Passagier völlig vergessen.
Der Mann war aus seiner Kajüte nach oben gekommen, um sich nach dem Lärm an Deck zu erkundigen. Als ihm einige Matrosen zuriefen: wir fahren nach Rußland! – hat er das nicht sehr ernst genommen. Ich erklärte ihm etwas den Sachverhalt, wodurch er nur veranlaßt wurde, noch lauter zu lachen. Sie sperrten ihn mit den andern zusammen ein.
Dieser alte Kapitän hat uns einen großen Dienst erwiesen. Er ist es schließlich gewesen, der mit seinem unverwüstlichen Humor, der alles von der leichten Seite nahm, mit dem Bootsmann einen Kompromiß zustande gebracht hat, ohne daß wir erst die Mannschaft in die Verhandlungen hineinziehen mußten; wir würden die Offiziere in die Mannschaftskajüte umsiedeln; sie könnten sich dort frei bewegen und zu bestimmten Stunden an Deck kommen; vom Koch würden sie mit verpflegt werden. Der Zweite Ingenieur würde sich von Zeit zu Zeit um die Maschinen kümmern, und der Steuermann würde uns zur Berechnung des Kurses zur Verfügung stehen. Aber auch die andern Offiziere haben im eigenen Interesse Knüfgen bei der etwa zwanzigstündigen Fahrt durch das Minenfeld beraten.
Die Mannschaften hatten die Offiziersquartiere in Besitz genommen. Die festliche Stimmung an Bord war zurückgekehrt. Der Koch servierte doppelte und dreifache Portionen. Jeder hatte jetzt genügend Zeit, sich auszudenken, welche Rolle ihm

in dem großen Sowjetrußland zugewiesen werden wird. Knüfgen, als die von uns formgerecht eingesetzte Autorität an Bord, teilte die Wachen ein.
Zu mir kam schon am nächsten Tage eine Anfrage vom Kapitän, mit ihm zusammen die Kosten für den Umweg über Murmansk aufzustellen und: ob das Schiff in einem russischen Hafen würde Kohlen bunkern können ... ich ließ ihn auf die Ankunft in Murmansk vertrösten.
Ich hatte mich auf der Brücke im Kartenzimmer eingerichtet und starrte von dort oben auf die wild bewegten Wasserberge, die gegen das Vorschiff anrollten; der „Senator Schröder" fuhr die längste Zeit bei Windstärke acht bis neun.
Sonst hat sich weiter nichts auf dieser Reise ereignet. Wir sind ohne Unfall über das Minenfeld gekommen. Auf der Fahrt längs der norwegischen Küste, für die auch keine Karten vorhanden waren, hat der Steuermann loyal ausgeholfen, die Feuer zu bestimmen. Die felsige Küste Norwegens, in der Ferne gesehen, wirkt außerordentlich deprimierend. Bereits acht Tage waren wir unterwegs, ehe wir ungefähr die Nordspitze Norwegens ausmachen konnten. Langweilig und eintönig, an Bord war die Routine der Wachen und Ablösungen zurückgekehrt.
Das Nordkap hinter uns, fuhren wir bereits den zweiten Tag bei Sturm und Nebel, die Küste außer Sicht. Zweifel kamen auf, ob wir überhaupt noch den richtigen Kurs steuerten – noch weitere acht Tage, und wir waren knapp an Kohlen und Proviant für den Fall, daß eine Rückreise überhaupt noch infrage kam. Die Offiziere hatten auch keine Ahnung mehr, wo wir uns befanden. In der Mannschaft war die Begeisterung längst einer flauen Stimmung gewichen. Jemand hatte einen roten Tuchfetzen aufgetrieben, den wir am Vormast jetzt hochzogen.
Mit dieser Flagge sah uns ein norwegischer Fischkutter, der längsseits aufkreuzte und uns um Whisky anrief. Von den Norwegern hörten wir, daß wir uns bereits in der Bucht von Murmansk befanden. Aus Vardö, dem Heimathafen des Kutters, gingen dann auch die ersten Nachrichten über unser Unternehmen in die Welt hinaus. Daraufhin schickten dann die Russen von dem Kriegshafen Alexandrowsk aus Wachschiffe auf die Suche nach unserm Schiff.
Drei Tage später wurden wir gefunden, der „Senator Schröder"

noch immer im Nebel treibend, ohne Sicht und ohne bestimmten Kurs.
Ich glaube heute nicht, daß wir die Einfahrt nach Murmansk allein gefunden hätten, ohne in ein neues Minenfeld zu geraten, das die Russen noch gegen neue englische Invasionsabsichten intakt gehalten hatten.
Wir wurden erst nach Alexandrowsk eskortiert, mit einem russischen Lotsen an Bord. Dort bekamen wir eine russische Wachmannschaft, und mit dieser fuhr der „Senator Schröder" nach Murmansk.
Der Tag unserer Ankunft am Kai in Murmansk war der 1. Mai 1920. Ein Schneesturm fegte über das kahle und völlig verlassene Hafengelände.

Wir mußten noch einige Stunden auf dem Schiff bleiben, bis die örtlichen Behörden sich mit Petrograd oder Moskau in Verbindung gesetzt hatten. Anscheinend traf dann der Befehl ein, uns in den nächsten Zug der Murman-Bahn zu setzen: Bestimmung Petrosawodsk; dort würden wir einen Anschlußzug nach Petrograd bekommen. Dies wurde uns in militärischer Form mitgeteilt, mit Strammstehen und Hand an der Mütze. Es galt aber nur für die Delegation, für die wir inzwischen noch einen provisorischen Ausweis für Knüfgen ausgefertigt bekommen hatten. Die andern mußten zurückgelassen werden.
Das Schiff wurde den russischen Hafenbehörden übergeben. Später ist ein Abkommen zustande gekommen, wonach der „Senator Schröder" neu bebunkert zum Fischfang unter russischer Flagge auslaufen sollte.
Unsere Passagiere waren zunächst ins Gefängnis gesteckt worden. Auf Bitten einiger Besatzungsmitglieder – sie hatten die Offiziere im Gefängnis besucht, vielleicht sind sie gerufen worden, – es muß ein fürchterliches Loch gewesen sein, das Gefängnis war behelfsmäßig in einem halb eingefallenen Schuppen untergebracht ... auf die dringenden Bitten unserer Matrosen ... „sie haben doch nichts getan, sie können doch nichts dafür, es sind doch auch Menschen ...", wie oft ist derartiges in einer Revolution zu hören –, haben wir unsere russischen Begleiter, die sowieso von dem ganzen Vorgang nichts verstanden, veranlassen können, im gleichen Bahnzuge auch die Passagiere nach Petrograd mitzunehmen. Sie bekamen ein eigenes

Abteil eingeräumt, Bewachung war nicht notwendig; ob und wie sie etwas zu essen bekommen haben, weiß ich nicht.
Nach einem Zwischenaufenthalt in einem Petrograder Gefängnis wurden sie dann über Reval nach Deutschland abgeschoben; ein Notenwechsel zwischen Moskau und Berlin soll dem vorangegangen sein. Im Prozeß gegen die Matrosen, der einige Monate später in Cuxhaven stattfand, sind diese Leute dann sehr forsch aufgetreten.
Die Besatzung, wie ich später nach meiner Rückkehr gehört habe, hat noch einmal, und zwar diesmal gegen die russische Schiffsführung, gemeutert, die russischen Offiziere kamen in die Segelkammer, wieder hat der Bootsmann, der sich zurückgesetzt fühlte, den Erfolg des Unternehmens für sich verbucht; allerdings hatte der Koch keine Spiegeleier mehr zu servieren. Der Fischdampfer lief in Tromsö ein. Dort wurde die russische Mannschaft freigesetzt, das Schiff aber unter norwegische Bewachung gestellt. Es blieb keine Gelegenheit mehr, dort die Netze und Fanggeräte zu verkaufen, was ursprünglich Absicht gewesen sein soll. Mit einer norwegischen Bewachungsmannschaft an Bord wurde der „Senator Schröder" nach Bergen gebracht, wo eine neue deutsche Mannschaft samt Offiziersstab das Schiff übernahm. Die alte Crew, achtzehn Mann stark, wurde in Cuxhaven ins Gefängnis gesteckt; verständlicherweise hat mich das nicht mehr weiter interessiert.
Wir – ich meine Appel, Knüfgen und mich, verbrachten den Abend des 1. Mai in einem russischen Klub, Seeleute und Hafenarbeiter, Bauern, Holzfäller und Leute von der Straße, eine nach Hunderten zählende Menge, die in einem langen Schuppen dicht gedrängt stand, russische Menschen.
Murmansk war erst einige Wochen vorher von einer Invasionsarmee befreit worden, die unter aktiver Teilnahme regulärer englischer Truppenverbände längs der Murman-Bahn weit nach Süden vorgestoßen war. Am Hafen lagen noch die Trümmer von Materialdepots dieser Armee. In den folgenden Tagen, von der Bahn aus, haben wir noch Dutzende von Eisenbahnwaggons gesehen, die über den Bahndamm nach unten in den Sumpf gekippt waren, viele Eisenbahnbrücken, die nur mit je einem Wagen befahren werden konnten, so daß stundenlange Aufenthalte entstanden, die Verbindungsbögen der Brücke hingen von den Pfeilern unten ins Wasser. Auch Ansammlun-

gen von Erdhütten längs der Bahnlinie, Gefangenenlager, deren Insassen auf Abtransport warteten. Viele von ihnen werden verhungert sein. Es gab nichts zu essen, weder für die Roten noch für die Weißen, weder für die Miliz noch die Kommissare, noch für die Gäste der Regierung – die Engländer hatten die Nachschub- und Verpflegungsdepots vor ihrem Abzug gründlich zerstört. Und es war bitter kalt.

Ich sehe dieses Murmansk vor mir: ein Haufen elender Hütten, mit einigen größeren soliden Blockhäusern dazwischen. Über der Straße hingen an Drähten elektrische Glühbirnen, winzig und sehr bescheiden gegenüber dem pompösen Glanz der Sterne am nächtlichen Horizont. Und ich sehe Gruppen von Russen in dem Lagerschuppen vor mir, der gegenüber einem der größeren Blockhäuser stand, das Verwaltungsgebäude des örtlichen Sowjets.

Es gab niemanden, der sich mit uns hätte verständigen können, keiner von uns kannte auch nur ein russisches Wort. Die Luft in dem Schuppen war schwer. Der Atem schwebte über der Masse, eine graue Dunstwolke. Die Beleuchtung war so schwach, daß man gerade den Nachbarn sehen konnte.

Diese Masse hat dann angefangen zu singen. Sie sangen die Internationale, das Lied von der Roten Fahne und noch viele andere Lieder. Zwischendurch hielten die einzelnen Kommissare kurze Ansprachen, zum nächsten Lied überleitend. Stunden mögen so dahingegangen sein.

Es ist das große Erlebnis meines Lebens geworden. Das war es, was ich gesucht habe und wozu ich seit Kindheit ausgezogen bin: die Heimat, die Menschenheimat. Immer, wenn ich in den Jahren nachher mich vor die Niedertracht der Menschen gestellt sah, die abgrundtiefe Bosheit, Treulosigkeit und Verrat im Charakter des Menschen, auch der russischen Menschen, brauchte ich nur diesen 1. Mai in Murmansk ins Gedächtnis zurückzurufen, um mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden.

In der nächsten Nacht waren wir schon auf der Murman-Bahn nach Petrograd unterwegs. Sechs Tage lang fuhren wir durch die karelischen Wälder nach Petrosawodsk, dem karelischen Verwaltungszentrum. Erinnerungen an Lederstrumpf und die Letzten der Mohikaner wurden wieder lebendig – die weit ins Land hinein sich verlierenden Seen, die Stromschnellen in den breiten Flüssen, die Fischerhütte inmitten einer grünen

Matte, – von Netzen überzogen, unten am See der Laufsteg für das Ruderboot. Wir haben niemals einen Menschen in dieser anscheinend unberührten Wildnis gesehen. Völlige Einsamkeit ... doch nicht leer, sondern erfüllt von Vorstellungen, explodierend in der Erwartung einer neuen Zukunft.

In Petrograd wurde die Delegation entsprechend dem allgemeinen Brauch sehr herzlich empfangen und einige Tage später nach Moskau weitergeleitet. Appel und ich wurden dort im Komintern-Quartier, dem Hotel Lux, untergebracht, Knüfgen in dem neu eingerichteten Gästehaus der Gewerkschaften. Er traf auf eine englische Reisegesellschaft mit dem Schriftsteller H. G. Wells an der Spitze. Wells spazierte Nacht für Nacht die Korridore auf und ab – ungewohnt der vielen Wanzen im Zimmer, die besonders auffällig waren, weil, wie gesagt, die Zimmer neu gestrichen und mit neuen Tapeten versehen waren. Wells ließ bei der Regierung über die Wanzen klagen. Seine kapitalistische Abneigung gegen Wanzen teilte er mit dem Schriftsteller Wilhelm Herzog, der zur gleichen Zeit bei den Gewerkschaften zu Gaste war, einige Jahre später mit dem Maler George Grosz, der nach Moskau zu einer Komintern-Tagung bestellt worden war, um dort Profile der Teilnehmer zu zeichnen. Grosz hat aber weder die Köpfe noch die Menschen gesehen, nur die Wanzen.

Die Wanzen wurden in einer Sondersitzung des Politischen Büros der Komintern behandelt, zusammen mit der Angelegenheit der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands (KAPD).

Vorher war die Delegation von Lenin empfangen worden und nacheinander dann von der Prominenz der Internationale. Alle sind von großer Herzlichkeit gewesen und haben sich sehr kameradschaftlich gegeben. Lenin hat sich nach dem Lebensstandard der deutschen Arbeiter erkundigt: Was ist noch von den Nachwirkungen des Krieges zurückgeblieben? ... inwieweit hat sie die Regierungsänderung betroffen? ... lesen sie Zeitungen? ... diskutieren sie in den Betrieben? ... und ähnliches mehr. Appel wußte meist nicht präzise genug darauf zu antworten, oft mußte Lenin die Frage wiederholen; von mir hat Lenin keine Antwort entgegengenommen. Er hat mich mit sichtlicher Ironie behandelt – Mitläufer; offengestanden, es hat mir nicht viel ausgemacht.

Für den denkwürdigen Tag, an dem das Politische Büro sich mit dem Zulassungsgesuch der KAPD zur Internationale beschäftigen sollte, waren eine Reihe damals in Moskau tätiger Auslandskorrespondenten in den Sitzungssaal als Zuhörer geladen, ferner eine Reihe sympathisierender deutscher Schriftsteller und Touristen, deren Neugierde sicherlich auf ihre Kosten kam.
Das ganze war nach dem Muster einer großen Schau aufgezogen. Die Delegation, zu dritt in einer Reihe inmitten der Längsseite einer Tafel plaziert, war ein Blickfang, auf den jeweils zum Beweis dessen, was vorgebracht wurde, hingewiesen werden konnte.
Soweit ich mich erinnere – es ist kaum nötig, sich damit abzugeben, denn es ist ein offizielles Protokoll mit den stenographisch wiedergegebenen Anschuldigungen später verbreitet worden und sicherlich in jeder Bibliothek einzusehen, die solches Material sammelt –, eröffnete Bucharin die Tagung in einer gewissen Neutralität, die noch von einigem Wohlwollen zeugte. Was nachher aber folgte – von den russischen Büro-Mitgliedern wie der ausländischen Prominenz der Internationale –, übersteigt jedes Maß.
Danach hatten die deutschen Kommunisten, vertreten in der Opposition einiger Landesgruppen zur Partei, die jetzt erst mit Hilfe der Internationale neu aufgebaut werden müsse, die Bewegung unterminiert, jede Aktionsfähigkeit gelähmt, dem Imperialismus der kapitalistischen Länder Vorschub geleistet, sich sogar mit Offizieren der schwarzen Reichswehr alliiert ... (was zwar eine aus der Luft gegriffene Lüge war, aber ein Jahr später wurde derselbe Major Buchrucker, der nur gemeint sein konnte und der durch den Küstriner Putsch gegen die Reichswehr politisch bekannt geworden war, nach Moskau eingeladen), und was alles sonst noch zusammengetragen wurde. Alle diese Behauptungen wurden von vornherein als Ergebnis einer Untersuchung und als wahr unterstellt. Mir blieb allein am Schluß dieser Verleumdungskanonade die Aufgabe überlassen, die Grundsätze der Partei gegen die vorgebrachten Anklagen zu erläutern. Ich hätte ebensogut darauf verzichten können. Es gehörte nur zum Protokoll, daß wir eben auch gehört wurden. Ich konnte mich sehr kurz fassen.
Im wesentlichen habe ich mich darauf beschränkt, die Tätig-

keit der Partei während der letzten Monate zu beschreiben, insbesondere die inneren Vorgänge bei der Abwehr des erst über die Bühne gerollten Kapp-Putsches. Der von Moskau finanzierte Parteiapparat hatte sich an dem von allen Arbeiterparteien gemeinsam durchgeführten Generalstreik so gut wie überhaupt nicht beteiligt. Die Ruhrarbeiter, die im Revier ein Rotes Banner aufzustellen begonnen hatten, waren mit fadenscheinigen Parolen hingehalten worden: Keine Einzelaktion! In Berlin fällt die Entscheidung! In Berlin fiel keine Entscheidung, es war auch keine beabsichtigt. Die Regierung hatte sich nach Sachsen abgesetzt, und Moskau hatte vorgezogen abzuwarten. Die Arbeiter in Berlin sind sich völlig allein überlassen geblieben. Sie haben den Generalstreik durchgehalten, aber ohne jede politische Führung, die eine Perspektive hätte aufzeigen können, und praktisch auch ohne ein erkennbares Ziel. Kapp nur wieder mit seinen Baltikumern aus Berlin abziehen zu lassen, das war zu wenig und kaum ein Ziel.

Als ich die Rolle der kommunistischen Opposition, die sich damals noch nicht als KAPD konstituiert hatte, zu erklären begann, wurde ich durch ironische Zwischenrufe und durch Gelächter ständig unterbrochen.

Wir hatten in diesen Tagen kein Papier, um Zeitung und Flugblätter drucken zu lassen; der offizielle Parteiapparat aber hatte ein ganzes Lagerhaus voll. Wir sind dort bei hellem Tage eingebrochen und haben uns das Papier geholt. Wilhelm Pieck, dem das Lagerhaus damals unterstand, hat darüber nach Moskau berichtet. Von uns hatte er vorher noch eine Quittung über die Zahl der abtransportierten Ballen verlangt und auch erhalten. Karl Radek unterbrach meine Anklagen gegen die Parteizentrale von Zeit zu Zeit, um aus dem Pieckschen Bericht vorzulesen. Der Bericht war eine Gipfelleistung von Perfidie. Er strotzte von Verdächtigungen, Verdrehungen und persönlichen Vorwürfen. Ich habe erst sehr viel später erfahren, daß dieser Bericht von Moskau bestellt worden war.

Es ist mir eine besondere Genugtuung, hier eine Bemerkung einzuschieben: Während der Kapp-Putsch-Tage ist es gelegentlich zu kleineren unbedeutenden Schießereien gekommen. Dabei hat es auf unserer Seite einige Verwundete gegeben. Für solche Fälle hatte der Moskauer Apparat schon damals eine Art mobile Sanitätsabteilung organisiert, Ärzte, die sich zur Be-

handlung von Verwundeten zur Verfügung hielten. Die Verwundeten konnten nicht in die Krankenhäuser gebracht werden, die in solchen kritischen Kampftagen von Polizei und Militär kontrolliert wurden. Es hätte Gefahr bestanden, daß ein so eingelieferter Verwundeter mit einer frischen Schußwunde sogleich erschossen worden wäre. Nicht ein einziger der bei der Zentrale registrierten Ärzte und Sanitäter hatte sich uns zur Verfügung gestellt. Ein völliger Außenseiter hatte sich gefunden, Verwundete aufzunehmen und zu behandeln: der deutsche Dichter Dr. Gottfried Benn. Ich kannte Benn nur flüchtig über Pfemfert. Ich habe ihn angerufen, und er fand sich sogleich bereit, ohne weitere Rückfragen und ohne Abschirmung und alles das, womit Berufsrevolutionäre in solchen Fällen bei der Hand sind.

Nachdem, was auf dieser Tagung alles gegen uns vorgebracht wurde, hätte man annehmen sollen, daß die Partei und auch wir als Delegation in Grund und Boden verdammt worden wären, wir persönlich vielleicht eingesperrt, nach Sibirien geschickt oder liquidiert.

Das Gegenteil war der Fall. Dieselben Leute, die als Vertreter ihrer Landespartei einander geradezu überboten hatten, unsere politischen Fehler anzuprangern, nahmen uns, als die Tagung endlich mit einem Schlußprotokoll abgeschlossen worden war, beiseite und schüttelten uns die Hand: aus verdächtigen Elementen, aus Angeklagten, aus Kindern, die nur mit dem Feuer spielen – Lenin hat dies in einer der KAPD gewidmeten Broschüre „Kinderkrankheiten des linken Kommunismus" so genannt –, waren wir auf einmal und ohne erkennbaren Übergang zu Helden geworden. Ich bin zu wenig politisch geschult – und wahrscheinlich zu wenig politisch interessiert –, um diesen Umschwung selbst rückblickend voll verstehen zu können.

Wir sind in der folgenden Woche, die wir noch in Moskau zu verbringen hatten, geradezu gefeiert worden, haben in Dutzenden uns zu Ehren einberufenen Arbeiterversammlungen in den Betrieben gesprochen und sind dutzendemal von unsern Anklägern Bucharin, Sinowjew, Kamenew, Radek und anderen mehr in der Parteihierarchie gefragt worden: Was nun? ... was ist in Deutschland zu erwarten? ... was werdet ihr tun? ...

Das Sitzungsprotokoll, das vor unserer Rückkehr bereits in

Deutschland zur Verbreitung gelangt war, hatte das überraschende Ergebnis: die Opposition würde bis zum nächsten allgemeinen Kongreß der Komintern in die Internationale aufgenommen als sympathisierende Partei mit den Rechten und Pflichten der Mitgliederparteien. Wir, die Delegation, waren vielleicht die einzigen, die von diesem Beschluß wirklich überrascht wurden.
Für die breitere Öffentlichkeit, für die kommunistische Weltpresse, die alle Anklagen aus dem Protokoll noch wochenlang nachdruckte, hatten wir eine vollständige Niederlage erlitten; nach außen gebrandmarkt, waren wir intern gesehen wahrscheinlich die Sieger.
Ebensowenig wie ich haben das später die Mitglieder der Partei in den Landesbezirken in Deutschland verstanden.
Das Angebot der Internationale wurde überall mit großen Stimmenmehrheiten abgelehnt.

Unter der Sonne Moskaus

Ich hatte selbstverständlich eine eigene Meinung. Ich hatte sehr bestimmte Vorstellungen davon, was der Bewegung nützlich sein könnte. Damals wäre es mir aber noch nicht eingefallen, diese den anderen aufzuzwingen, mit andern Worten: Politik zu betreiben. Dafür bin ich mir selbst zu unsicher, und es liegt mir nicht. Man könnte das verallgemeinern: ich wollte nichts anderes, als einfach mit dabei zu sein.
Man hat uns nicht verstanden; damit muß man sich abfinden.
Mir persönlich war der Vorwurf gemacht worden, ich hätte durch das Aufstellen von Hundertschaften, mit denen wir während der Tage des Generalstreiks demonstrativ durch Berlin gezogen sind, Soldatenspielerei getrieben, leerer Bluff ... gegen den Bluff des Generals Ludendorff, der Lokomotiven über den Stadtring hinund herfahren ließ unter starker Dampfentwicklung und ohrenbetäubendem Lärm, um bei der Bevölkerung den Eindruck zu erwecken, Reichswehrtruppen aus der Provinz seien zur Verstärkung der Berliner Garnison eingetroffen ... zu meiner Verteidigung hier gesagt. Vier Jahre später marschierte dann unter dem Beifall derselben Internationale Rotfront.

Bei der Analyse solcher Gegensätze in der Beurteilung hebt der Unterschied an zwischen Chronik und Historie.
Diese Klarstellung erleichtert es mir, Erinnerungen aus diesen Wochen in Moskau bildhaft werden zu lassen, denen gegenüber ich aufgeschlossener gewesen sein mag; weil sie mich auch persönlich tiefer berührt haben.

Eine Tagung des Zentralkomitees der Organisation „Bund", die jüdische sozialistische Partei Polens, die über großen Einfluß in der Arbeiterschaft verfügte und die für die Verschmelzung mit der Kommunistischen Partei in Polen gewonnen werden sollte.
Ich war zu der Tagung gebeten worden, um einen Bericht zu geben über die revolutionäre Lage in Deutschland. In dem Angriffskrieg Polens gegen Sowjet-Rußland stand in diesen Tagen eine entscheidende Wendung bevor: Die Kosakenarmee Budjonnys würde die polnische Front am Don durchstoßen, der „Bund" würde anschließend mit der Entfesselung von prosowjetischen Streiks eine sehr wichtige Aufgabe zu übernehmen haben.
Ich wurde zwischen den parteiinternen Sitzungen, zu denen auch die Russen nicht zugezogen waren, angehört. Etwa ein Dutzend der führenden Mitglieder des „Bundes" saßen oder standen in einem Nebenzimmer um mich herum – die Tagung fand statt im Klub der Roten Armee, den die Regierung zur Verfügung gestellt hatte. Es herrschte eine fast feierliche Stille.
Ich sehe noch heute die ernsten und tief nachdenklichen Gesichter der polnischen Genossen vor mir. Sie wollten von mir wissen, ob auch ich, als der Vertreter einer deutschen revolutionären Partei davon überzeugt sei, daß es für den „Bund" das Richtige wäre, sich aufzulösen und in die Kommunistische Partei einzugehen. Beide Organisationen, die deutsche wie die polnische, würden später aufeinander angewiesen sein und sehr eng zusammenarbeiten müssen. Und jeder stellte sehr bedächtig und oft erst nach einigem Überlegen an mich Fragen, die ich beantworten sollte. Vor allem: Würden die deutschen Arbeiter bereit sein für die Revolution? Würden sie bereit sein, in der Folge einer Revolution in Polen die noch verbliebenen Reste der Militärkaste und der kaiserlichen Gesellschaftsbüro-

kratie zu beseitigen, die den Krieg heraufbeschworen hatten? ... würden sie bereit sein, Schulter an Schulter mit Polen für die Verteidigung Sowjetrußlands zu kämpfen, für die Liquidierung der Überbleibsel der weißen Bürgerkriegsarmeen, die noch in Europa Stützpunkte unterhielten?
Ich habe das zugesagt. Ich weiß heute, daß sie von mir nicht mehr erwartet haben, als was ich ihnen zu geben hatte: meine Begeisterung, meinen Glauben. Der Mangel an politischer Erfahrung war kein Hindernis. Sie werden in die großen politischen Zusammenhänge viel tiefer hineingesehen haben, als mir dies möglich gewesen wäre. Aber selbst der Glaube eines einzelnen, den man nach Moskau geschickt hatte, um ein Verdikt der Internationale entgegenzunehmen, muß damals noch etwas gewesen sein, aus dem man Kraft und Zuversicht gewinnen konnte. Jeder hat mich sehr lange und mit einer gewissen Andacht angesehen. Sie haben mir geglaubt, und – ich habe mir selbst geglaubt.

Ich hatte noch einige mehr private Aufträge übernommen, Freunde von Freunden in Moskau aufzusuchen, Grüße zu bestellen, mich nach ihrer Tätigkeit und den äußeren Umständen zu erkundigen. Ich habe nur einen dieser Aufträge ausführen können, von einer Frau, die im inneren Parteiapparat Beschäftigung gefunden hatte. Sie hatte einen russischen Kriegsgefangenen, der als Arbeiter in einer Zigarettenfabrik Hannovers zwangsverpflichtet war, bei sich aufgenommen, ihn monatelang nach seiner Flucht versteckt gehalten und ihn schließlich über die dänische Grenze gebracht. Der Mann, sein Name ist Landa, war jetzt Angestellter in der Handelsabteilung des Auswärtigen Amtes in Moskau, von Beruf vor dem Kriege Bankbeamter. Es war mir gelungen, diesen Mann aufzufinden und ihm die Grüße und ein kleines Geschenk zu überbringen.
Ich verdanke diesem Landa alles, was ich von Rußland und dem russischen Volke weiß, und alles, was ich in den folgenden Jahren in den verschiedensten Arbeitsfunktionen in Rußland erlebt habe. Er hat mir nicht nur jeweils die Wege geebnet, mich beraten, er hat mich schließlich auch gegen die von Zeit zu Zeit auftauchenden politischen Intrigen geschützt. Ich selbst habe Landa viele Jahre später, als er mit der Leitung der Handelsvertretung der Sowjetunion in Berlin beauftragt

war, gegen die Intrigen aus seiner eigenen Beamtenschaft nicht schützen können. Ich habe zusehen müssen, wie er unter der gegen sein Ansehen provozierten Korruption seiner Mitarbeiter gelitten hat, ohne Möglichkeit zur Gegenwehr; einem Prestige-Beamten an so einflußreicher Stelle sind im russischen Apparat die Hände gebunden. Mikojan, im Augenblick dieser Niederschrift noch als Handelsminister im Amt und auf hoher Stufe in der Sowjet-Hierarchie, war sein engster Freund und zugleich sein Protektor. Auch Landa soll irgendwo in diesem großen Lande noch tätig sein. Wahrscheinlicher aber ist, nachdem ich seit Jahrzehnten nichts mehr von ihm gehört habe, daß er den Intrigen seiner Mitarbeiter zum Opfer gefallen ist.

Vor dem Hotel Metropol, wo die Handelsabteilung des Außenamtes über einige Stockwerke verteilt untergebracht war, haben wir uns in diesen Wochen fast täglich um die Mittagsstunde getroffen.

Auf dem Platz war nur noch das Steinpflaster vorhanden; keine Bäume und keine Rasenflächen, man sah noch die Reste von den früheren Einzäunungen; die Bänke waren als Brennholz längst verfeuert, Bohrlöcher, in die eiserne Fußstangen einzementiert gewesen sind, waren noch offen – auch diese Eisenstäbe sind noch anderweitig gebraucht worden.

Auf diesem Platz kam Landa mit einem guten Dutzend Genossen, die gleich ihm in der Handelsabteilung beschäftigt waren. Sie saßen im Kreise auf dem Steinpflaster. Sie verzehrten dort ihre einzige Mahlzeit am Tage, die ihnen vom Amt geliefert wurde – eine Schale Hirsebrei, zu einer dicken Kruste zusammengebacken, von der man Stücke mit einem Messer abschlagen mußte, und eine Scheibe Kunsthonig, nicht weniger hart; das war alles für den Tag. Es war nicht nur das gemeinsame Mittagsmahl, sondern zugleich auch die Feierstunde des Tages.

In dieser Arbeitspause konnte jeder sich voll seinen Träumen hingeben. Sie sprachen zueinander von dem neuen Rußland, von dem machtvollen und großen Sowjetreich, das die Welt beherrschen wird. Wie seit je in den Jahrtausenden aufgeschriebener Geschichte vorher, sind die Träume ungleich stärker als die Wirklichkeit. Noch war die Spitze dieses Zukunftsreiches nur ein Netz aus lose geknüpften Fäden, das nur zu leicht reißen konnte, wäre es von innen heraus einer Belastungsprobe

unterworfen worden. Denn die so viel gerühmte klassenbewußte Masse der Arbeiter, Bauern und Soldaten bestand nur in der politischen Phantasie.
Politik war hier weder nach außen noch nach innen im Spiel. Sie entwickelte sich ebenfalls erst Stück um Stück, als es dann notwendig wurde, diese „Masse" aufzulockern, politisch zu erziehen, in ein Gesellschaftssystem einzuordnen, einzelfunktionierend – das ist, in der Schichtung der Funktionen, in der hierarchischen Zusammenordnung in die Breite und von oben nach unten mit allem, was zum Menschendasein gehört und seine Lebensatmosphäre bildet.
Es ist sicherlich nicht die Schuld von Einzelpersonen, daß dieser neue gesellschaftsbildende Prozeß dieselben Wege eingeschlagen hat wie alle Gesellschaftsbildungen vorher und sich heute von der bestehenden alten kapitalistischen Gesellschaft, gegen die der theoretische Stoß gerichtet war, kaum noch unterscheidet. Der Mensch als das Einzelwesen ist nicht geändert worden; im Gegenteil, die Anpassung ist noch stärker akzentuiert. Der Versuch ist gescheitert, aber er ist nicht umsonst gewesen, wenn auch sehr viel Wertvolles, oft schmerzlich in der Beurteilung der Gegenwart, vernichtet worden ist.

Ich darf mir eine kleine Zwischenbemerkung erlauben, um einer noch immer weit verbreiteten irrigen Annahme entgegenzutreten: Die Spitze mit all den prominenten Namen, die in die Geschichte eingehen, hat die als Revolution in Bewegung geratene Masse nicht zusammengehalten, noch hat sie mithelfen können, daß sie sich wieder gesellschaftsbildend kristallisiert. Dies ist geschehen von den nächstfolgenden unteren Schichten im Apparat und der Administration. Sie haben über einen vollen Generationsablauf ein Provisorium, mehr noch, ein Vakuum aufrechterhalten, in die erst die neue Gesellschaftsform hineinwachsen konnte. Diese Leute sind namenlos geblieben; sie sind bestimmt, namenlos zu bleiben in ihrer Berufung wie in ihrem Opfer, sehr viele darunter, die selbst außerhalb des Parteiapparates gestanden haben.
Jeder weiß das, innerhalb wie außerhalb der Partei, sofern er sich entschieden hat, in der bitteren Eigenisolierung äußere Entwicklung in sich selbst wirksam werden zu lassen, daß diese ursprüngliche Trägerschicht einer Revolution fast nur aus Tra-

dition geopfert wird. Verfolgungen, die auf sie angewandten Gesetze, Zwangslager und Hinrichtungen sind nichts weiter als eine überflüssige Geste, bestimmt, dem schulmäßigen Ablauf einer Historie nachzukommen, ein Rauchschleier, hinter dem sich die Unfähigkeit der Spitze verbirgt. Der Kristallisierungsprozeß einer Gesellschaft geht weiter, mit oder ohne Namenaufruf der Opfer.

Ich hörte in dem Kreise um Landa zum ersten Mal von den damals noch phantastisch anmutenden Plänen zur Aufschließung und Besiedelung der menschenleeren Steppen zwischen Ural und Baikal-See und zur mongolisch-chinesischen Grenze hin. Im Mittelpunkt aller Diskussionen um die Einzelheiten der Durchführung stand der Mensch: nicht als das Wesen, das einen Gott erfunden hat, das diesen Gott als Gesellschaftsbindung benutzt und sich diesem Gott ähnlich nachzubilden bemüht ist, sondern der Mensch als Material, als Baustein, als Ziffer, als Einsatz in der Mechanik der Existenz. Es ist zwar immer der einzelne, der träumt, aber die Endwirkung und das Ziel löscht bereits den Einzelbegriff aus.
Vorerst ist es die brutale Sonne, die auf uns herabscheint, die uns hungern und dürsten läßt und zusammenkrümmt, ohne schon eine Erfüllung zu bringen, aber bereits die Zuversicht, daß wir die Grenzen unseres Bewußtseins sprengen werden, die Grenzen unserer Reaktionen und Instinkte: Wir sind bereits satt, auch wenn die gewöhnliche Nahrung fehlt.
Die Schutzvorrichtungen für Leben und Wohlergehen des einzelnen, die seit dem erkennbaren Geschichtsablauf in den verschiedenen Formen der Gesellschaftsbildung ausgebaut worden sind, unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkte von denjenigen der Tiergemeinschaften: Sie gehen zwar hervor aus der gleichen Reflexwirkung der Panik als Instinkt, aber sie sind erweitert in das Bewußtsein oder sie werden dahin erweitert werden: was lebt, wird weiter leben. Es ist nicht viel, es ist nur eine Nuance, aber sie trennt bereits das Tier vom Menschen.
Das Mißverständnis in einem solchen Bewußtseinsgesetz ist, daß es auf das Einzelwesen angewendet wird, während im Gegenteil die kurze Lebensspanne des einzelnen unter dem Druck der Panik, das ist von jedem und allen angefallen, um-

gebracht und ausgelöscht zu werden, die Lebensdauer der andern sichert und erst eigentlich bewußt werden läßt; heute pflegt man in diesem Zusammenhange irrtümlicherweise zu sagen: der Gemeinschaft. Wozu also Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit, Wohlstand für alle und ähnliche Phrasen ... Probleme, die besser nach landwirtschaftlichen Methoden zu lösen sind, Dünger, Bewässerung, Bodenchemie, Luft und Sonne.

Würde dieses sowjetische Wirtschaftszentrum, das Europa ersetzen soll, mit den Mitteln des Kapitalumlaufs aufgebaut werden – unter ähnlichen Voraussetzungen ist drei Jahrhunderte zuvor der nordamerikanische Kontinent aufgebaut worden, verbunden mit dem Import von Sklaven und vom Gesetz Ausgestoßener –, so würden alle Kapitalkräfte der Welt heute nicht mehr ausreichen. Der Mensch in der neuen Bewußtseinsordnung ist geeigneter. Der Naturkonstruktion nach ist die innere Bewußtseinspanik das tägliche Brot, sie schillert, in die längere Perspektive gezogen, in sehr bunten Farben, als Freude, als Befriedigung und oft selbst als das seit dem Mittelalter entbehrte seelische Gleichgewicht.

Darüber haben wir diskutiert, zehn Jahre vor den Bauerndeportationen aus der Ukraine, zwanzig Jahre vor der chinesischen Revolution. Es war ein Abstecken von Perspektiven je nachdem, wie weit sie nur geahnt oder schon verstanden werden konnten. Gebaut auf den Gedankengängen von Charles Fourier, aus denen damals Lenin für uns die Richtlinie vorgezeichnet hatte: die große Initiative; für das gegenwärtige China ausgedrückt: die Sprünge nach vorn.

Darüber haben wir diskutiert. Stechende Sonne über dem Platz, kein Baum, kein Strauch, nicht die geringste Spur von Grün. Nur wenig Leute gingen über den Platz, eigentlich überhaupt keine. Überall saßen die Gruppen auf dem Steinpflaster, die Angestellten der Regierungsämter, die ihr Mittagsmahl verzehrten – die Elite des sich bildenden Sowjetapparates, demobilisierte Rotarmisten, frühere Studenten und Arbeiter und Bauern, die schon in den weißen und roten Kriegsjahren für einen politisch-administrativen Beruf geschult worden waren.

Keine Volksredner, keine fanatischen Eiferer. Träumer in eine ferne Zukunft, eine Zukunft, die mit jedem Arbeitstage, mit

jedem Sonnentage und dem Hunger, der sie einhüllt und trägt, der Verwirklichung ein wenig näher gebracht wird. Die Sonne brannte entsetzlich auf diesen Platz. Sie war das tägliche Brot, zusätzlich der gewohnten Ration aus Hirsebrei und Kunsthonig.

Werde ich auch *davon* ausgeschlossen sein?

Wir wissen sehr wenig, was in der schlafenden Kreatur vorgeht, was sich zu Träumen verdichtet und in Reflexen sich niederschlägt. Auch das wenige, was wir davon beobachten können und zu wissen glauben, sind Vermutungen.

In der englischen Sprache gibt es dafür einen Ausdruck, der nicht treffend genug ins Deutsche zu übersetzen ist: dog sleep. Der Hund in der prallen Sonne, die Beine von sich gestreckt ... der Hund schläft? Die Instinkte, die nicht verbraucht sind, gehemmt und steckengeblieben, vibrieren unter den Strahlen der Sonne, sie kommen zur Ruhe? Innere Bewegungslosigkeit gibt ein neues Gleichgewicht? Wird eine neue Kraftquelle erschlossen? Was ist es, was den Hund das Fressen vergessen läßt? ... der Hund wird satt und zugleich wachsam gespannt ... die Sekunde vor der Auslösung aller Instinkte, der Sprung nach vorn ...

Der Hunger machte sich auch geltend im Hauptquartier der Internationale, im Hotel Lux. Fast die gesamte geistige und dem Sozialismus nahestehende politische Elite Europas und der Welt wurde in diesen Nachkriegsjahren über das Hotel Lux dem Kreml vorgestellt, geladene Ehrengäste der Regierungen, Sympathisierende, denen man die Pilgerfahrt nach Moskau angeraten hatte, und führende Mitglieder der verschiedenen sozialistischen Parteien, die nach Moskau beordert worden waren.

In den Maiwochen des Jahres 1920 war der Verpflegungsapparat des Hotels Lux zusammengebrochen. Die distinguierten Hotelgäste saßen an langen Tafeln in dem großen Speisesaal, aber es war nichts zu bekommen außer Tee, den jeder sich selbst aus dem Samowar – solche standen überall herum – holen konnte. Mehrmals am Tage, nicht zu regelmäßigen Zeiten, wurden große Schüsseln mit Kaviar auf die Tafel gestellt, dazu Platten mit geräuchertem Lachs, aber keine Scheibe Brot, keine Kascha. Wer sich die Zeit nahm, bei seinem Tee sitzen zu bleiben und abzuwarten, kam bestimmt im Laufe des Tages zu Kaviar und Lachs.

Die prominenten Gäste waren damals sehr ungehalten, die meisten werden sich den Magen an Kaviar und Lachs verdorben haben. Sie unterhielten sich darüber, daß, wären sie selbst an der Spitze einer siegreichen Revolution in ihrem Lande, die Verpflegung besser organisiert wäre, besonders in den Quartieren von Regierungsgästen wie im Hotel Lux – dafür würden sie Sorge tragen. Darüber sprach man von früh bis spät, beim Tee, vor dem dampfenden Samowar, in Erwartung der nächsten Schüsseln mit Kaviar und der Platten mit Räucherlachs.

Vor meiner Rückreise mit Appel – wieder über Murmansk, diesmal auf einem lappländischen Fischerboot tief ins Innere eines norwegischen Fjords im Norden und von dort mit dem Küstendampfer nach Süden – vermittelte mir Radek, der mich zwar erst in Grund und Boden verdammt, sich meiner dann aber in herzlichster Weise angenommen hatte, eine Unterredung mit Professor Krzyzanowski, der an der Spitze des staatlichen Plan-Instituts stand.
Der Professor empfing mich in seinem Institut, das in einer bescheidenen landhausähnlichen Villa untergebracht war. In dem großen Arbeitszimmer waren kaum Bücher zu sehen, an den Wänden hingen graphische Tabellen und Zeichnungen, sonst war das Zimmer kahl, der Schreibtisch leer.
Krzyzanowski hatte mich erst eine Zeitlang von seinem Stuhl hinter dem Schreibtisch gemustert, mich zwar aufgefordert, Platz zu nehmen, aber nur zögernd und mehr unwillig eine Reihe von Fragen beantwortet. Schließlich schien er Vertrauen gefaßt zu haben, er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab und gab mir dabei eine Übersicht über die Aufgaben des Instituts. Zu der Zeit zählten zum Institut etwa dreißig ständige Mitarbeiter, fast alles Ingenieure, die im Ausland studiert hatten, viele darunter in den Vereinigten Staaten. Der Professor stellte mir später einige seiner Mitarbeiter auch vor.
Auffallend war, es ging in den Arbeitsräumen fast lautlos zu. Das leichte Rascheln beim Umwenden von Blättern eines Manuskriptes oder Buches, die Verschiebung eines Meßinstruments an einem Zeichenblatt wirkte schon als störendes Geräusch.
Krzyzanowski sprach über Kraftströme und Kraftfelder, in

denen sich die Gesellschaft bewegt, von den zunächst noch gegebenen Wirtschaftsformen ausgehend bis zu den Membran-Reaktionen im Einzelwesen – Elektrizität ist der Weg zum Sozialismus; von Krzyzanowski stammt das Schlagwort, das in diesen Jahren die russische Propagandawelle beherrscht hat.
Für mich war dies alles eine neue Welt. Ich konnte mir sie bereits vorstellen, trotzdem ich damals davon nur einen kleinen Teil verstanden habe.
Auf dem Wege zurück haben mich die Gedankengänge um den Wert, die Notwendigkeit und die Zwecklosigkeit einer Führung verfolgt und gequält. Ich haßte diese Leute, die den Anspruch erhoben, allein zur Führung berechtigt zu sein, und ich wußte zugleich, daß ich selbst dabei im Unrecht war.
Der Trieb zur Gesellschaftsbildung ist das, was den einzelnen bewegt, der Trieb zu einer fortwährenden Erneuerung und Vertiefung im Zusammenhalt. Nicht der Wortschwall von Theorien, Glaubensartikeln und Vorschriften, die jeder auswendig herzusagen hat. Ich kann den Herren von der Spitze verraten: der einzelne spuckt darauf.
Was heute so zur Führungsspitze sich rechnet, das sind die Handlanger, die so vielfältig differenzierten Werkzeuge in unserer komplizierten Gesellschaft; bestimmt, verbraucht zu werden und ständig ausgewechselt und schließlich beiseite geworfen, auf den Abfallhaufen, um so schnell wie möglich in Vergessenheit zu geraten. Diese Art von neuer Geschichtsschreibung hat man nicht erfunden; das ist immer schon so gewesen.
Es brauchte nicht zu sein. Aber es entwickelt sich automatisch in der Spirale unserer Lebensentfaltung, die immer nach einer Gesellschaftsbildung streben wird, solange dieser Typ Lebewesen, zu dem wir uns zählen, den Parasiten zugerechnet wird. Wir haben darauf unsere irrigen Moralbegriffe aufgebaut.
Ich habe innerhalb einer solchen Führungsspitze eigentlich niemanden getroffen, der dies nicht aus eigener Erkenntnis weiß. Im Grunde genommen wartet er darauf, beseitigt zu werden, bereits zu sehr paralysiert, sich dagegen zu wehren.
Die Tragödie dieser Lebensentfaltung geht über Generationen, um jeweils nach der kurzen Entspannung einer Revolution wieder sogleich von neuem zu beginnen.

Auch der Traum zurück in die Wirklichkeit, der ich mich bald zu überantworten haben würde, verlief in Etappen. Ich habe mir nicht mehr die Mühe genommen, die Ablehnung meines Begleiters Appel verstehen zu wollen, mit dem ich jetzt gerade nur das technisch Notwendigste besprechen konnte. Es hätte mich allerdings vorbereiten sollen auf das, was ich bei meiner Rückkehr zu erwarten hatte.

Wir hatten den ersten Aufenthalt bei einem lappländischen Fischer im Jar-Fjord, der für besonders gelagerte Fälle als Relais-Station im Kurierverkehr in Anspruch genommen wurde.

Das Wohnhaus stand auf einer kleinen in den Fjord hinein vorspringenden Anhöhe, inmitten von Sturm und Regenböen völlig kahl gefegten Felsen; in schmalen Rinnen, längs des Hauses und nach der ansteigenden hinteren Felswand zu, kleine Grünflächen; zu gegebener Zeit wird das Moos blühen. Um das Haus verlief in Manneshöhe eine Futterkrippe. Sie wurde mit Kugelfischen gefüllt, die sich in den Lachsnetzen in großer Menge fangen. Die Fische werden dann in die Futterkrippe geschaufelt.

Wir blieben dort einige Tage, weil wir auf den Dampfer nach Kirkenes warten mußten.

Es regnete, es schneite, es herrschte ein ständiger Sturm, der manchmal so anstieg, daß das Haus in den Grundfesten zitterte, und dazwischen schien dann die Sonne, so strahlend intensiv, daß wir in den Schatten des Hauses flüchteten. Sie brachte die Kugelfische zum Platzen. Dies wiederum brachte die Rentiere, die weitab in das Felsgelände sich verloren hatten, ans Haus zurück; der penetrante Gestank der verwesenden Fische, bevorzugte Delikatesse im Speisezettel des Rentiers, hat sie angelockt. Die Frau ging dann hinaus, die Tiere zu melken.

Zweimal in der Woche fuhr der Fischer auf Lachsfang weit hinaus in den Fjord zu dem ihm zugewiesenen Fangplatz, wo er die Netze legte. Die Zeit zwischen dem Auslegen und Einholen der Netze verbrachte er in einer primitiven Blockhütte, meist ging ein Tag und eine Nacht darüber hin. Wir sind mit ihm hinausgefahren.

Der Fang wurde dann auf dem Landesteg vor dem Haus ausgelegt und von dem Küstendampfer, der den Fjord regelmäßig befährt, nach Kirkenes gebracht in ein Lagerhaus, dessen Ver-

walter die notwendigsten Lebensmittel lieferte, Kaffee und Tabak, die Fanggeräte, das Boot und das Rohöl. Solche Lagerhäuser, zu Hunderten über ganz Finnmarken verteilt, gehörten einer Handelsgesellschaft in Bergen, 2000 Meilen weiter südlich in Norwegen, die praktisch den Lachsfang in den nördlichen Fjorden monopolisierte.

Das ging so jahrein, jahraus. Es kamen nie Zeitungen ins Haus. Mit dem Licht mußte sparsam umgegangen werden.

Es war die Frau da, die das Haus versorgte und etwa ein Dutzend Kinder. Der Fangplatz des nächsten Nachbars war vier Bootsstunden weit.

Wir saßen an dem großen Tisch in dem einzigen Wohnraum, in dem auch der Küchenherd stand. Der Hausherr saß am Tisch uns gegenüber und nickte uns von Zeit zu Zeit zu. Gesprochen wurde sehr wenig. Der Gastgeber versuchte es ein wenig, nur wenige russische Brocken, auf die wir auch zur Not ebenso antworten konnten; sonst hatten wir uns durch Gesten zu verständigen.

Die Frau machte sich am Herd zu schaffen und brachte uns ständig neuen Kaffee, die Kostbarkeit des Hauses. In den Kaffee schnitt uns der Hausherr Scheiben von Kautabak. Die Kinder standen und hockten in den Ecken herum. Es war ihnen nicht erlaubt, in unserer Gegenwart am Tisch zu sitzen. Von Zeit zu Zeit fing eines der Kinder an zu weinen. Dann wurde es von der Mutter hinausgeführt, wahrscheinlich in einen Verschlag, außer Hörweite der Gäste. Es gab ein ständiges Hin und Her mit den weinenden Kindern.

Wir blieben dort einige Tage. In der Küche, dem einzigen warmen Ort, wurde ein Nachtlager für uns aufgeschlagen.

Ich erzähle dies alles hier, weil über dem Zufälligen und Nebensächlichen eine große und tiefe Feierlichkeit schwebte. Mann und Frau ließen uns nicht aus den Augen. Es schien, wir waren als Gäste für sie Wesen aus einer höheren Welt.

Wir haben später über unsere nächste Verbindungsstelle in Kirkenes gehört, daß unser Gastgeber am Vorabend der Revolution eine Gruppe russischer Emigranten über die finnische Grenze nach Karelien geführt hat, darunter auch Trotzki, dessen Bild im Zimmer auf einem Wandbrett aufgestellt war. Die Erinnerung daran ist diesem Fischer zum Inhalt des Lebens geworden, Sowjetrußland, das verheißene Land, ihm selbst

nicht erreichbar, aber vielleicht schon den Kindern.
Wenn Sowjetrußland heute so groß und stark ist, so hat auch die Energie und der Glaube dieses lappländischen Fischers aus dem Jar-Fjord im norwegischen Finnmarken keinen geringen Anteil an dem Aufbau. Es ist nicht notwendig, dies in den dirigierten Geschichtsbüchern besonders zu erwähnen, wir wissen es.
Wir hatten noch einen weiteren Aufenthalt in Bodö. Mit der Polizei bereits auf den Fersen, haben wir den Postdampfer nach Bodö nachts in den frühen Morgenstunden verlassen. Wir sind durch die schlafende Stadt geirrt und haben schließlich zu der Wohnung eines Redakteurs des lokalen Arbeiterblattes gefunden.
Der Mann hat zu nachtschlafender Zeit die Frau aus dem Hause gejagt, um sich mit uns ungestört über Moskau und die Revolution unterhalten zu können. Das Ziel seiner Hoffnungen war Oslo. Von dort wird es vielleicht möglich sein, einmal im Leben nach Moskau zu kommen.
Er verschaffte uns die Fahrt auf einem kleinen Frachtkutter nach Drontheim. Dort blieben wir bei einem deutschen Emigranten, der vor dem Ausbruch des Krieges nach Norwegen gekommen war; von Beruf Klavierstimmer und Orgelbauer. Wir gingen mit ihm in die Wälder hoch oben am Drontheim-Fjord. Das Zimmer war ihm zu eng geworden, um auszusprechen, was ihn bewegte – die Vorgänge in Deutschland, die Zukunft der Revolution, die Meinungen der russischen Genossen.
Er brachte uns auf den Weg nach Oslo. In Oslo waren wir im Zentralhaus der Arbeiterpartei untergebracht, in einem Zimmer im oberen Stockwerk, von dem aus wir mit einem Fernstecher in das Geschäftszimmer des Polizeipräsidiums hineinsehen konnten, wo die Detektive abgefertigt wurden, um das Hauptquartier der Arbeiterpartei, das auf dem Platz dem Präsidium gegenüberlag, zu überwachen.
Und die Partei brachte uns nach Christiansand, wo wir auf einen norwegischen Erzfrachter zu warten hatten, der uns als blinde Passagiere nach Hamburg bringen würde. Wir waren dort einquartiert in einem Haus, das auf einer Plattform stand hoch über dem Hafen, mit einem unbegrenzten Blick über die Bucht und das Meer nach Süden ... Was wird die Zukunft bringen?

Wir fuhren dann nicht als „Blinde", sondern als die Gäste der Heizer und der Internationalen Heizer-Union. Offiziere auf diesem Schiff haben wir nicht zu Gesicht bekommen; wir haben sie allerdings auch nicht aufgesucht.

Am Siechenlager der Revolution

In dieser Zeit waren nach dem Berliner Zentralbüro der Partei die Bezirksleiter aus der Provinz gekommen mit dringenden Vorstellungen, die Bewegung müsse aktiver werden, sonst verfalle sie der Auflösung; außerordentliche Verwirrung.
Sie hatten auch Geld mitgebracht, das durch freiwillige Mitgliederbeiträge eingebracht worden war. Die Aufforderung, Opfer zu bringen, war zumindest materiell gesehen auf fruchtbaren Boden gefallen. Es sind aber auch andere nützliche Dinge mitgebracht worden, wie Waffen und Chemikalien zur Herstellung von geballten Ladungen, vor allem auch Dynamit, ganze Kisten voll. Das Dynamit stammt aus dem mitteldeutschen Kalirevier, wo es für Anlage und Verbreiterung der Stollen verwendet wird.
Ein Genosse, der mit einer Kolonne ortsansässiger Landarbeiter auf einem großen Gut in Ostpreußen arbeitete, unter einem sympathisierenden Verwalter, war mit dem Angebot gekommen, in den Wäldern im südlichen Teil Ostpreußens, nach der westpreußisch-russischen Grenze zu, Partisanen-Gruppen zu organisieren. Er hatte Verbindungen zu Landarbeitern auf den benachbarten Gütern, die zu organisieren wären mit dem Ziel, den Kleinkrieg durch geregelten Material- und Verpflegungsnachschub am Leben zu halten. Von Tilsit oder Insterburg aus sollte dann durch einen Generalstreik die Bewegung auf eine breitere Ebene gehoben werden. Der Mann hatte auch sogleich eine Liste der Gutshöfe mitgebracht, die in der ersten Woche der Aktion in Brand gesteckt werden sollten. Was ihm fehlte, war die Verbindung zu Rußland und den kommunistischen Organisationen jenseits der Grenze, eine politische Führung, die von der Partei mitgegeben werden sollte und ein paar Dutzend handfeste Arbeitslose, um mit der Arbeit zu beginnen. Er glaubte, einen großen Zuzug zu der Partisanen-Bewegung versprechen zu können.

Sein Angebot wurde über die dafür bestimmten Kanäle weitergeleitet und ist im Parteiapparat verschwunden. Weiter hat man nichts mehr davon gehört. Daß es nicht ganz vergessen worden ist, beweist eine Nachfrage aus Moskau einige Monate später, ob die von uns aufgestellte Landarbeiter-Organisation – man hat anscheinend angenommen, daß die Partisanengruppen bereits in Tätigkeit waren – in der Lage wären, Offiziere der Tuchatschewski-Armee, die sich in Internierungslagern im westpreußischen Grenzgebiet befanden, über die Grenze nach Rußland zu schleusen.

Die im Zentralbüro abgestellten Materialien mußten irgendwo untergebracht werden. Gewehre und Pistolen, meist noch in Kisten verpackt, müssen nachgesehen, geölt und instandgesetzt werden, wenn sie verwendungsfähig bleiben sollen. Die Kisten stammten zum größten Teil aus Polizei-Depots oder versteckten alten Militärlagern, die inzwischen der lokalen Gemeinde- oder Stadtverwaltung unterstellt worden waren und dort, wo diese Verwaltung in kommunistischen Händen war, einfach aufgeteilt worden sind – in Deutschland damals kein seltener Fall, besondern in Mitteldeutschland und Pommern. Allgemein könnte man sagen, etwa die Hälfte solcher illegaler Waffenlager, sofern sie nicht durch Waffenschieber auf den schwarzen Markt gelangt sind, wurden so aufgeteilt, je nach der politischen Einstellung der Kommunalbehörden, entweder an die Freikorps-Verbände und den Stahlhelm oder an die Kommunisten und den mit diesen sympathisierenden Unabhängigen Sozialdemokraten. Eine administrative Autorität der Berliner Regierung war auf dem flachen Lande in weiten Gebieten in diesen Monaten nicht vorhanden – im Grunde ein Schulbeispiel für die Vorbedingung einer Revolution.

Jedenfalls – auch in der Kommunistischen Arbeiterpartei (KAPD) hat sich damals niemand gefunden, der sich für diese Entwicklung interessiert hätte. Trotzdem mußten die nach Berlin gebrachten Waffen und Chemikalien weitergeleitet werden. Die zureisenden Genossen sind mit allgemeinen Redensarten abgespeist worden. Die Erbitterung in unsern eigenen Reihen wuchs ständig, nicht allein gegen die Führung, sondern gegen alle und jeden.

Schließlich hatte Cläre Jung ein Landhaus im Erkener Seengebiet, in Grünheide, gemietet und dort einen Teil der Che-

mikalien untergebracht, die Schußwaffen wurden auf einzelne Laubenkolonien verteilt, wo unsere Leute genügend Einfluß hatten.
Mit Cläre zogen ein paar Genossen, die in Grünheide ihre Sommerferien zu verleben gedachten; zwischendurch tätig als Kuriere oder mit der Unterbringung des Materials beschäftigt. Es hatte sich ein ganz stattliches Lager angesammelt, kistenweise im Keller verstaut, zum Teil auch noch in den Parterreräumen des Hauses, zum Teil in eigens angelegten Stollen im Garten vergraben.
In dieses idyllische Sommer- und Heerlager kam ich zurück aus Rußland, bis zum Bersten erfüllt von Aufträgen, die ich glaubte, erhalten zu haben, und deren Durchführung so dringend schien. Grünheide, ein Vorort anspruchsloser Wohnhäuser und Villen rings um den gleichnamigen See gelegen, überwiegend bewohnt von kleinen Angestellten, die täglich nach der Stadt ins Büro fuhren, schien allerdings der geeignete Platz für dieses Idyll eines Versorgungslagers der Revolution. Der See spiegelte morgens in einem lichten Grün, wie es den märkischen Seen zu eigen ist. Ein Boot war vorhanden. Wir fuhren oft durch die Verbindungskanäle nach Erkner und die anschließenden Seen hinein. Wir schwammen in der Morgenfrühe und des Nachts im See, wenn wir mit dem letzten Stadtbahnzuge aus Berlin gekommen waren. Das Wasser war lau und ohne Bewegung und im Schlummer tiefen Friedens. In einigem Abstand zu den Ufern zogen sich die Kiefernwälder hin, mit Laubbäumen untermischt.
Die der Partei jetzt reichlicher zufließenden Gelder aus den Beiträgen der ob ihrer eigenen oder der allgemein um sich greifenden Apathie erschreckten Mitglieder der Landesbezirke sind für die Gründung von Zeitungen und Publikationen verwendet und in alle Art von Veranstaltungen gesteckt worden. Alles schien auf Dauer gebaut: proletarisches Theater, proletarische Kunst, proletarische Kunstausstellungen, sogar eine theoretische Monatsschrift „Proletarier“ (leider setzt man mit Schlagworten allein niemand in Bewegung). Die Führung der Kommunistischen Arbeiterpartei hatte sich in eine Selbsthypnose versponnen, aus der sie sich nicht mehr lösen konnte, um wieder aktiv zu werden, proletarisch oder nicht; inzwischen sind dann die Mitglieder davongelaufen.

Ich möchte hier einschalten, daß ich stolz darauf bin, niemals das proletarische Theater Erwin Piscators besucht zu haben, obwohl zu dieser Zeit dort meine Stücke gespielt wurden, die ich auf Bestellung so runtergehauen habe. Ob Piscator viel vom Theater verstanden hat, möchte ich nicht so sicher behaupten, obwohl ich die Beantwortung der Frage den Fachleuten überlasse. Er hat aber verstanden, wohlhabende und oft nur wohlmeinende Leute zu interessieren, die ihm für sein Theater Geld gegeben haben. Zugegeben: er hätte das Geld lieber von den Arbeitern genommen, von den Gewerkschaften, die ihm Hunderttausende von zahlenden Besuchern für eine Saison garantieren können, während der Einzelmäzen oder die Mäzene meist mit einer Saison genug haben und nicht mehr anzuzapfen sind. In diesem Mißverhältnis mag eine gewisse Tragik liegen, auch für Piscator. Dennoch ist das Problem ein anderes: Was soll man in dem Theater den Arbeitern vorspielen, was nicht schon einfacher und zielbewußter in den Betriebsversammlungen, in den Parteidiskussionen und im kleinsten Zirkel unter den Kollegen immer wieder erörtert worden ist? – nicht nur erörtert, ins Bewußtsein gehämmert! Aufblasen in eine breitere Perspektive: wie dreckig es in der Welt zugeht? Daß die Reichen besser leben als die Armen? (obwohl auch das nicht mal wahr zu sein braucht), daß daher... und infolgedessen... Genossen... schließt die Reihen... auf! auf! Dafür sollen die Leute Geld zahlen? Das wissen sie von allein und meist viel besser, und es wird nicht einleuchtender, wenn es im Chor gesungen oder im Frack deklamiert wird. Die rote Ballonmütze wird langweilig – darauf können die Gewerkschaften keine Besucher-Organisationen für ein Piscator-Theater aufbauen. Vielleicht besteht hier ein Mißverständnis. Es gibt in Deutschland kein „politisches" Theater als dasjenige, das jeder für sich selbst vor dem andern aufführt, und hier ist der Eintritt frei.
Immerhin – Piscator hätte sich zu dieser Zeit gern mit mir assoziiert. Ich habe ihn damals ziemlich brüsk abgeschüttelt. Er hat es mir entsprechend heimgezahlt; davon später.

Was draußen in der Welt und insbesondere in Deutschland vorging, drang nur sehr verschwommen in unsern Kreis, keinesfalls als Basis für irgendeine aktuelle revolutionäre Aktion.

Dies stellt keine Besonderheit dar. Wo wirkliche Aktivität zu den Vorgängen ringsum vorhanden gewesen ist, da geschah dies aus der Fliegenperspektive heraus, zu nahe an den Ereignissen, die Einzelheiten aus dieser Sicht enorm vergrößert, so daß kein Interesse mehr für die größeren Zusammenhänge zurückbleibt. Man kann jede Bewegung auf diesen Zustand zusammenschrumpfen lassen. Leider wird das so bleiben – was in der Welt vorgeht, die Ermordung von dem und jenem aus der Tagesprominenz, die Ausrottung ganzer Völker durch Hunger, Seuchen, Rassenmorde, die religiösen Verfolgungen, die Jagd nach Kaninchen und nach den Feinden des Volkes, der Krieg und bald die Wasserstoffbombe... im Grunde genommen, Hand aufs Herz, interessiert das nur den Leser zum Frühstück.

Und warum auch nicht? Keiner hat ein Interesse daran, ewig zu leben.

Ich bin bei der Partei mit den Vorschlägen, die ich aus Moskau mitbrachte, auf starken Widerstand gestoßen. Obwohl die Partei jetzt gegen die Verleumdungstaktik des KPD-Apparates geschützt schien und auch für ihre Presse und einen gewissen Teil der inneren administrativen Arbeit auf finanzielle Unterstützung von Moskau rechnen konnte, war die Stimmung der Mitgliedschaften zugunsten einer völligen Unabhängigkeit von Moskau umgeschlagen. Inwieweit es mit den Kompromiß-Vorschlägen der Internationale ernst gemeint war, entzieht sich hier der Beurteilung. Nach meiner damaligen Auffassung hätte man es wenigstens versuchen müssen, das Abkommen wirksam werden zu lassen – wir wären gehört worden, nachdem wir mehr Aktionsfreiheit gewonnen hätten; wir hätten diese ausnützen sollen, und wir hätten den Mitgliedern für die Bewegung einen internationalen Rahmen bieten können, Gewähr dafür, daß unsere bisher mehr lokalen Vorstöße eine größere Resonanz und vielleicht sogar Schützenhilfe bekommen würden.

Meine Vorschläge wurden überstimmt. Ich hatte mir unter einer politischen Partei und einer politischen Bewegung etwas vorgestellt, was über das einzelne im äußeren Tagesablauf und über das Persönliche in den Beziehungen der mit der Durchführung einer politischen Aktion Betrauten hinausging, etwas, das ausgerichtet war nach den großen Zusammenhängen von

Gesellschaft und Wirtschaft und Existenz, die, wenn man sie auch verbessern oder zerstören will, man zum mindesten auch kennen und verstehen sollte. Ich verstand zwar selbst wenig davon, ich habe von jeher die Politik eher verachtet, aber ich habe in diesen Tagen von mir wenigstens nicht zu Unrecht behaupten können, von diesen Zusammenhängen wenigstens eine Ahnung zu haben. Mir schien in den Moskauer Vorschlägen die Möglichkeit gegeben, die Partei vor dem immer sichtbarer werdenden inneren Zerfall zu retten – ganz gleich, ob die Perspektive dieses Verfalls von Moskau bereits mit einkalkuliert gewesen sein mag. Es hätte dann an den Arbeitern selbst gelegen, den Mitgliedern, an ihrer politischen Disziplin, die Bewegung auszurichten nach ihrer eigenen Einschätzung der Kampfbedingungen, das bürgerliche Gesellschaftssystem zu schwächen, aus den Angeln zu heben und zu zerstören. Den eigenen Zerfall als ein in sich noch geschlossener revolutionärer Stoßtrupp soweit aufzuhalten, bis sich für eine Auseinandersetzung zwischen den sozialistischen Parteien eine günstige Situation ergeben hätte. Es ging schließlich um die aktivsten Elemente in der Arbeiterbewegung... ich wurde überall überstimmt, bei den Bezirksversammlungen in der Provinz, wo immer ich die Thesen des Kompromisses vertrat, die bisher noch verhältnismäßig sachlich in unseren Publikationen zur Diskussion gestellt worden waren; auch in Berlin, wo ich auf eine bessere Aufnahme gehofft hatte. Zum Teil auf Grund meiner persönlichen Verbindungen, zum Teil auf Grund direkter und in vielen kritischen Situationen erprobter Freundschaften, die ich damals noch glaubte, mit dem Verständnis für die Motive und die Überzeugungen des andern gleichstellen zu können. Wenn ich heute meine Rolle in diesen Wochen zurückblickend betrachte, so war es die eines vollendeten Narren. Meistens kam ich überhaupt nicht dazu, meine Gründe darzulegen. Ich wurde schon bei Beginn niedergeschrieen, bald auch unter Verdächtigungen und persönlichen Vorwürfen aller Art, manchmal auch unter allgemeinem Gelächter.

Es sind für mich bittere Wochen gewesen, erfüllt wie ich war von dem großen Erlebnis: Sowjetrußland.

Die Ablehnung hatte nicht das geringste zu tun mit Politik. Ich habe das erst sehr viel später verstanden. Sie war getragen

und beeinflußt von einer Stimmung, die über meine Einschätzungsmöglichkeiten weit hinausging – es war der reine, nackte Haß. Nicht gegen mich oder die Einflüsse, die man vielleicht hinter mir vermutet hat. Ich wurde eigentlich nur mit hineingezogen, weil ich ihn zufällig ausgelöst hatte... ein Haß, der im Untergrund jeder Revolte steckt und ohne den eine Revolte überhaupt keine Chance hat, nach außen zu stoßen und sich durchzusetzen; die Notwendigkeit, diesen Haß umzusetzen in Aktivität und in die Vorstellung eines politischen Zieles wird dann erst eine Führungsspitze entstehen lassen. Vorausgesetzt, daß diese Spitze nicht schon vorher von den Wogen des Hasses hinweggespült worden ist. Und genau das war bei der KAPD-Bewegung der Fall gewesen.

Bei diesem Haß, auf den ich jetzt in der Bewegung stieß, hatte sich das Ziel verschoben. Es richtete sich zunächst gegen den von Moskau aufgebauten Parteiapparat, gegen das Überwachungssystem in den blassen Theorie-Diskussionen, gegen das Unfehlbarkeitsprinzip, daß die Moskau-Hörigen für sich in Anspruch nahmen, obwohl die „Unfehlbarkeit" dieser Figuren oft nur von sehr kurzer Dauer war. Er richtete sich gegen die einzelnen Parteibeamten, die sich gleich Blutegeln an dem Apparat festgesetzt hatten. Er richtete sich ganz allgemein auch gegen Moskau, entstanden aus der Erbitterung der zunehmenden Enttäuschung. Er richtete sich schließlich bereits auch gegen die russische Revolution, die bereits ebenso verraten schien. Der Versuch, hierin Klärung zu bringen, mußte ohne Ergebnis bleiben.

Dieser Haß brach aus mit dynamischer Gewalt. Mögen andere die Elemente dieses Hasses aus der gesellschaftlichen Belastung des Arbeiters oder auf das Maß seines politischen Verständnisses zurückführen oder sonstwie nachträglich zu analysieren versuchen, sicherlich werden sich hier irgendwelche neuen soziologischen Ausblicke eröffnen. Mir genügt, und zwar für mich allein, die Feststellung, daß dieser Haß vorhanden gewesen ist, allmächtig und allgegenwärtig.

In keinem Falle ist, was überraschen mag, einem Parteibeamten ein Haar gekrümmt worden; keines der zentralen Büros wurde gestürmt, was vielleicht eine gewisse Entspannung gebracht hätte. Keine Zeitungen wurden verbrannt, keine Druckereien zerstört. Für die psychologische Beurteilung muß festgehalten

werden, die Revolte richtete sich gegen den Versuch, die Perspektive einer Revolution zu ändern und zu verlängern – rabiat gewordene Kinder, die sich allein gelassen fühlten–, gegen die eigene Partei, deren Zusammenbruch bereits sichtbar war. Diese Revolte tobte sich nicht gewaltsam aus, sondern schwelte unter dem Druck tödlichen Schweigens. Die Leute gingen nach Hause und zerrissen ihre Mitgliedsbücher. Sie hörten auf, im Betriebe miteinander zu sprechen und zu diskutieren.

Ich habe nicht einen Augenblick gezögert, bei diesen Genossen zu bleiben, solange noch der Rest einer Zusammengehörigkeit vorhanden war. Vielleicht wollte ich sie nicht im Stich lassen und von mir aus noch tun, was möglich war, zu helfen und auf ein Wunder zu warten. Ich hätte sie nicht im Stich gelassen, solange sie mich noch für zu ihnen gehörig hielten, und das taten sie auch, wenngleich bereits mit einer recht schmerzlich erkennbaren Distanz. Niemals ist mir auch nur im mindesten der Gedanke gekommen, in den Parteiapparat der KPD hinüberzuwechseln – was wahrscheinlich viele von mir erwartet haben.

Fast alle, mit denen ich in diesem Jahr und in diesen Monaten zu tun hatte, verschwanden sehr bald aus meinem Gesichtskreis – großartige Menschen waren darunter, opferwillig, rückhaltlos bereit, etwas zu tun, was praktisch den Beruf, die Familie und die gesellschaftliche Existenz kosten konnte... nur aus dem Gefühl heraus, der inneren Überzeugung, daß es der Bewegung nützen würde. Ich bin bei ihnen geblieben, bei allen, solange sie noch in der Bewegung gestanden sind – gegen besseres Wissen.

Wie einige andere, mit denen ich auch in späteren Jahren in Verbindung geblieben und die zur politischen Leitung der KAPD gehörten, schied ich damals aus der zentralen Leitung. Ich habe mich mit Aufgaben beschäftigt, die mehr am Rande der eigentlichen Politik lagen und deswegen eher geeignet schienen, den noch vorhandenen Rest von Aktionswillen zu erhalten und, wenn möglich, wieder zurück in eine politische Linie zu bringen. Solche Aufgaben beschränkten sich nicht mehr ausschließlich auf die Kommunistische Arbeiterpartei, wenngleich die Initiative ihrer Anregung später der Partei zugeschrieben werden mußte. In solchen Phasen einer revolutionären Ent-

wicklung lassen sich die inneren Gegensätze mildern, oft können sie noch einmal völlig weggewischt werden, wie dies auch jetzt in der Stellung der Partei Sowjetrußland gegenüber noch einmal der Fall war. Es sind dies die Monate gewesen, wo der russisch-polnische Krieg über die deutschen Reichsgrenzen hinüberzugreifen bestimmt war.
War hier die revolutionäre Situation gegeben, nach der die Theoretiker der sozialistischen und kommunistischen Parteien ständig Ausschau halten?
Ich habe nur von meiner Anteilnahme zu sprechen und berühre die internationalen, außenpolitischen Aspekte nicht. Ich notiere nur die Entwicklung: Wir haben es nicht fertiggebracht, einen allgemeinen Eisenbahnerstreik auszulösen gegen den Durchgangstransport französischen Kriegsmaterials über die deutschen Schienenwege, um die mit der Einkreisung bedrohten russischen Armeen vor Warschau zu entlasten.
Die deutsche Reichsregierung begnügte sich mit papiernen Protesten gegen diese eklatante Verletzung deutschen Hoheitsgebietes, d.h., sie wartete ihrerseits auf diesen Eisenbahnerstreik.
Die politischen Parteien ohne Ausnahme verfaßten Proteste.
Von Moskau wurde zu einem Generalstreik gegen diese französischen Waffentransporte aufgerufen, nicht nur für Deutschland, für alle europäischen Länder, einschließlich Frankreich.
Nichts rührte sich. Die Transporte rollten weiter.
Die Kommunistische Partei Deutschlands verhielt sich im Gegensatz zu diesen Moskauer Aufrufen völlig passiv. Später wurde das damit erklärt, daß die Mitgliederzahl der Partei nicht ausgereicht habe, um solche Aktion durchzuführen. Etwas hat in diesen Wochen in der Parteiverbindung zu Moskau nicht gestimmt.
Die Kommunistische Arbeiterpartei war zwar nach der Zahl der zur Verteilung gelangten Flugblätter nach außen hin in der Führung, aber bereits in ihrem Inneren zu stark zersetzt, um mehr sein zu können als nur ein Stoßtrupp.
Auch die beiden sozialistischen Parteien erschöpften sich in papiernen Protesten. Es drohte ein gewaltiger Mitgliederschwund, wenn diese Proteste nicht durch wirksamere Aktionen unterstützt würden. Das erklärt, daß in diesen Wochen bei den sozialdemokratischen Arbeitern nach außen sich mehr Initiative

und Kampfwille zeigte als bei den kommunistisch organisierten.
So wartete eine Partei ängstlich auf die andere.
In Deutschland herrschte überall eine tiefgehende Erwartung: diesmal wird etwas geschehen...
Nichts geschah... solange Moskau nicht die Partei-Archive öffnet, wird es schwer sein zu erklären, warum nichts geschehen ist. Offensichtlich ist die russische Regierung in sich gespalten gewesen, ob und wie weit überhaupt die Trumpfkarte einer Revolution in Deutschland ausgespielt werden kann.
So ging diese zweite echte Chance einer sozialistischen Revolution in Deutschland verloren, weil einer auf den andern gewartet hat und weil alle zusammen zu feige waren, das eigene Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Diese Chance hat sich nicht mehr wiederholt. Was dann später kam, die Straßenkämpfe in Hamburg, der Versuch einer legalen Machtübernahme in Sachsen, war nur ein schwacher Abklatsch, konstruiert nach dem Metermaß der Inflation, abgestimmt auf die wöchentliche Lohntüte, ohne organische Tiefenwirkung, ein theoretisierendes Kammerspiel, das niemanden von der unpolitisch gewordenen Masse mehr hinter dem Ofen hervorgelockt hat und worüber man in Moskau gelacht haben wird... und vorher noch der Osteraufstand in Mitteldeutschland, in Gang gebracht von einem schwer zu durchschauenden politischen Zynismus, bestimmt, das Zutrauen und den existenziellen Gleichschritt durch den nackten Befehl von oben zu ersetzen; um mich nicht mißzuverstehen, nicht den Befehl zum Kampf, sondern den Befehl zum Vertrauen.
Ich hatte vor meinem Weggang aus Moskau mit so prominenten Regierungsleuten wie Rykow, Molotow und Kamenew über den Feldzug gegen Polen gesprochen und dessen Auswirkungsmöglichkeiten auf Deutschland. Damals, so war mein Eindruck, rechnete man sehr stark mit der deutschen Karte; allerdings war die Komintern-Prominenz wie Sinowjew und Radek schon weit skeptischer.
In diesen Wochen wurde der russische Gegenstoß vorbereitet. Die Armee Budjonnys würde von Süden her über den Don vorstoßen, in weitem Bogen über Oberschlesien dann von den deutschen Randgebieten gegen Polen operieren – der gleiche Aufmarschplan, der im zweiten Weltkrieg mit dem Stoß nach

Berlin dann den Erfolg gebracht hat –, dazu war notwendig, daß die Einbeziehung Oberschlesiens in die militärischen Operationen in Deutschland hätte politisch vorbereitet werden müssen. Ebenso wie die damit verbundene Schwenkung der Armee Tuchatschewski, die aus dem Raum von Minsk vorgehend, statt der direkten Stoßrichtung nach Warschau weitausholend über die westpreußischen Randgebiete dort deutsche Arbeiter-Bataillone aufnehmen würde. Strategisch gesehen, war die Rote Armee zu dieser Zeit einem modernen Materialkrieg, der vor den Toren Warschaus hätte ausgefochten werden müssen, nicht gewachsen: es fehlte an jeder Einzelheit von Ausrüstung, am Nachschub, an der Organisation der Verpflegung, es fehlte an Munition und vor allem an schweren Geschützen. Der Sinn des damaligen russischen Aufmarschplanes war auf eine psychologische Wirkung berechnet, der wesentliche Faktor war die Einbeziehung eines revolutionären Deutschlands, entweder in der Form eines direkten Abkommens, wie das zwanzig Jahre später derselbe Molotow mit Hitler vorexerziert hat, oder als taktische Drohung.

Was dann im einzelnen in Moskau geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Sollen sich die Historiker damit befassen, soweit sie nicht bisher überhaupt vorgezogen haben, darüber zu schweigen; wahrscheinlich mit gutem Grund. Mit allgemeinen Mutmaßungen kommt man hier nicht aus. Tatsache ist, daß Budjonny statt in Oberschlesien zu erscheinen, vorher nach Warschau abgeschwenkt ist; daß Tuchatschewski alle Kräfte auf den Einschließungsring um Warschau konzentrieren mußte; daß dieser Ring sehr bald mit französischer Hilfe durch die Armee Pilsudskis durchbrochen wurde; daß die beiden russischen Armeegruppen entscheidend geschlagen wurden, ohne daß es sich zum gewissen Einsatz psychologischer Faktoren hätte auswirken können, auch nicht in Polen selbst. Die russischen Armeen sind geradezu vom Boden weggefegt worden... die Soldaten barfuß und seit Tagen ohne Verpflegung, kaum noch einsatzfähige Waffen, keine Munition, keine Stabsführung – als wären Kinder mit Spielstöcken gegen eine Festung angerannt:

Woher dieser totale Zusammenbruch? – in dem übrigens noch, um die Groteske zu vervollständigen, eine deutsche Propaganda-Kompanie von proletarischen Schriftstellern, in Moskau

aus dort gerade anwesenden Touristen zusammengestellt, mit Max Barthel an der Spitze, eine komisch-tragische Rolle gespielt hat; als Soldaten verkleidete Vorläufer der späteren Schriftsteller-Kommissare im spanischen Bürgerkrieg.
In dieser Weise angelegt und umdirigiert, war dieses Ende des russischen Feldzuges gegen Polen mit mathematischer Gewißheit vorauszusehen. Wären die deutschen Bataillone bereit gestanden? Sie standen nicht bereit, aber sie wären zur Stelle gewesen, wenn man sie gerufen hätte. Weil man sie damals noch zur Bereitschaft *befohlen* hätte. Sie wären gekommen, die deutschen Arbeiter, wie sie früher dem Aufruf des Kaisers Wilhelm gefolgt sind, und wie sie später von Hitler auf die Beine gebracht werden konnten.
Es widerstrebt mir, die Tätigkeit, die ich in diesen dem endgültigen Zusammenbruch vorausgehenden Wochen ausgeübt habe, besonders herauszustellen, nachdem wir über die veränderten ursprünglichen Pläne völlig im Unklaren blieben; der letzte Kurier aus einem der Stabsquartiere Tuchatschewskis mit Anweisungen für den Druck von Flugblättern beim ersten Auftauchen russischer Vortrupps auf deutschem Boden erreichte uns an dem Tage, als die Armee bereits den Marsch nach den deutschen Grenzen eingestellt hatte und abgeschwenkt war. Kaum einer der Berichte aus jener Zeit erwähnt darüber etwas, wahrscheinlich weil sie es als zu episodenhaft und nicht für erwähnenswert halten; ich bin darüber anderer Meinung.
Aber ich muß allein schon davon sprechen im Gedanken an so viele Genossen, aus allen Lagern, den oppositionellen wie den Zentrale-Hörigen, die sich zu Gruppen zusammengeschlossen hatten. Ich selbst gehörte einer solchen Gruppe an, wenigstens einen Funken von Revolte am Glühen zu halten. Von den Parteien nicht gerade ermuntert, aber geduldet. Polizei und sonstige Regierungsorgane haben darüber hinweggesehen, was vielleicht am besten die allgemeine Lage charakterisiert.
Wir gingen in Versammlungen, wo immer wir welche angesetzt fanden, meist schon in vollem Gange – gleich welcher Parteizugehörigkeit, politische oder rein gesellschaftlicher Vereinscharakter, aller Branchen und Berufe. Wir haben die Versammlung unterbrochen, einer von der Gruppe ist aufs Podium gegangen und hat für ein paar Minuten eine Ansprache gehalten über die politische Entwicklung, die russische Armee im An-

marsch, die Demütigung durch die französischen Transporte, die Untätigkeit der Regierung und der Parteien, die Entscheidung steht bevor... haltet euch bereit!
In keinem einzigen Falle hat sich irgendein Widerspruch erhoben. Leider konnten wir auch nicht viel mehr tun, als die Leute auffordern, die Augen nicht zu schließen und innerhalb ihres Kreises, ihrer Partei und unter den Kollegen auf eine aktive Stellungnahme zu drängen.
Die Versammlungsteilnehmer haben sich das angehört, sicherlich etwas bedrückt... wir werden auch das noch hinter uns bringen müssen... keine Begeisterung, nur vereinzelte Zustimmung, aber allgemeine Duldung, auch der Unterbrechung der Veranstaltung. Wir haben allein in Berlin mit meiner Gruppe täglich an die zwanzig Versammlungen besucht.
Später haben wir die Besuche auf Tanzabende und Kinovorstellungen ausgedehnt. Wir unterbrachen mit solchen Ansprachen die Kinovorführungen – nicht selten, daß wir die Inhaber oder die Vorführer erst unter Druck setzen mußten. Die Leute im Theater hörten ruhig zu. Keine Proteste, keine Gegenreden – ich würde es den Leuten auch nicht geraten haben, ich hätte Handgranaten ins Publikum geschmissen. Es ging ein solcher Zwang von unserem Auftreten aus, die Leute blieben wie gelähmt und scheint's reaktionsunfähig sitzen.
Alles in allem genommen: weder in Berlin noch in den umliegenden Provinzstädten, wo ähnliche Gruppen im Gang waren und von denen ich Berichte bekam – haben wir etwas erreicht. Wir haben nur den Boden bereitet, den Funken der Revolte, die Notwendigkeit, sich zu rühren, den Zwang, zu einer Initiative zu kommen, der Entscheidung nicht auszuweichen... wir hätten mehr erreicht, wenn die Bewegung zu einer Aktion aufgerufen worden wäre; von sich aus konnten das die vereinzelten Gruppen nicht.
Unsere Tätigkeit brach zusammen, als Teile der Armee Tuchatschewskis nach Ostpreußen einströmten, nicht als Befreier, sondern als Flüchtlinge.
Es war ein Sonntagnachmittag in einem Gartenlokal in einem der südlichen Vororte Berlins; das jährliche Stiftungsfest eines dort ansässigen Siedlervereins. Auch ein Arbeiter-Gesangverein war zur Verschönerung des Festes erschienen. Wir hatten von dieser Festlichkeit Mitteilung durch einen Vertrauensmann

erhalten, wie wir überhaupt für diese Kampagne sehr oft auf die Hinweise von Genossen angewiesen waren, die manchmal unter der Hand bereits eine gewisse Vorarbeit geleistet hatten, beim Vorstand oder sympathisierenden Einzelmitgliedern. Ich war zu dieser Veranstaltung allein hingefahren.
Vom Podium hatte der Gesangverein gerade eines der vierstimmigen deutschen Lieder von Wanderlust und Waldesrauschen beendet und schickte sich an, eine Zulage folgen zu lassen, als ich unterbrach und mit meiner Ansprache begann über die Zeit und die Aufgaben und das Verständnis für die Mithilfe von allen.
Und das Podium spielte sozusagen die bunte Kinderschar. In einigem Abstand saßen auf Bänken um provisorisch zusammengestellte Tische der Festtafel die Frauen vor gewaltigen Kaffeekannen und Bergen von Kuchen. Weiter hinten standen in vereinzelten Gruppen die jüngeren Leute, Arbeiter und Mädchen – etwas verhalten und mit Neugierde zu mir herüberschauend. Und auf der einen Seite des Platzes war ein langes Buffet aufgebaut, dahinter stand einer vom Vorstand... der hatte gerade ein Faß angesteckt und schenkte Bier aus. Dort standen die Männer, sie hielten den Kopf gesenkt, sie hörten zu, aber sie sahen nicht zu mir hin. War es nicht ein wenig wie in der Kirche?
Ich hatte ernstliche Mühe, meine Phrasen zu beenden. Es war so, als ob ich es wäre, der sich zu schämen hätte. Ich wollte gewiß das Fest nicht stören. Die Leute meinten es ihrerseits sogar gut mit mir, sie hörten mir zu. Es sind sogar einige mit mir einverstanden gewesen, ich konnte sehen, wie sie hier und da mit dem Kopf nickten.
Es waren auch einige Musiker auf dem Podium. Als ich beendet hatte, versuchten sie von sich aus – ich hatte sie nicht einmal dazu aufgefordert –, die Internationale zu spielen. Es sind keine sehr geübten Musiker gewesen; immerhin ein schüchterner Versuch, der direkt ins Herz ging. Ich hatte jetzt alle aufgefordert mitzusingen. Niemand hat gesungen. Die Töne starben dahin, in den Wind geweht.
Ein außerordentlich niederdrückendes Gefühl. Ich hätte an einem der Tische mich hinsetzen müssen und mit Kaffee trinken. Ich hätte mich zu den Männern um das Bierfaß gesellen sollen... was hätte ich schon diesen Menschen sagen können?

Ich konnte nicht. Ich hätte mich unsichtbar machen wollen und verschwinden ... das ist mir davon in Erinnerung geblieben.

Ich kam in diesen Monaten körperlich sehr herunter. Ich ließ mich auch im Äußeren sehr gehen, im ganzen Auftreten und in der Kleidung – oft haben mich erst die Genossen aufmerksam machen müssen, ich hätte einen Kragen umzubinden: „Wir sind schließlich keine Lumpenproletarier –"
In den Ausgang dieser Zeit, als jede Aktivität zusammengebrochen war, nichts mehr geschah und die Zeit wieder zurückzulaufen schien, fiel schließlich noch eine Versammlung, die mir besonders im Gedächtnis geblieben ist. Ich bin zudem noch viele Jahre später gelegentlich daran erinnert worden von Leuten, die dem Vorfall beigewohnt haben, mit Entsetzen und Abscheu und noch nachträglich mit einer vernichtenden Kritik meines Verhaltens.
Es war eine Versammlung der Berliner Betriebsobleute, die sich mit den verschiedenen Programmpunkten der Parteien, die revolutionäre Bewegung in Gang zu halten, auseinandersetzen wollten. Ich – ursprünglich als einer der Programmredner vorgesehen – hatte einen anderen vorgeschickt, mich aber später außer der Reihe zur Diskussion gemeldet und darauf bestanden, sofort gehört zu werden.
Ich war in einer schrecklichen Verfassung, und ich war stark angetrunken. Freunde hatten versucht, mich zurückzuhalten, aber wie das in solchen Fällen meist der Fall ist, führt das zu nichts – im Gegenteil: Ich war dadurch erst so richtig in Schwung gekommen. Ich war nicht so betrunken, daß ich nicht hätte zusammenhängend sprechen können. Ich hatte auch ein bestimmtes Konzept, aber ich hielt mich nicht sehr lange daran. Ich erzählte den Arbeitern, was alles ich mir von ihnen vorgestellt hatte und als was ich sie schließlich gefunden hatte. Ich nannte sie ein über das andre Mal ... und schrie es ihnen entgegen: Feiglinge ... Schleimscheißer ... winselnde Hunde, die sich ducken, wenn das Herrchen den Stock hebt.
Nachdem mich, als ich zuerst so auf dem Podium stand und gestikulierte, beträchtlicher Lärm empfangen hatte, Zurufe wie: wer hat *dich* denn gerufen ... was willst *du* denn hier ... hast du dich verlaufen? ... Muttersöhnchen ... geh nach

Hause zu Muttern ... war es jetzt plötzlich ganz still geworden, totenstill.
Ich bin noch vom Podium heruntergestiegen und dann von ein paar Freunden nach einem Seitenausgang bugsiert worden.
Ich weiß heute was es ist, daß dieser Vorfall sich so stark im Gedächtnis gehalten hat: ich hatte da oben das Gefühl, ich hatte das dringende Bedürfnis, vom Podium herab da unten den Leuten einfach in die Fresse zu kotzen.
Vielleicht hätte man schon damals besser daran getan, mich totzuschlagen.

Kurz darauf wurde ich – ich möchte hier sagen: endlich –, kurz darauf wurde ich endlich verhaftet. Schließlich hatte ich auch alle Vorsicht außer acht gelassen – ein Steckbrief gegen mich wegen Schiffsraub auf hoher See war schon seit Monaten im Umlauf. Ob jemand und wer mich denunziert haben könnte, ist völlig uninteressant. Das Treiben um das Landhaus in Grünheide hätte selbst dem stupidesten Dorfgendarmen auffallen müssen.
Als es soweit war, bin ich zufällig fast allein im Hause gewesen. Es war an einem strahlenden Sonntagmorgen. Der See schillerte grün, und die Kiefern wiegten sich im Winde.
Das Haus ist umzingelt worden, die ganze Ortschaft in den Zugängen abgeriegelt. Acht Mann, schwer bewaffnet, sind dann ins Haus gestürmt, vermutlich auf einen Kampf auf Leben und Tod gefaßt. Daraus wurde nichts. Ich hatte nicht die geringste Absicht, Widerstand zu leisten. Es muß für die ganze Operation eine so große Erleichterung gewesen sein, daß niemand auch nur auf den Gedanken gekommen ist, sich im Haus näher umzusehen; besonders im Garten hätte es sich verlohnt. Schwergefesselt wurde ich durch den Ort transportiert und auf die Bahn gesetzt, vier Mann um mich herum, die sich abwechselten, wenn sie im Gang eine Zigarette rauchen wollten. Die Reise ging über Berlin, wo für den Umtransport eine weitere Bewachungsmannschaft zur Absperrung bereit stand, nach Cuxhaven: Auf Wiedersehen!
Über die folgenden Monate in den Untersuchungsgefängnissen ist nicht viel zu berichten. Cuxhaven, Hamburg und später das Zuchthaus Fuhlsbüttel, wohin die Justizbehörde aus Sicherungsgründen mich hatte überführen lassen – ein Termin

für den Strafprozeß war infolge der Schwierigkeit, die erforderlichen Zeugen herbeizuschaffen, noch nicht abzusehen. Vor dem Hamburger Untersuchungsgefängnis fanden fast allabendlich Demonstrationen statt, die meine Freilassung forderten.

Ich schrieb in diesen Monaten die erste Serie von Büchern, die im Malik-Verlag später erschienen sind; durchweg als Fortsetzungsromane für das Feuilleton in der kommunistischen Tagespresse bestimmt. In allen drei Gewahrsamen waren Wärter, die entweder Parteimitglieder waren oder sympathisierten. Ich stand ständig mit der Außenwelt in Kontakt, besonders mit der Hamburger Volkszeitung, zu jener Zeit von Wilhelm Herzog geleitet. Ich hatte nicht nur die täglichen Roman-Fortsetzungen zu liefern, sondern schrieb auch aktuelle Berichte, sogar eine Art Gefängnis-Bulletin, Vorgänge aus den Haftanstalten, skizzierte die Neu-Eingelieferten, meist nicht eben erfreuliche Persönlichkeiten ... in Cuxhaven saß ich zum Beispiel mit einem ehemaligen aktiven Hauptmann zusammen in der Zelle, der als Hochstapler auf Helgoland verhaftet worden war. Bei Ende des Krieges hatte der Hauptmann seine Batterie mit Roß und Wagen an ein belgisches Handelskonsortium verkauft und war ständig in Sorge, daß dieses Geschäft noch nachträglich aufkommen würde. Der Mann litt an Zahnschmerzen und starb an einer Kiefervereiterung, die nicht rechtzeitig behandelt wurde.

Die Hamburger Volkszeitung hatte sich dieses Falles angenommen. Ich wurde von dem Gefängnispersonal nicht nur mit Respekt, sondern geradezu gefürchtet behandelt. Die Wärter selbst wurden meine eifrigsten Korrespondenten. Ein ernstlicher Versuch, meine Tätigkeit für die Volkszeitung zu unterbinden, ist von der Justizbehörde, soweit ich weiß, nie unternommen worden.

Dagegen scheint diese Behörde nur allzu froh gewesen zu sein, mich überhaupt los zu werden. Es wurde der Ausweg gefunden, mich gegen eine hohe Kaution vorläufig auf freien Fuß zu setzen. Den Ausweg hatte ein neuer Verteidiger ersonnen, der sich mir angeboten hatte und der zunächst von dem mir durch die Partei gestellten Anwalt nicht akzeptiert worden war – der Mann war bisher als Staatsanwalt bei der Hamburger Justizbehörde beschäftigt, hatte nach Ausscheiden aus

dem Dienst eine Anwaltspraxis übernommen, galt bisher als rechtsorientiert, schien aber die Anwaltspraxis auf links umstellen zu wollen – mit Hilfe seiner früheren Verbindungen glaubte er, mit dem Kautionsangebot durchkommen zu können; im übrigen versprach er sich viel von der öffentlichen Verhandlung. Da ich später sowieso zu dem Prozeß nicht erschienen bin, auch nie die Absicht gehabt habe zu erscheinen, müssen alle seine Kombinationen ins Wasser gefallen sein. Die Kaution hat dem Anwalt über einen Mittelsmann die Moskauer Internationale zur Einzahlung zur Verfügung gestellt; wahrscheinlich ist sie später verfallen.

Mir waren zwar die Verhandlungen über eine etwaige Freilassung bekannt, nur glaubte ich nicht recht an den Erfolg. Nach meinem Gefühl macht man zu viel Aufhebens von meinem Fall in der Öffentlichkeit, selbst im Reichstag war von dem damaligen Fraktionsführer Dr. Paul Levi eine Interpellation eingebracht worden. Meine Person war sicherlich wenig geeignet, darauf eine politische Aktivität zu basieren. Schließlich hatte ich bestehende Gesetze dieser Gesellschaft mißachtet und für mich außer Kraft zu setzen versucht. Von der Gesellschaft dann eingeholt, hatte ich einfach die Folgen zu tragen; das ist eben so. Das wird für jeden gelten, solange die bestehende Gesellschaftsordnung sich als stärker erweist, zwar nicht besser, aber wirksamer in ihren Folgen. Es hatte an mir gelegen, diese Gesellschaft vorher zu zerstören oder wenigstens lahm zu legen – dies mag zum Teil auch in meinem Rechtsfall geschehen sein. Dabei ist mir von vielen Seiten geholfen worden; ich muß dies mit Dank anerkennen. Aber ich bin trotzdem nicht ausschließlich glücklich darüber gewesen.

Eines schönen Tages wurde ich plötzlich entlassen und befand mich in Hamburg. Gerade zur rechten Zeit – die organisatorische Vorbereitung für den Osteraufstand im Mansfeldschen war bereits im Gange. Ich war noch kaum eine Woche auf freiem Fuß, dann war ich in dieser Entwicklung bereits wieder mitten drin.

Der Osteraufstand im Mansfeldschen

Ich habe in den Monaten der Haft nicht nur die leere Zeit ausgefüllt mit Bücherschreiben für den Malik-Verlag. Ich hatte auch, und zwar mit jedem Tag dringender und quälender, die Frage zu beantworten: Was ist es, das den einzelnen mit einer Überzeugung erfüllt, mit dem Rausch auf einer gewaltigen Welle dahinzutreiben, und dem Fanatismus, auch noch selbst diese Welle zu entfesseln?

Ich weiß nur, daß es das nicht ist, womit sich die meisten schnell abgefunden haben: etwas, das man aus Büchern lernen, aus Zusprachen aufsaugen kann, entdecken und erfinden und das eines Tages einfach aufleuchtet und die bisherige Dunkelheit in strahlendes Licht setzt; und auch nicht das, was man vielleicht falsch verstanden und mißdeutet hat, wobei man sich gestatten kann umzulernen und zu bereuen – wo diese Überzeugung ist, da gibt es keinen Irrtum.

Ich habe diese Frage nicht beantworten können. Aber es ist mir bereits bewußt geworden, daß ihre Nichtbeantwortung automatisch eine Distanz aufkommen läßt. Es wird für mich schwerer werden, Schritt zu halten, schon im Tempo bereits distanziert. Was immer auch draußen geschehen sein mag und geschehen wird, ich habe mir über den Grad und die Intensität meines Anteils klar zu sein: was will ich im Grunde? ... was bindet mich, wo ich nur mitgeschwemmt werde ... was ist es, was ich mit dem Einsatz meiner Existenz verteidige und warum und wofür? ... Ich weiß, ich hinterlasse keine Lücke, es wird weitergehen, als wäre ich nie gewesen ... mit dabei gewesen –.

Damit muß sich jeder beschäftigen, der auf der Pritsche liegt, in der Zelle, wenn das Licht gelöscht wird, bis der andere Tag durch das Gitterfenster oben an der Wand dämmert.

Es ist schwer, heute nach mehr als dreißig Jahren das noch zu präzisieren. Es ist alles andere als persönlicher Ehrgeiz. Es ist auch gleich, ob ich recht habe, überhaupt einen Nächsten überzeugen kann und vielleicht als ein mehr störender Narr angesehen werde, der Mitläufer ... zumal an der Gewißheit der Zugehörigkeit sich nichts geändert hat, nichts.

Es mag zutreffen, daß alle die Leute ringsum lernen und zulernen und vergessen, die Überzeugung und den Glauben und

was immer das ist, ändern, das sind die Leute im Amt, die Bestallten und Bestellten, Leute die Recht sprechen und die Anordnungen geben, die Politiker, die Priester und die Zeitungsleser. Das gibt es, aber sie sind nicht wirklich, sie sind Schemen in der Schattenwelt unseres Erlebens. Man stolpert allenthalben über diese Figuren, sie versperren die Tür, ihr Gewicht drückt einen zu Boden, schon allein ihr Anblick, die Bewegungen, die Masken dieser vorgetäuschten Sicherheit – sie saugen sich an und fressen sich ein und lassen den zum Opfer Gefallenen ersticken; wahrscheinlich muß es so sein.

Denn die Leute insgesamt sind nicht schlechter als jeder einzelne. Es handelt sich auch nicht nur um die Träger der Gesellschaft, die schon in festen Positionen sind, mit Geld, mit Einfluß, mit Befehlsgewalt. Solche Leute abzuschätzen kann man sich einfacher machen, man stellt sie auf die Gegenseite. Aber diejenigen, die in einer dieser Erlebenskategorien zurückgeblieben sind oder sich so fühlen, die nach oben kommen wollen und dieses Ziel erweitern für eine ganze Gruppe und für alle, wie das so gesagt wird, die Weltverbesserer, die Prediger und Propheten, ob sie stottern, in Zungen reden – die Überzeugten, die in Überzeugung Getriebenen, glauben sie daran?

So lautet zugespitzt die Frage. Sind solche Leute, die einer Idee zulaufen, eine Bewegung entfesseln und neue Gesetze aufstellen wollen, Lügner, Betrüger, Phantasten, Rauschsüchtige oder Schweine und Feiglinge, wenn sie die Überzeugung wechseln – offen gestanden, ich kann das nicht annehmen. Aber es ist schwer in einer Gesellschaft zu leben, die in der Mehrzahl aus solchen Figuren besteht, mehr noch, die Gesellschaft setzt sich ausschließlich daraus zusammen, aus Leuten, die etwas zu vergessen haben, die bereuen müssen und die sich irgendwie vor etwas retten und gerettet werden sollen; das ist schwer zu ertragen, es stinkt.

Es könnte auch anders sein, aber es ist nicht so. Wie jeder weiß, ich habe es damals jedenfalls so empfunden, es geht in der Gesellschaft durchaus gesittet zu, und jeder ist des anderen Freund und Beistand und Henker – im Streben nach Verbesserung, nach Erkenntnis, nach Macht und Beherrschung.

Man braucht die Menschen ringsum nur anzusehen – ich bin dazu gezwungen worden, nachdem ich allein gelassen worden bin auf weiter Flur –, sie alle sind, nachdem sie sich selbst ver-

raten und aufgegeben haben, mit irgend etwas beschäftigt, was sich auswirken wird im Großen wie im Kleinen, weltweit in Schlachten, Abenteuern und Erfindungen und schließlich auch mit einem Augenaufschlag und Händedruck, alle Kameraden, alle im Gleichschritt und alle dicht am Ersticken und in einer tödlichen Angst.

Ich erzähle das Nachfolgende, weil es eine Bestätigung geben soll für das Obengesagte, obwohl es in keiner Weise bedeutsam ist.
Im Hinterzimmer einer Kneipe in der Umgebung des Schlesischen Bahnhofs in Berlin hatte ich den Auftrag erhalten, nach dem Mansfeldschen zu fahren, dort Versammlungen abzuhalten und die Arbeiter der Kupfergruben zum Streik aufzufordern, genauer gesagt, in Streik zu bringen. Anwesend waren die sogenannten Spitzenfunktionäre der Kommunistischen Partei (KP), der Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) sowie der Splittergruppe der Kommunistischen Arbeiterpartei (KAPD), für die ich mit zwei anderen hingebeten worden war. Die KAPD wurde von den hier vertretenen Parteien und der Sozialdemokratischen Partei (SPD) nicht mehr sehr ernst genommen. In Fällen einer um sich greifenden politischen Flaute aber, wie damals um die Osterzeit 1921, wurde sie von den noch eine Aggressivität vortäuschenden Arbeiterparteien gern benutzt und vorgeschoben.
Ich fuhr also mit dem Auftrag der drei Organisationen, einen Streik im Mansfeldschen zu entfesseln, zu einem Generalstreik auszuweiten, der über ganz Deutschland dann hätte ausgedehnt werden sollen – Signal für einen Generalangriff auf die Regierung, das war die Parole. Ich hatte die verschiedenen Verbindungen bekommen, eine Liste von Vertrauensleuten, die ich aufzusuchen hätte in Halle, Hettstedt und Kloster-Mansfeld. Spezialisten sollten zu mir stoßen, die die weitere Aktion übernehmen würden. Mein Auftrag war, unmittelbar nach dem Anlaufen der Aktion nach Berlin zurückzukehren.
Die Leute, mit denen ich in diesem Hinterzimmer zu tun hatte, waren mit wenigen Ausnahmen Arbeiter aus Berliner Betrieben, in die Aktionsausschüsse der Parteien delegierte Biedermänner, wie sie in den Spar- und Sportvereinen zu finden sind. Es mögen auch einige Berufspolitiker darunter gewesen sein,

oder wenigstens solche, von denen man annehmen konnte, daß sie es werden wollten, dann einige ältere Parteifunktionäre, schon aus der Zeit vor dem Kriege, Typ: Kassenbeamter. Ich glaube kaum, daß auch nur einer sich eine Vorstellung davon gemacht hat, wie die Sache weitergehen würde, was dann zu geschehen haben würde, was den Berliner Arbeitern zu sagen, die bereits für die Woche nach Ostern zu Massenversammlungen aufgerufen waren, etwas Konstruktives über die bereits abgedroschenen Schlagworte hinaus. Für mich schien die Sache verhältnismäßig einfach: ich hatte nur zu sagen, streikt, streikt! – dann streiken alle in ganz Deutschland, und Schluß. Überredungskünste waren dazu nicht vonnöten, Machtmittel standen mir sowieso nicht zur Verfügung. Wird der Streik irgendeine Stelle in Deutschland erschüttern? Mit welcher Gegenwehr werden wir zu rechnen haben? – Jemand sollte sich darüber Gedanken gemacht haben, wenn schon nicht in Deutschland, so vielleicht draußen – in Moskau wahrscheinlich. Aber wir wußten es nicht, und niemand hat danach gefragt.

Es ist natürlich leicht, heute nachträglich die Atmosphäre zu analysieren. Wichtiger wäre es, für den damaligen Augenblick eine Antwort auf die Frage zu erhalten und herauszufinden, ob eine Erklärung überhaupt versucht worden ist – ich bezweifle es. Die Leute vom Aktionsausschuß saßen herum mit ernsten, gewichtigen Mienen, boten sich gegenseitig Zigaretten an und bezahlten ihr Bier, befriedigt, als hätten sie soeben beschlossen, die Mitgliederbeiträge zu erhöhen.

Zu meiner Unterstützung – sollte ich bald erfahren – waren als Drahtzieher hinter meinen zunächst noch harmlos genug scheinenden Bemühungen drei Leute eingesetzt: Béla Kun, der anscheinend eigens aus Moskau gekommen war, um den Versuch einer neuen Revolution in Deutschland zu starten, Max Hölz und Karl Plättner. Die beiden Letzteren hatten jeder einen Trupp trainierter Gefolgsleute hinter sich, auf Terror diszipliniert und straff organisiert, darunter auch Leute mit einer gediegenen Zuchthauserfahrung.

Ich kann mich jetzt kurz fassen, denn über den Osteraufstand im Mansfeldschen ist bereits genug geschrieben worden; ich habe auch nicht die Absicht, mit der Geschichtsschreibung zu konkurrieren. Ich brauche niemanden zu überzeugen. Ich habe

auch nicht die Absicht, mich selbst zu verteidigen. Ich habe noch weniger die Absicht, eine Groteske abrollen zu lassen. Ich setze die Stücke so zusammen, wie sie mir in Erinnerung geblieben sind, oder, um es genau zu sagen, wie sie mir die Erinnerung aufzwingt, der zu folgen ich gezwungen bin, was keinesfalls ein Vergnügen ist.

Sich vorzustellen, daß ein politischer Umsturz bei all den bereits nicht mehr zu übersehenden Zersetzungserscheinungen als Bewegung eingeleitet werden kann von einer Handvoll Leute, die im Hinterzimmer einer Kneipe zusammenkommen und darüber reden, welche Mittel dafür eingesetzt werden können! – sie wissen, es stehen ihnen keine anderen Machtmittel zur Verfügung als in Form von Arbeitern, die aufhören werden zu arbeiten, die auf die Straße gebracht werden, um – was zu tun? Um auf der Straße zu bleiben, weil die Parteifunktionäre in Vereinszimmern der Kneipe, weil diese Art von politischen Leuten überzeugt ist, weil die Arbeiter in den Betrieben und die Arbeitslosen überzeugt werden, – von was? – daß es notwendig ist, die Regierung zu stürzen, die Gesellschaft umzuformen – wenn erst alle davon überzeugt sind und zur Überzeugung gebracht werden können und so weiter – damit ist schon alles gesagt; sich diese Leute dann vorzustellen, dazu gehört auch heute noch ein gut Teil Phantasie.
Der Mensch ist leicht zu überzeugen, wenn er nicht zu sehr damit beschäftigt wird nachzudenken, von was er überzeugt ist. Es genügt meist aufzuzeigen, daß ringsum Leute sind wie er selbst, die sicherlich nachgedacht haben und in gewissem Sinne besser sind, in höheren Positionen oder mit gelerntem Wissen, die gleicherweise überzeugt sind. Nur die Parteifunktionäre haben davon gehört und reden auch zum Teil davon, daß darüber Bücher geschrieben und Theorien im Umlauf sind, mit denen sie sich gegenseitig bewerfen. Das gehört zur äußeren Form, eine Art Verzierung, die nützlich sein kann oder schädlich, je nachdem die Überzeugung sich ändert oder überhaupt sich auflöst. Ich habe mich hier weder mit der Historie noch mit einer Philosophie auseinanderzusetzen. Ich zeige nur auf die bereits zwischengeschobene Distanz.
Ich bin immer leicht zu überzeugen gewesen, weil ich schon von Natur aus an allem zweifle. Aber wenn eine Überzeugung

als Samenkorn auf einen vorbereiteten Boden fällt, dann halte ich an ihr fest, auch wider besseres Wissen und gegen alle Zweifel – wahrscheinlich ist das ein gefährlicher Mangel, es ist ein nicht unwesentlicher Teil meiner Erlebnisform. Ich habe erleben müssen, wie Leute, mit denen ich zu tun hatte, die Überzeugung wechselten, oft nur entsprechend den theoretischen Abweichungen in der Auslegung der Schlagworte, manchmal mehr grundsätzlicher Natur. Sie ließen die Überzeugung im Stich, und wo sie nicht bereit waren, für eine gegenteilige Überzeugung neu zu kämpfen, liefen sie einfach davon – in eine zweckmäßige Illusion, schwer angeschlagen, abschreckend in einer Form von Verwesung, aber manchmal trotzdem noch leidlich aufgeputzt. Sie leben weiter, sie kriechen herum; für mich scheint dies die große Mehrzahl ringsum. Es mag einfach sein zu sagen: ich habe mich geirrt, ich habe Fehler gemacht und ähnliches mehr, ich bereue. Ich bereue am Morgen, unter Tage und am Abend und so fort. Wahrscheinlich hält dies die Gesellschaft zusammen, macht überhaupt erst Geschichte möglich: die Rechtfertigung des Irrtums.

Ich trete dagegen auf, das heißt, ich würde dagegen auftreten, wenn mir noch einmal Gelegenheit geboten würde, überzeugt zu sein. Niemand, der in Bewegung ist, macht Fehler. Nur der Zusammenhang kann auseinanderfallen, die Bindung vom einzelnen zum anderen und von beiden zur Masse. Sie fällt auseinander, obwohl sie in Wirklichkeit zu Beginn schon nicht bestanden hat. Denn, was die Politiker Kameradschaft nennen, der Gleichschritt, das alles gleitet automatisch in die Enttäuschung, solange Überzeugung nicht gehalten werden kann. Enttäuschung ist der üble Nachgeschmack einer solchen Überzeugung, die nicht hält. Die Welt und die Gesellschaft ist davon angefüllt, ich möchte sagen: sie lebt davon; es ist ihr Halt und ihre Illusion. Die Illusion ist eine Überzeugung auf Krücken. Ich lasse heute wie damals keine Entschuldigung zu für diejenigen, die ihre Überzeugung ändern.

Was ich nicht weiß, ist – was geht in diesen Menschen vor? Sie scheinen so normal, so gleich und gleich, so nahe und verwandt und oft so liebenswert; das eigene Erleben war angefüllt mit diesen Figuren und ist es zu einem guten Teil noch heute. Was das große Mißverständnis ausmacht, ist – zu sehen und zu verstehen, daß sie bewegen und bewegt werden – auch

wenn sie drauf aus sind, mich verrecken zu lassen. Ich bestreite ihnen nicht das Recht, noch weniger die Möglichkeit, sie sind dieselben Menschen wie wir alle. Die Ausnahme ist jeweils nur derjenige, der zur Strecke gebracht wird.

Da ist diese Aktion, die ich angefangen habe, in die Erinnerung zu bringen, im Gange, aber sie ist so unwichtig und eigentlich auch unwirklich, daß es beinahe beschämend ist, davon zu sprechen. Das gleiche wiederholt sich hier und in anderen Ländern, unabhängig von der Zeit und den neueren Erfindungen, dieselben Leute, der Struktur und dem Wesen nach, mit denselben Überzeugungen, demselben Verzicht, und, wenn man so will, demselben Verrat. Die Welt, heißt es, geht weiter.
Lassen Sie mich diese Aufzeichnungen jetzt zu Ende bringen:
In Halle war Béla Kun bereits an der Arbeit. Ich konnte nicht zu ihm vordringen. Die in das Gewerkschaftshaus einberufene Obmänner-Versammlung war gerade abgesagt worden, als ich auf dem Wege war, meine Verbindungsleute dort aufzusuchen. Gerüchte von einem Komplott waren im Umlauf. Béla Kun hatte Vorbereitungen getroffen, das Gewerkschaftshaus von seinen Leuten in die Luft sprengen zu lassen, die dort versammelten dreihundert Delegierten als Opfer. Um Bewegung in die Massen zu bringen, spontane Demonstrationen: Generalstreik gegen die Provokateure der Reichswehr und der Regierung und so. Der Plan war durchgesickert, vielleicht sogar verraten worden an die SPD und an eine fraktionelle Opposition der USPD. Der Kampf zwischen den Fraktionen war in vollem Gange. In den Zugangsstraßen zum Gewerkschaftshaus standen die Arbeiter in Gruppen und warteten auf Béla Kun, der als Hauptsprecher angesagt war; sie hätten ihn totgeschlagen. Demonstrationen waren angelaufen. Béla Kun hielt sich versteckt in einem Laubengelände am Rande der Stadt. Die Zugänge zu seinem Hauptquartier waren von einer recht ansehnlichen Leibwache abgeriegelt. Und es wurde geschossen. Keiner wußte, von wem gegen wen. In Berlin sollten die Arbeiter während des Kapp-Putsches durch die Rauchfahnen von Lokomotiven aus der Straße verschwinden; in Halle sollten sie durch die Schießereien auf die Straße gelockt werden; beides schlug bekanntlich fehl.

Von Béla Kuns Hauptquartier wurden keine Befehle mehr ausgegeben. Die Lage war völlig unübersichtlich geworden; der Streik würde wahrscheinlich nicht zustande kommen. Das war der Auftakt. Ich fuhr weiter nach Hettstedt.

Dort war schon vorher Max Hölz mit seinen Gefolgsleuten eingetroffen. Hölz hielt nicht viel von Versammlungen. Wir ließen, wie vorgesehen, eine am Vormittag abrollen. Hölz erschien dort auf dem Podium, als die Diskussion bereits im Gange war. Es sprach gerade ein junger Mann, der angezogen war wie ein Forstadjunkt, irgendein Angestellter von einem Gut aus der Nachbarschaft, zur Ruhe mahnend. Hölz trat ihm in den Hintern und schmiß den Mann vom Podium, großes Gelächter; die Versammlung war aus, es wurde nicht abgestimmt.

Im Garten des Wirtshauses war ein Tisch aufgestellt. Ich registrierte dort die Leute, die sich bereit erklärten, sich in eine Kampfgruppe einteilen zu lassen. Es kam eine kriegsstarke Kompagnie zusammen. Ich teilte die Gewehre aus, die bisher im Rathaus gelagert waren. Das Rathaus war schon bisher ein Stützpunkt der KPD gewesen. Zur Verteilung kamen außerdem noch Munition und Kisten von Dynamit, organisiert aus dem Materialdepot der umliegenden Kaligesellschaften. Ehe die Kompagnie noch von den vorher bestimmten Leuten übernommen werden konnte, hörten wir, vom unteren Stadtzentrum her, die Straße nach dem auf einer Anhöhe gelegenen Wirtshaus entlang Gewehrfeuer. Die Reichswehr war mittlerweile in Hettstedt eingerückt. Meine Leute stürmten auseinander, mitten in einen Wirbelsturm geraten, allenthalben lagen Gewehre herum. Und ich saß schließlich allein am Tisch mit den Listen.

Inzwischen hatte sich die Hölz-Gruppe in der Stadt betätigt. Hölz hatte am Marktplatz eine Fahrradhandlung besetzt, den Inhaber auf die Straße gejagt; seine Leute rüsteten sich mit Fahrrädern aus. Als Warnung hatte er gleichzeitig die daneben befindliche Städtische Sparkasse gesprengt. Die Fassade war niedergebrochen, der Dachstuhl eingestürzt. Nachrichten von der anrückenden Reichswehr ließen keine Zeit mehr, die Depots zu zerstören und sich nach barem Gelde umzusehen. Max Hölz war abgerückt über die den Stadtkern umgebenden Höhenrücken hinweg und in die Weite verschwunden. Für mich wurde es jetzt auch Zeit, dem immer näher rückenden Gewehr-

feuer auszuweichen. Der Weg nach oben über die Höhen war bereits verriegelt.
Ich landete im Seiteneingang eines Hauses, nach der Hofseite zu. Ich wurde in den Hof gezerrt, draußen die Straße entlang an beiden Häuserfronten rückte die Reichswehr vor, schießend. Auf dem Hof stand ein großer Misthaufen. Im hinteren Eingang zum Haus die Bewohner heftig gestikulierend, eine Frau laut weinend. Frauen zogen mich in den Hausflur. Im Obergeschoß, wurde mir gesagt, liegt der alte Vater tot, erschossen. Er hatte sich zum Fenster herausgelehnt und sehen wollen, was es mit der Schießerei auf sich hatte.
Mir wurde bedeutet, ich könnte hier nicht bleiben, jedes Haus wurde einzeln von der Reichswehr durchsucht. Sie brachten mich in den Misthaufen, hatten dort in Kopfhöhe ein Loch freigeschaufelt. Hineingehoben blieb ich dort sitzen, sorgfältig wieder zugeschaufelt. Es kam die Durchsuchung. Ich hörte die lauten Stimmen, Klagen und Flüche, und es wurde wieder still. Seltsam, ich habe nicht viel von der Stunde, die ich etwa im Misthaufen zugebracht habe, in Erinnerung behalten. Vielleicht überwog die Frage, warum diese Frauen mich nicht preisgaben, schließlich war ich mitschuldig und habe das große Unglück über das Haus gebracht – ich möchte wetten, daß ich verlegen gegrinst haben würde –, wenn die Soldaten mich erwischt hätten. Ich wäre auf der Stelle erschossen worden. Bisher hatte die Aktion auf unserer Seite etwa ein halbes Dutzend Tote gekostet, Hettstedter Arbeiter.
Ich wurde dann verabschiedet, auf Feldwege nach einem Ort gewiesen, wo ich einen direkten Anschluß nach Berlin erreichen würde. Unterwegs gesellte sich zu mir ein Student, den ich schon flüchtig aus der Berliner Zeit kannte. Ich wußte nicht, daß er auch in Hettstedt gewesen war und hatte ihn auch dort bisher nicht gesehen. Wahrscheinlich war er vom Berliner Aktionsausschuß entsandt worden, mich zu kontrollieren. Er wußte zu berichten, daß Hölz nach Kloster-Mansfeld ausgewichen war, dort die Grubenbahn in die Luft gesprengt hätte; die Kupferarbeiter waren so auf die einfachste Weise der Verlegenheit enthoben worden, über die allgemeinpolitischen Forderungen des Streiks abzustimmen.
Es war inzwischen früher Nachmittag geworden. Ostersonntag – ich hörte sozusagen die Glocken in Neiße läuten. Wir

gingen auf den schmalen Wegen durch die Felder. Die Saaten standen im ersten Grün. Strahlende Sonne, kein Luftzug. Frühling. Kein Laut von einem menschlichen Wesen, kein Fahrzeug, Frieden ringsum. Das monoton ansteigende Trillern von Lerchen, die sich ins Blau hinaufziehn. Sie steigen und steigen und lassen sich plötzlich fallen, ein Riß, ein Loch tut sich auf. Alles verstummt. Aber nach einer Weile werden sie sich wieder erheben und steigen und steigen und trillern und wieder fallen – ich hatte das mit dieser Intensität niemals vorher gehört. Ende des ersten Aktes.

Ich fand noch am gleichen Abend in Berlin in einem ähnlichen Hinterzimmer einer Kneipe, diesmal in der Umgebung des Görlitzer Bahnhofs, dieselben Leute versammelt, dieselben Gesichter und diskutierend wie bisher. Ich beantwortete ein paar Fragen und war entlassen; Béla Kun war schon vor mir da gewesen. Am nächsten Tage mußte die Stellung der Parteien entschieden werden, der Aufruf zum Generalstreik, das Aktionsprogramm der kommenden Woche. Die Stimmung in Berlin war flau, mehr als flau, apathisch, uninteressiert und skeptisch. Es war bereits offensichtlich, daß die Berliner Arbeiter nicht zum Streiken zu bringen waren.

Im mitteldeutschen Revier, bis zu den Leuna-Werken, wo die Plättner-Gruppe zu operieren hatte, knisterten Funken des Aufstandes. Die Plättner-Gruppe, die zeitweilig auf über hundert Waffenträger angewachsen war, lieferte der Reichswehr zwischen Halle und Bitterfeld regelrechte Gefechte, erbeutete Maschinengewehre und Minenwerfer. Die kriegsgedienten Reichswehrleute liefen davon wie die Hasen, sobald ernsthaft auf sie geschossen wurde.

Berlin und das übrige Reich blieben unberührt. Zwar würden am Dienstag nach Ostern die Zeitungen wieder erscheinen, trotzdem waren die Erwartungen für den Ausgang der Berliner Massenversammlung, was den Generalstreik betraf, auf Null gesunken. Damit schloß der zweite Akt.

An diesem Abend des zweiten Osterfeiertags suchte mich der Berliner Ortsleiter der KPD, Friesland, auf. Wir kannten uns flüchtig, zu solchen Spitzen hatte ich im allgemeinen keine Verbindung. Dieser Friesland, der am Vortage meinen Bericht mitangehört hatte, beschwor mich, aus der sogenannten militärischen Organisation der KAPD Leute auszusuchen, die mit

terroristischen Aufträgen betraut werden könnten. Ich sagte zu – nicht viele Leute haben in meinem Leben mich so dringend und flehentlich um etwas gebeten. Es sei notwendig, mit einer Terror-Aktion den politischen Rückzug zu decken und solche Argumente mehr, im Falle, daß die Streik-Resolutionen in den Versammlungen am folgenden Tage abgelehnt würden. Wir hätten dann wenigstens vor den Berliner Arbeitern den guten Willen gezeigt, Widerstand zu leisten und so fort.
Wir brachten noch von seiten der KAPD in der gleichen Nacht ein halbes Dutzend dieser Leute zusammen, die bereit waren. Wir bekamen das Material, wir bekamen die Adressen, das Programm der durchzuführenden Aktion: in Oberschöneweide sollte der Eisenbahntrakt in die Luft gesprengt und die Verbindung unterbrochen werden. Auf der Eisenbahnbrücke in Charlottenburg wollte man die Weichenstellanlage an der Abzweigung nach Halensee sprengen, und schließlich die Wohnung des Staatssekretärs im Innenministerium Weißmann, ein bei den kommunistischen Arbeitern besonders verhaßter SPD-Mann, mit Bomben belegen. Das Sprengmaterial war in Ordnung. Je zwei Leute gingen nach Oberschöneweide und Charlottenburg an die bezeichneten Stellen. Ich hatte Vertrauen in die Leute – kriegsgeschult, biedere Familienväter, keine großen Worte, den einen, früherer Pionier-Feldwebel, jetzt Bierfahrer, hatten wir noch nachts aus dem Bette geholt, die anderen aus Kneipen in ihrer Nachbarschaft.
Die Weißmann-Aktion war schwieriger. Wir konnten so schnell keine gebrauchsfertigen geballten Ladungen auftreiben, wir mußten uns mit Eierhandgranaten begnügen. Auch gefielen mir die beiden Leute nicht, die mir als geeignet zugeführt wurden; sie waren laut und großsprecherisch. Es stellte sich bald heraus, daß sie nicht gewillt waren, den Auftrag allein durchzuführen.
So ging ich mit. Wir fuhren mit der Straßenbahn in den Grunewald, wo in einer Seitenstraße, nicht weit vom Bahnhof Grunewald, die Weißmannsche Villa liegen mußte; auf einer Kartenskizze war ein Fluchtweg durch ein benachbartes, zur Zeit leerstehendes Villengrundstück eingezeichnet. Je näher wir unserm Bestimmungsort kamen, um so kleinlauter wurden meine Begleiter. Ich postierte die Leute je nach der Straßenseite der Villa und würde das Zeichen zum Werfen geben, ich selbst

hatte mich in der Straßenkreuzung aufgestellt. Jeder hatte zwei dieser schweren Eier. Auf mein Zeichen, Arm hoch, warf der eine die Handgranate in den Vorgarten, wo sie am nächsten Morgen von der Polizei gefunden wurde, der andere warf die eine in das ihm bezeichnete Fenster. Es gab einen gewaltigen Krach, die Fensterrahmen wurden herausgerissen, Regen von Glassplittern – er lief davon, die zweite Handgranate noch in der Tasche. Beide hielten sich nicht an die Verabredung der Fluchtwege und blieben verschwunden, auch für später. Ich selbst ging durch die Villenstraße zurück nach der Stadt, kein Mensch auf der Straße, keine Polizei, keine Sanitätswagen; es herrschte die tiefe Stille des bereits heraufdämmernden Morgens.

Ich ging in die Wohnung von George Grosz, der mir sein Atelier zur Verfügung gestellt und in der Nacht noch die Wohnung geräumt hatte. Ich hatte verabredet, von diesem Zentrum aus meine Leute zu dirigieren und unterzubringen, falls die Verfolgung eingeleitet war. Ich kochte auf dem Herd den bereits vorbereiteten Kaffee und steckte mir eine gute Zigarre an. Nichts geschah weiter, auch späterhin nicht; Ruhe und Frieden.

Um es kurz zu machen: Die Weißmann-Adresse war falsch. In der Villa wohnte ein Kunstmaler im Oberstock, der durch die Explosion aus dem Bett geschleudert wurde, Sachschaden am falschen Objekt. Der Bierfahrer war in Oberschöneweide von der Straße aus auf den Bahndamm gekommen, hatte die Ladung an der geeigneten Stelle angebracht, die Ladung wurde vorschnell hochgebracht, um einen schon in der Ferne anrollenden Zug nicht zu gefährden. „Unschuldige Menschen, Arbeiter, die zur Morgenschicht fahren im Zuge –" daher nur geringe Geleiseschäden, immerhin einige Betriebsstörung. Die anderen beiden, für die Charlottenburger Brücke bestimmt, konnten die Ladung nicht nach oben bringen, begnügten sich damit, das Zeug unten in der Wellblech-Pißbude anzubringen, die unter der Unterführung stand. Erfolg war, daß die Wellblechbude in die Luft flog, ohne sonst irgendwelchen Schaden anzurichten.

Vor dem Beginn unserer Exkursionen war noch ein Flugblatt verfaßt worden, ein Plakat mit dem Text in großen Lettern: Max Hölz ist da! Aufruf an die Berliner Bevölkerung! Aufruf

zum Generalstreik! Das Plakat wurde noch in der gleichen Nacht gedruckt, an den Plakatsäulen und geeigneten Straßenwänden angeschlagen, über hundert Leute aus allen Bezirken sind seit den frühen Morgenstunden damit unterwegs gewesen.

Wir haben allerdings niemanden weiter gestört. Die Morgenzeitungen hatten die Nachrichten über die Vorgänge im Mansfeldschen gebracht in Form der vom Kriege her noch bekannten Bulletins der kämpfenden Reichswehr: Säuberungsaktion gegen kommunistische Banden. Einen großen Erfolg, den einzigen, hatten wir dagegen bei der „B.Z. am Mittag": das Hölz-Plakat war im Wortlaut abgedruckt, mit Photo. Sodann: Bombenanschlag im Grunewald, Bombenanschlag in Oberschöneweide, Bombenanschlag auf die Charlottenburger Eisenbahnbrücke – das waren in Fünf-Zentimeter-Lettern die Überschriften, – Eingreifen von Polizei und Sicherheitstruppen bevorstehend – Belagerungszustand? Aber es rührte sich sonst nichts. Auch das Berliner Mittagsblatt konnte mit dem Bürgerschreck die Revolution nicht in Gang bringen!

Die vorbereiteten Streik-Resolutionen kamen an diesem Abend auf den Obmännerversammlungen nicht einmal zur Abstimmung. Die Blamage war derart, daß der gesamte Parteiapparat bei der USPD und KPD auseinanderzufallen drohte. Friesland trat als Sekretär der Berliner KPD zurück und überraschte die Berliner Presse mit einer den Redaktionen zugeleiteten Erklärung, daß er die provokatorische Politik der Arbeiterparteien als ein Verbrechen am deutschen Volk betrachte. Er ging zur SPD, volontierte dort eine Weile, bevor er als ordentliches Parteimitglied akzeptiert wurde, gelangte später ins Parlament, nahm seinen bürgerlichen Namen Reuter wieder auf und hat nach dem zweiten Weltkrieg als Oberbürgermeister von Berlin eine Rolle gespielt. Ich habe ihn niemals wiedergesehen, obwohl ich Gelegenheit genug gehabt hätte. Schließlich wollte ich ihn auch nicht in Verlegenheit bringen.

Ich habe überhaupt nur wenige von den Leuten, mit denen ich in dieser Aktion in Verbindung war, wiedergesehen, einige unter besonderen und veränderten Umständen, hinter Gittern. Fritz Rasch, der Ausschuß-Vorsitzende, ist in späteren Jahren gesehen worden in Hamburg auf der Mönckebergstraße, mit Schnürsenkeln handelnd. Der Mann, der von Anfang an sicht-

liche Skepsis und Mißvergnügungen bekundet hatte, Willem der Parteikassierer, – jede Revolution frißt ein großes Loch in die Kasse und dezimiert den Mitgliederstand – war noch so stolz gewesen, anderthalb Jahre zuvor. Wir mußten damals auf dem Wege nach Essen in Bielefeld den Zug verlassen und standen auf der Straße herum, als jemand den Vorschlag machte, die Wartezeit in einem Kino zu verbringen. „Ja – das muß man schon sagen", meinte Willem, „als Arbeiter haben wir es doch weit gebracht. Jetzt kommen wir sogar dazu, am Nachmittag ins Kino zu gehen!" In der Tat, Pieck hat es als Präsident in Pankow noch viel weiter gebracht!

Die anderen sind so einer nach dem anderen umgekommen. Béla Kun, der schon einiges auf seinem Konto aufzuweisen hatte, allein in Ungarn mit an die 20000 Toten auf der Strecke, 12000 Eingekerkerten und Tausenden von Landflüchtigen; Béla Kun fiel bei der Komintern in Ungnade und war in den Ural strafverbannt worden. Ich traf ihn dort in Jekaterinenburg (dem heutigen Swerdlowsk), wo ich einen von der amerikanischen Case Company für die Hungerhilfe geliehenen Landwirtschaftsmaschinen-Pool im Auftrage der Internationalen Arbeiterhilfe zu organisieren hatte. Béla Kun hat mir mit Intrigen und den lächerlichsten Verleumdungen stark zugesetzt. Es nahm ihn zwar niemand in Moskau recht ernst, auch als er damit herauskam, ich bereite in den Hungersteppen um Uralsk die Konterrevolution vor und wäre dabei, die Traktoren auf dem Schwarzen Markt zu verkaufen. Solche Gerüchte fanden nur bei der Berliner Arbeiterhilfe ein offenes Ohr. Man brachte dort eine internationale Untersuchungskommission gegen mich auf den Weg, mit Arthur Holitscher an der Spitze. Mir war die Sache schon leid geworden und ich schmiß den Laden hin. Holitscher hat später in einem Buch über diese Reise nach Rußland eine Lobeshymne über meine Tätigkeit in der Traktoren-Station gesungen, obwohl er es in Moskau noch abgelehnt hatte, mit mir ohne Beisein eines Zeugen persönlich zu sprechen. Sein ständiger Begleiter und Bewacher bei dieser Untersuchung war ein englischer Buchprüfer, namens Whitehead, der ein populäres Handbuch der Astrologie für Jedermann verfaßt hat, bekannt durch die Erfindung sehr komplizierter mathematischer Formeln, für jede Stunde des Tages in der Konstellation der Sternbilder die Handlungen

eines Revolutionärs zu kontrollieren; wie immer bei solchen Intrigen bleibt nur die komische Seite in Erinnerung.
Im ganzen genommen, war mir Béla Kun nicht unsympathisch. Was mag den Beamten einer kleinen lokalen Bauerngenossenschaftskasse bewogen haben, sich in die Revolution zu stürzen? Der Mann war herzkrank, Drüsenunterfunktion mit entsprechender Neigung zur Fettsucht, hysterisch und ein großer Fresser, asthmatisch, Bulldoggengesicht – der Mann sah schrecklich aus. Ob überhaupt jemals ein Mensch zu diesem Béla Kun ein freundliches Wort gesprochen hat – ich kann es mir kaum vorstellen. Selten ist ein Mann so gehaßt worden von den Leuten seiner eigenen Sphäre. Man hätte ihm helfen müssen, aber wie –?
Béla Kun ist im Laufe der späteren Parteisäuberung erschlagen worden; die Partei hat sich nicht die Mühe genommen, ein Prozeßverfahren vorzutäuschen.
Max Hölz lag mir viel weniger. Ich fand ihn arrogant und auf Schaustellung bedacht. Seine Autorität als Räuberhauptmann aus dem Vogtland würde nicht lange vorgehalten haben, wenn man ihn allein gelassen hätte. Bei aller Großsprecherei verstand er nicht, sich durchzusetzen, weder nach oben noch nach unten. In dem Augenblick, als er politisch unbequem geworden war, schrumpfte er zusammen.
Wir hätten ihn damals leicht außer Landes bringen können, wenn er nicht darauf bestanden hätte, vor einem von Parteivertretern zusammengesetzten Ehrengericht persönliche Beschuldigungen gegen seinen Hauptkonkurrenten Karl Plättner zu erheben. Es ging um die Frage: wer hat die Platinlöffel aus den Leuna-Werken erbeutet? Wer hat den Anspruch auf die Beute? Wer hat jetzt die Platinlöffel gestohlen? Die Leuna-Werke waren ohne Zutun von Hölz und Plättner in den Streik getreten. Hölz bestand auf einer Abfindung für seinen Anteil an der Leuna-Beute. Auf dem Wege von oder zu einer dieser Aussprachen, die Franz Pfemfert als Mittelsmann arrangiert hatte, wurde Hölz vor dem Pfemfertschen Buchladen in der Kaiser-Allee verhaftet. Die Platinlöffel tauchten später in Holland auf, wo sie von einem langjährigen Freunde Lenins für die Parteikasse der KAPD verkauft worden sind. Es hat mich nicht erstaunt, daß Jahrzehnte später jemand in New York erzählte, in seinem Kreise wäre man damals überzeugt gewesen, ich habe die Löffel gestohlen und das Geld versoffen.

Max Hölz wurde, nachdem er erst zum Tode verurteilt worden war, später sehr bald amnestiert, ging nach Sowjetrußland und ist dort umgekommen, wie nicht anders zu erwarten war.
Wirklich sympathisch war mir Plättner. Sein Anteil am Osteraufstand war größer als der von Hölz, wenn auch weniger in der Öffentlichkeit breitgetreten. Karl Plättner verstand sich darauf, in der Provinz Kassenüberfälle zu organisieren, wenn gerade kein politischer Auftrag akut war und Ebbe in der Parteikasse. Um die Plättner-Gruppe hatte sich ein besonderes Hilfskorps gebildet, das sich aus den Ehefrauen und Bräuten der Bandenmitglieder zusammensetzte, geeignet zur Auskundschaftung eines Objektes wie zur späteren Verschleierung des Überfalls. Plättner erschien zu irgendeiner Besprechung stets in Begleitung von zwei, drei Mädchen, bemerkenswert unscheinbar, typische Frauen aus dem Volk – seine Schutzgarde. Hölz hätte für diesen Zweck Schauspielerinnen eingesetzt.
Ich habe auch Karl Plättner nicht wiedergesehen. Er hielt sich länger als Hölz in Freiheit, kam später ohne Amnestieverfahren ins Zuchthaus und schrieb dort ein merkwürdiges Buch mit tiefenanalytischen Einblicken: „Eros im Zuchthaus."
Plättner soll im Frühling 1933 im Riesengebirge beim Übertritt in die Tschechoslowakei von der Grenzwache erschossen worden sein.

War das alles Wirklichkeit?
Ich bin gegen die Figuren, die Geschichte schreiben. Ich selbst habe zwar noch im gleichen Jahr Einzelheiten aus dem Osteraufstand in einem Roman beschrieben: „Die Eroberung der Maschinen", der damals im Malik-Verlag erschienen ist. Ich kann mich an viele dieser Einzelheiten heute nicht mehr erinnern.
Ich habe in dieser Aktion keine sehr erfreuliche Rolle gespielt. Ich möchte sagen, ich habe überhaupt keine Rolle gespielt, außer derjenigen, die man mir aufgeklebt hat. Ich hatte mir keine Gedanken darüber gemacht, ob die ganze Aktion richtig war oder falsch oder überhaupt einen politischen Sinn hatte, etwa den, eine politisch-revolutionäre Aktion vorzutäuschen, auf die andere und in breiterer Perspektive sich würden berufen können – ich weiß heute, solche Erwägungen hätten mich nicht berührt.

Für mich scheint der Wunsch das Beherrschende gewesen zu sein, die Vorstellung, die Maschinen zu erobern, die Gesellschaft aus den Angeln zu heben; was im Rahmen der noch bestehenden Gesellschaftsordnung dabei geschieht, spielt keine Rolle. Es war nur ein Stück Phantasie, die sich in eine zwielichtige Wirklichkeit hineingedeutet hat und die nicht zu Ende gedacht worden ist.
Immerhin ergab sich für mich in der Folge die Notwendigkeit, aus Deutschland zu verschwinden. Ich versuchte, über Holland zu entkommen, wurde dort interniert und später nach Rußland statt nach Deutschland ausgeliefert – das hing schließlich von den Anwaltskosten ab.
So kam ich im Spätsommer des Jahres 1921 noch einmal nach Moskau.

„Nehmt mich mit!"

Unter obigem Titel erschien zu Beginn des ersten Weltkrieges in der Frankfurter Zeitung das Gedicht eines jungen Mannes, der sich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte und zurückgewiesen worden war. Dieser Notschrei eines Abgewiesenen wurde auf dem Scheitel der patriotischen Begeisterungswelle über Gebühr beachtet und gefeiert, in Telegrammen hochgestellter Persönlichkeiten an die Militärbehörden, in Resolutionen vaterländischer Vereine und in Hunderten von Leserzuschriften, die eine ganze Woche lang die Spalten der Frankfurter Zeitung gefüllt haben werden. Es ist auch anzunehmen, daß der junge Mann zu guter Letzt erhört und in das Heer aufgenommen worden ist – wer das genauer wissen will, müßte die Zeitung in diesen Augustwochen des Jahrgangs 1914 nachlesen.
Es gab natürlich auch Leute, die sich über den kriegsverstoßenen Kriegsfreiwilligen und den Propagandarummel, der damit getrieben wurde, weidlich lustig gemacht haben; ich gehörte auch dazu. Inzwischen ist es dann in den darauffolgenden Jahren um eine solche Aufforderung sehr viel stiller geworden. Sie hat einen ironisch-doppelsinnigen Unterton bekommen, der eher genau das Gegenteil hätte erwarten lassen, mehr geeignet für das Kabarett der Komiker. Der Witz war allerdings abgestanden und schon reichlich schal geworden.

Ich hatte viel Zeit, mich daran zu erinnern. Auf der Flucht aus Deutschland bin ich damals in Zundert an der holländisch-belgischen Grenze von dem Ortsgendarmen festgenommen worden, der mich in den Ziegenstall gesperrt hat, der als Arrestlokal diente. Ich blieb darin einige Wochen, bis meine Personalien für die Behörden geklärt werden konnten. Und im Gefängnis von Breda, wo das holländische Gericht über das Auslieferungsbegehren der deutschen Regierung zu entscheiden hatte.

Als ich schließlich, inzwischen mit einem russischen Paß versehen, nach einigen Monaten nach Sowjetrußland ausgewiesen wurde und auf ein Schiff zu warten hatte, das von Holland aus, ohne einen deutschen Hafen zu berühren, direkt nach Petrograd fahren würde, hatte dieses „Nehmt mich mit" wiederum einen anderen Sinn bekommen. Nicht nur was den Transport zu Schiff anlangte, sondern die Eingliederung in die Aufbauarbeit in Sowjetrußland. Wird man mich aufnehmen, wird man mich arbeiten lassen? ... Ich bin die längste Zeit in Holland während meiner Haft sehr im Zweifel gewesen.

Praktisch hatte ich bereits die aktive Verbindung zur revolutionären Bewegung in Deutschland verloren – wenn man überhaupt noch davon sprechen konnte. Es hat sich auch niemand mehr um mich in Deutschland gekümmert. Ich schrieb in diesen Monaten noch einige literarische Arbeiten für den Malik-Verlag, ohne das Geringste darüber zu hören, was damit geschehen würde und wie sie aufgenommen worden sind. Sie sind zwar gedruckt worden, aber sind dann in der Inflation verschwunden. Viele Jahre später habe ich, meist durch Zufall, solche Exemplare zu Gesicht bekommen.

Unter diesen Arbeiten befinden sich auch die beiden Essay-Bände: „Technik des Glücks" und als Fortsetzung gedacht: „Mehr Tempo, mehr Glück, mehr Macht." Ich wollte für mich selber die Grundlage fixieren meiner Stellung zur Gesellschaft und zur menschlichen Umgebung und Atmosphäre: wer bin ich? was kann ich tun? und was will ich – für mich selbst und die andern? Wahrscheinlich gedacht als die Vorbereitung für das, was ich in Rußland zu tun haben werde, zugleich eine offene Darlegung, was man von mir erwarten kann ... nehmt mich mit! Die beiden Bände sind zwar im Malik-Verlag gedruckt worden, aber kaum mehr zur Auslieferung an den Buch-

handel gelangt, vor allem nicht der zweite Band. Sie sind heute vergessen. Mit Recht? – In der Einleitung zu „Technik des Glücks" steht der Satz: Dieses Buch will mithelfen, den Haß aus der Welt zu schaffen ... Auch ich möchte das heute vergessen machen; es nützt nichts, wir müssen es zugestehen: wir leben von diesem Haß.
Was auch in Breda geschah und worüber durch einen holländischen Anwalt mit den Behörden verhandelt wurde, geschah von Moskau aus. Das heißt, ich hatte vor mir die Aufgabe, in Rußland Fuß zu fassen, mich einzuordnen in das russische Volk und in den gesellschaftsbildenden Prozeß der russischen Arbeiter, Bauern und Soldaten, ich meine über die Schlagworte und die Propaganda-Kader hinaus; als etwas anderes habe ich die Partei niemals angesehen. Die zwielichtige Existenz als der Uhrmachersohn, der Handelsjournalist, der Schriftsteller und der Edelanarchist, Bohemien und Dadaist, filtert sich durch in der Praxis, als russischer Bürger zu leben, als russischer Genosse tätig und nützlich zu sein. Bei allem Überschwung der Hoffnung und der Gewißheit ist es mir schwer geworden, Tage und Wochen und Monate zu warten; etwas ähnliches mag der Kriegsfreiwillige gefühlt haben.

In Petrograd wurde ich von dem holländischen Dampfer durch Beamte der GPU, der russischen Staatspolizei, abgeholt. Ich wurde sogleich zur Bahn gebracht und blieb in der Begleitung eines der Beamten bis Moskau, gelangte dort ins Hauptquartier der Staatspolizei in der Lubjanka; abgesetzt in das Büro eines der leitenden Beamten, der von mir keine Notiz nahm. Jemand, der deutsch sprach, vermutlich ein Ungar, erklärte mir, es sei bisher nicht üblich, einen Inhaftierten vom Gericht auf direktem Wege nach Sowjetrußland zu schicken – der Fall müsse gründlich untersucht werden.
Ich hatte einige Namen aus der Internationale als Referenzen genannt. Mit dem Büro der Komintern wurde telefoniert. Ergebnis: Ich wurde ohne weitere Formalitäten entlassen, nicht eben freundlich. Den Weg zum Hotel Lux mußte ich alleine finden.
Ich arbeitete die ersten Wochen in einer Komintern-Abteilung, die Auszüge aus der großen Presse aller Länder zusammenstellte. Jeder einzelne hatte Dutzende von Zeitungen und Zeit-

schriften in den verschiedensten Sprachen und von gegensätzlicher politischer Einstellung durchzulesen. Einen bestimmten Zweck, insbesondere die Dringlichkeit einer Tendenz, die viele Wochen und oft Monate seit Erscheinen zurücklag, konnte ich nicht erkennen. Verwendet wurden diese Auszüge meines Wissens nicht. Wahrscheinlich ist diese Abteilung seinerzeit entstanden in Konkurrenz zu einer ähnlichen seit jeher bestehenden in der Ministerialkanzlei des Außenministeriums.

Der Leiter dieser Abteilung war der Ungar Matthias Rakosi, der sehr bald später zum Sekretär im Politischen Büro der Komintern aufrückte, einige Jahre darauf von Béla Kun nach Ungarn geschickt und dort verhaftet wurde, über zehn Jahre in einem ungarischen Zuchthaus saß, bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges gegen die in russischen Museen befindlichen ungarischen Kriegsfahnen nach Moskau ausgetauscht wurde (die Fahnen sind inzwischen wieder in russischem Besitz) und zuletzt bekannt geworden ist als der von Moskau eingesetzte Statthalter über das kommunistische Ungarn. Rakosi muß sich in all diesen Jahren mit dem Kommunismus vertraut gemacht haben. Zu meiner Zeit war dies noch nicht der Fall. Radek, der während des ersten Weltkrieges mit einer sozialistischen Jugendgruppe in Bremen enge Beziehungen unterhielt, hatte ihn dort kennengelernt. Damals arbeitete Rakosi als Korrespondent in einem Export- und Import-Büro. Er sprach fließend und schrieb und stenografierte in einem Dutzend Sprachen, gewandt in Geschäftskorrespondenz, das ist, künftige Kunden des Hauses für die Qualität der angebotenen Ware zu interessieren, prompte Lieferung zugesichert. Genau das brauchte die Internationale, als sie 1918/19 gegründet wurde, und Radek hatte den Mann schleunigst nach Moskau geholt – der rechte Mann am rechten Platz. Besondere Weisheiten hatte er nicht von sich zu geben, mit Theorien sich nicht zu beschäftigen. Ein gewisses Fingerspitzengefühl ist notwendig, wie man das bei einem guten Assekuradeur oder Außenhandelskaufmann voraussetzen muß.

Ich kam glücklicherweise sehr bald los von dieser langweiligen Beschäftigung. Die Hungerkatastrophe an der Wolga hatte schon 1920 begonnen und im Herbst 1921 einen Krisenpunkt erreicht. Die Folge war ein Hilferuf der Moskauer Regierung an den Völkerbund. Die Partei hatte im Lande über ihre Or-

ganisationen umfassende Studien über die sozialen und soziologischen Ursachen der Katastrophe angeregt. Von der Komintern war diese Anregung aufgenommen worden in der Vorbereitung einer Organisation der Internationalen Arbeiterhilfe, die als Gegengewicht zur Hilfsaktion des Völkerbundes, des Nansen-Komitees und der verschiedenen Hilfsorganisationen wie der Quäker und der American Relief Administration (ARA) entwickelt werden sollte.

Ich wurde nach Saratow an die Wolga geschickt, um mit Hilfe einer dort bereits tätigen Kommission eine solche Untersuchung für das Gebiet der Autonomen Deutschen Wolga-Republik mit dem Zentrum in Marxstadt in Gang zu bringen.

Die russische Kommission bestand nur in der Phantasie der Moskauer Ämter. Es gab in Saratow eine Universität, eine Anzahl wissenschaftlicher Institute, aber ich habe keine Leute getroffen, die dort gearbeitet hätten, außer den Hausverwaltern, die mich mit Mißtrauen empfingen; wieder eine in der Kette der nicht abreißenden Moskauer Kontrollen, werden sie gedacht haben. Es gab die Parteiorganisation, deren verantwortliche Spitze eher in Moskau anzutreffen war als in Saratow. Es gab die lokalen Ämter entsprechend der inneren Verwaltungsstruktur des Gouvernements; unfähig und auch unwillig zu einer Initiative, die über die Routinepflicht hinausging. Es gab das Rote Armee-Kommando, die Miliz – und die Staatspolizei. Mit Hilfe der letzteren ist es mir schließlich gelungen, in die Deutsche Wolga-Republik zu gelangen.

Ich hatte große Mühe, aus dem allenthalben herrschenden Chaos, dem Fehlen einer arbeitsfähigen lokalen Verwaltung, dem völligen Versagen der improvisierten Hilfsorganisationen und der totalen Apathie der Bewohner in den Landstädten und Dörfern irgendwelche Fakten zusammenzuhalten, die ich für meinen Bericht hätte verwenden können. Es schien alles wie der Sand des in Wüste verwandelten Bodens zwischen den Fingern zu zerrinnen. Zudem waren die örtlichen Behörden, an die ich mich schließlich zuallererst wenden mußte, nur zu froh, meinen Besuch als eine glückliche Abwechslung aus dem täglichen Nichtstun und der Langeweile zu betrachten, das heißt, mich gastlich, soweit dies bei der Hungersnot ringsum schicklich schien, zu bewirten; und das war nicht wenig und oft sehr anstrengend. Oft war meine Aufgabe nahe daran, in einen ver-

gnüglichen Ferienausflug auszuarten, Dampferfahrten auf der Wolga mit inbegriffen. Die Tausende von Flüchtlingen, die am Westufer der Wolga an den Halteplätzen der Dampfer oft seit Wochen vergeblich auf den Abtransport warteten – ohne Schutz vor der Sonne, keine Zelte, kaum irgendein Hausgerät, die Leute lagen auf dem nackten Boden, der ähnlich einer Mondlandschaft von tiefen Rissen durchzogen war; die Glücklicheren hockten um ein Feuer, Brennholz kam von den hölzernen Getreidesilos längs des Ufers, die für diese Gegend der Wolga charakteristisch sind – jetzt nur noch Ruinen – und dort in diesen Mittelpunkten der Flüchtlingsmasse sangen die Leute, so unglaublich das klingen mag, während die Toten, die Verhungerten und die am Flecktyphus Verreckenden an die äußerste Peripherie geschoben waren ... diese Tausende hätten im übrigen den Gesang kaum gestört.

Wir fuhren mit einer GPU-Barkasse, und jeder Dampfer, wenngleich von Flüchtlingen überfüllt, hatte sofort Raum genug für unsere Gesellschaft in der für solche Zwecke reservierten Staatskabine.

Ich habe meine persönlichen Eindrücke, das Material, das ich von den örtlichen Behörden gesammelt habe, und die Unterredungen, die ich mit den verschiedensten Gruppen und Schichten der Bevölkerung geführt habe, so spärlich sie auch oft ausgefallen sein mögen, in einem Bericht zusammengestellt, der über meinen Auftraggeber, die Komintern, an die Regierung weitergeleitet wurde. Es werden dort Hunderte ähnlicher Berichte aus allen von der Hungerkatastrophe befallenen Landesteilen zusammengekommen sein. Ich möchte bezweifeln, daß die Schlußfolgerungen der einzelnen Denkschriften, auch diejenigen von berufenen Fachleuten wie aus der Nansen-Kommission, die jahraus, jahrein bereits unterwegs gewesen sind und entsprechenden Anschauungsunterricht in China und Indien hinter sich gehabt haben, sich wesentlich voneinander unterschieden. Aus meinem Bericht ist später im Rahmen einer Sammelaktion für die russische Hungersnot von den kommunistischen Parteien eine Broschüre zusammengestellt worden, „Hunger an der Wolga", in der die soziologischen Analysen ausgelassen sind und die eigentlichen Nutzanwendungen fehlen.

Ich möchte hier ganz kurz und nur andeutungsweise einige

davon wiedergeben, soweit sie mir noch in Erinnerung geblieben sind. Es stimmt nicht, daß wirtschaftliche Ursachen, Überschwemmungen und Dürre und die darauffolgenden Mißernten allein die Ursachen für die Hungerkatastrophe waren. Vielleicht ist es noch zu früh, dies allgemein verständlich zu machen. Ob für die russischen Hungerjahre 1921-22 direkte politische Gründe vorhanden gewesen sind, möchte ich bezweifeln. Schwerwiegender war das Fehlen einer lebenskräftigen Verbindung innerhalb der Positionen der Verwaltungshierarchie. Solche Leute sind nicht nur dafür da, Verordnungen zu erlassen und auszuführen, sondern sie müssen dann dazu in der Lage sein, ihnen einen lebensfähigen Inhalt zu geben, oft diesen Inhalt selbst erst schaffen und so den Zusammenhalt von unten bis oben zur Spitze aufrechterhalten und festigen. Dieses Fehlen war einer der Gründe, weshalb die russische Revolution fast zwei Generationen verbrauchte, bis sie sich als Gesellschaft durchsetzen konnte.

Das ist geschichtlicher Ablauf, nicht ein Zufall der Natur. Die in die Wolgalandschaft verpflanzten deutschen Siedler aus Baden, Württemberg hatten sich nicht gesellschaftsbildend entwickelt. Im Gegenteil, sie sind sehr bald in Dorfgemeinschaften, streng voneinander abgegrenzt, in feindlicher Isolierung gegeneinander, zerfallen. Die russische Verwaltung, repräsentiert durch den Ortsgendarmen, konnte noch verhindern, daß die einzelnen Dorfgruppen und die religiösen Sekten nicht übereinander hergefallen sind, um sich auszurotten. Auch die Verwaltung hat nicht gesellschaftsbindend gewirkt, sondern rein negativ, jede Möglichkeit einer eigenstaatlichen Intensität abdrosselnd, und auch nichts dazu getan, die Wolgadeutschen etwa der russischen Lebenssphäre näherzubringen. In den zwei Jahrhunderten seit der Gründung dieser Siedlungen ist kein einziger Fall einer Revolte, eines organisierten Widerstandes gegen die Regierung bekanntgeworden. Trotz der üblichen Erpressungen der zaristischen Beamtenschaft, der Korruption ihrer eigenen lokalen Verwaltung, der Handelsgenossenschaften, der Landwirtschaftsbanken, der Unterstützungs- und Kulturvereinigungen – alles Institute, bei denen laufend Geld eingeht und sich dort sammelt, bis nach einigen Jahren jeweils der Direktor oder Kassierer mit dem aufgelaufenen Kapital verschwindet in die unendlichen Weiten des russischen

Mutterlandes – trotz solcher Witterungsumstände ist es den Leuten materiell gut gegangen. Sie sind nicht gerade sehr reich geworden, aber sie lebten, wie man so sagt, in gesicherten Verhältnissen. Die Sonne und der liebe Gott, im einzelnen die Steuereintreiber und die Händler in den Städten haben sie leben lassen, weil sie selbst zuerst davon gelebt haben. Die Wolgadeutschen wurden von den russischen Bauern in den Randdistrikten ohne tiefer greifenden Haß bewacht, als die Fremden, die Ausländer, die Reichen, während diese Russen selbst seit jeher sehr arm gewesen und auch materiell arm bleiben werden. Dennoch haben die Bauern sich ihre Existenzfähigkeit bewahrt, sie ist eher mit den Jahren stärker geworden, und aus dieser Fähigkeit heraus wächst das neue Rußland empor.

Die Wolgadeutschen sind schon in den letzten Jahrzehnten des Zarenreiches nicht mehr recht lebensfähig gewesen. Sie lebten dahin ohne jedes Verständnis für das, was außerhalb und innerhalb Rußlands vor sich ging. Die Verbindung zu Deutschland kam erst später zum Durchbruch, sentimental verbrämt zwischen Märchenbuch und Bibel, als es ihnen schlecht ging und sie bereits jeden noch so brüchigen inneren Zusammenhalt verloren hatten. Ich erinnere mich eines Gespräches mit einem Mitglied des Dorf-Sowjets, nicht allzuweit entfernt vom Verwaltungszentrum Marxstadt, der mit Hungertyphus auf den Tod erkrankt mir stundenlang von dem schrecklichen Leben der Wolgadeutschen und der russischen Knute erzählt hat. Um mich beim Abschied zu fragen, streng vertraulich versteht sich, ob es denn wirklich wahr sei, daß Bismarck jetzt nach Moskau gekommen sei, um die Wolgadeutschen zu befreien – dies im Jahre 1921!

Auch Hitler hat später die Wolgadeutschen „heim ins Reich" gerufen, und was noch von ihnen übriggeblieben sein mag. Es wird für mich immer unverständlich bleiben, welch zynische Mißdeutung und Verdrehung von für jeden offenliegenden Tatsachen dieser Propaganda zugrunde gelegen haben, und wie zwecklos! Denn die Wolgadeutschen wollten schon 1921 nichts anderes als in Ruhe gelassen werden, sie wollten nichts – nichts als einfach zugrunde gehen.

Die Moskauer Regierung hat sich in den ersten Jahren des Regimes sehr um die nationalen Minderheiten im Lande ge-

kümmert, Selbstverwaltung gewährt und die so neu geschaffenen autonomen Republiken stark gefördert und versucht, sie schneller auf die Beine zu stellen als die innerrussischen Gouvernements. In der Wolga-Republik waren diese Bemühungen vollkommen gescheitert, und zwar schon zu Beginn. Es fand sich niemand, den man hätte an die Spitze stellen können. Die Verwaltungsorganisationen hatten Mühe genug, die lokalen Sowjets zu besetzen, obwohl diese sich von der bisherigen Gemeindeverwaltung noch kaum unterschieden, mit dem Schullehrer und dem Pfarrer an der Spitze. Über solche Schwierigkeiten war ein ganzes Jahr hingegangen, in dem hätte ein Ersatz entwickelt werden können für die auseinandergefallenen Handelskooperativen, die Landbanken und Sparkassen und die verschiedenen Funktionen des auf diese Wirtschaft zugeschnittenen Verwaltungsapparats. Nichts war geschehen, was die in der Folge hereinbrechende Hungersnot hätte vermeiden, aufhalten und eindämmen können.

Moskau hatte sich schließlich provisorisch damit geholfen, in die autonome Verwaltung deutsche und österreichische Kriegsgefangene einzuschieben, die nur zu gerne bereit waren, im Lande zu bleiben und von der Regierung eine Anstellung zu bekommen; ob diese eine kommunistische war, und was es überhaupt damit auf sich hatte, hat kaum eine Rolle gespielt; verstanden haben diese Leute davon sowieso nichts. So kam es, als die Katastrophe einsetzte und sich rasch ausbreitete und in jede einzelne Phase des privaten Lebens einzugreifen begann, daß an der Spitze des Landes und der Bezirke Leute standen, denen das alles nicht naheging. Von Amts wegen waren sie dazu da, Befehle und Richtlinien zu empfangen, den Empfang nach oben zu bestätigen und sonst so zu tun, als ob sie den Verordnungen auch zur Wirksamkeit verholfen hätten, von denen einige bestimmt, die um sich greifende Panik einzudämmen, durchaus vernünftig gewesen sein mögen. Diese Art von Beamten, politischen Kontrolleuren, taten von sich aus nicht das Geringste dazu und kümmerten sich nicht um das, was um sie herum und in ihren Bezirken vorging, solange sich noch keine Anzeichen einer aufziehenden Revolte zeigten; wahrscheinlich war es das, worauf sie warteten, und das, wofür sie die für sie verständlichen Befehle empfangen hatten. So ging dieses Volk, unfähig und auch nicht gewillt, sich noch

bemerkbar zu machen, in einer den Tod bereits vorwegnehmenden Stille zugrunde. Ich erinnere mich an diese von Moskau geschickten Verwaltungskommissare, mit denen ich in erster Reihe zu tun hatte, noch heute mit dem größten Abscheu.

So kam es, daß die Brunnen und Bewässerungskanäle verstopft waren, daß die Maschinen, die das Wasser hätten in die Kanäle pumpen sollen, unbrauchbar geworden waren und nicht arbeiten konnten. Der Treibstoff lag in Barken am Fluß, aber es gab keine Gespanne, ihn abzutransportieren, die Traktoren-Brigaden, die geschickt worden waren, den Boden aufzulockern, zu bearbeiten und wieder zu besäen, standen gestrandet, die Bedienung war weggelaufen, weil keine Unterkunft beschafft werden konnte, auch keine Verpflegung. Die Saaten kamen nicht erst zur Verteilung: wer amtlich damit beschäftigt war, hatte den größten Teil schon vorher beiseite geschafft. Was davon nach all den Abzweigungen noch übriggeblieben war, der Rest, nachdem er zur Verteilung gelangt war, wurde aufgegessen. In den Boden gekommen ist nichts; das war der Kreislauf, der vom Juni 1920, der ersten Mißernte, zu beobachten war; ich selbst hatte erst im Herbst 1921 die Untersuchungen begonnen.

Wer ist schuld? Alle wahrscheinlich, und jeder einzelne entsprechend dem Grade der Verantwortung in der Hierarchie von Verwaltung und Partei, nicht zuletzt auch die deutsche Heimat, die sich um diese Landsleute auch schon früher nicht gekümmert hat. Aber der Hauptteil der Schuld liegt bei diesem Volk selbst, den Pfarrern, den Lehrern, den Bauern und den Müttern mit ihren Kindern. Jeder einzelne hätte etwas tun können, die Stimme erheben, selbst einiges als Hilfe in Gang bringen, was noch in ihrer Möglichkeit stand, auch gegenseitig und von Dorf zu Dorf. Aber sie wollten nicht. Das Leben war bereits ausgelaufen.

So kam es, daß die Bauern sich in die Häuser einschlossen, Fenster und Türen mit Brettern zunagelten. Sie saßen dann drinnen um den großen Tisch in der Mitte des Raumes, die Bibel lag auf dem Tisch aufgeschlagen, und warteten auf das Ende. Ich habe in einem der südlichen Distrikte, das Westufer fällt steil zum Fluß ab, die Hügel sind bewaldet und mit grünem Buschwerk überzogen, man wird an die Elbufer bei Dresden

erinnert – auch die russischen Bauern haben in Hungerzeiten dann von Baumrinde und Gras gelebt ... ich habe mir dort von der Miliz einige solcher verbarrikadierter Häuser aufbrechen lassen. Die Miliz hatte einfach um solche Dörfer eine Art Sanitätskordon gezogen, es kam niemand heraus und auch niemand herein ... Es kümmerte sie nicht, was dort drinnen geschah: Fremde, Typhus und der Tod.
Die Erwachsenen waren meist bereits verhungert, in zwei Häusern haben die Kinder noch gelebt, die Glieder nur noch Knochen, Skelette, der Bauch zu einem Ballon aufgeschwollen, entsetzlich anzusehen. Im Hause des örtlichen Sowjets waren etwa ein Dutzend Leute versammelt, alle noch am Leben, wenngleich bereits vom Tode gezeichnet. Sie lagen auf der Erde an den Seitenwänden oder hockten um den Ofen herum zu phantastischen Bündeln gekrümmt. Wir hatten auch dort im Hause der lokalen Behörde die Tür erst aufzubrechen. Ein Alter hatte sich erhoben, die Bibel in der Hand, und sang ein Gebet; aus dem Haufen Elend ringsum fielen dünne Stimmen ein ... wohin mag die Reise gehen?
Ich habe mich mit diesen Erinnerungen so lange aufgehalten, weil sie die These zu illustrieren geeignet sind: Mit Nahrungsmitteln und Hilfspaketen war diesen Menschen nicht zu helfen. Ich habe das gleiche erlebt in Distrikten nördlich von Kasan und in den südlichen Ausläufern des Urals, unter anderen geschichtlichen Bedingungen, aber in den Grundzügen gleich: Ablehnung und Widerstand gegen jede Hilfe von außen, die an sich schon zu spät kommt, weil sie auch das eigentliche Zentrum der Not nicht berührt. Es hat sich hier um russische Bauern gehandelt, wenngleich sie zu den fremdstämmigen Tataren und Kirgisen gezählt werden.
Wir haben mit all den Auslandsorganisationen, den Tausenden von Waggons von Getreide und Nahrungsmitteln in Wirklichkeit wenig ausrichten können, dem Sterben und der Hungersseuche Einhalt zu tun. Weil – wie ich es ausdrücken möchte, diese Menschen eben nicht nach Nahrung hungerten, sondern nach Leben, dem Leben der Generationen vorher, das bereits erschöpft war, und dem Leben der kommenden Generationen, das abzuwarten und in sich aufzunehmen sie bereits zu schwach gewesen sind.

Unbewußt und unbeabsichtigt haben die Arbeiter in Europa und Amerika und die von der Werbung der kommunistischen Parteien für die Hungerhilfe erfaßten sonstigen Bevölkerungsschichten etwas von diesem Problem verstanden. Inzwischen war die Internationale Arbeiterhilfe mit dem Zentrum in Berlin und etwa zwanzig selbständig arbeitenden Landesgeschäftsstellen auf die Beine gestellt worden. Ich bin für diese Organisation im ersten Jahr der Vertreter bei der Komintern und der Geschäftsführer des Moskauer Büros gewesen. Wir gehörten zum Komitee der ausländischen Hilfsorganisationen, zu dem von der Regierung alle in Rußland tätigen Hilfsorganisationen zusammengefaßt waren, und ich habe dort zeitweilig die Transportstelle geleitet, als Verbindungsmann des Komitees zu einer russischen Sonderorganisation, bestehend aus Vertretern vom Eisenbahnministerium, der Polizei, des Handelsministeriums und des Auswärtigen Amts.
Ich hatte mit meiner Organisation ständig die größten Schwierigkeiten mit der russischen Hungertransportstelle, weil wir meist keine genauen Angaben machen konnten über Art und Menge der von der Arbeiterhilfe auf den Weg gebrachten Sendungen. Sofern diese Sendungen nur ungenügend deklariert waren oder nicht präzise genug angekündigt, wäre es nicht so schlimm gewesen; aber das, was ich auf Grund von Telegrammen aus Berlin in die Transportstelle zur Registration weiterleitete, war oft maßlos übertrieben. Ich verstehe den Wert einer Propagandastatistik für die Werbung durchaus, besonders dann, wenn es sich um die kleinen Spenden der einzelnen handelt. Ich kann aber nicht Dutzende von Eisenbahnwagen anfordern und in den baltischen Häfen bereitstellen lassen, wenn die Ware, die dann wirklich eintrifft, bequem auf einem einzigen Lastwagen abtransportiert werden kann; das zu einer Zeit, wo durch den Mangel an Transportmitteln Tausende täglich verhungern. Ich erinnere mich eines Falles, ein Transport von Konservenmilch aus Dänemark, besonders angekündigt von Willi Münzenberg, dem Präsidenten der Arbeiterhilfe in Berlin direkt an die russische Regierung, mit 3000 Kisten, Hafen Reval, Name des Dampfers, ungefähre Ankunftszeit ... von oben aus wird besondere Propaganda-Aktion vorbereitet, acht Waggons stehen am Kai, blumengeschmückt, dirigiert von einem Festredner etc. ... der Dampfer ist nicht angekom-

men. Nachfrage des Außenamts in Kopenhagen, keine Antwort. Name des Dampfers war auf keiner Schiffahrtslinie registriert; Sabotage: Münzenberg versuchte, mich verantwortlich zu machen, Unfähigkeit des Moskauer Büros, persönliche Lässigkeit und ähnliches. Ich wurde zur Transportpolizei vorgeladen. Die Strafen für Nachlässigkeit in einem Hungertransport waren sehr streng. Hätte ich mir das geringste Versehen zuschulden kommen lassen, ich wäre sofort erschossen worden, Standrecht. Ich hatte zu meiner Verteidigung nur die Telegramme vorzuweisen, zugleich war der Absender der Telegramme der Ankläger. Herr Fischer, der Leiter der American Relief Administration und Vorsitzender unseres gemeinsamen Komitees (bis vor kurzem noch Professor in Stanford und Direktor der Hoover-Bibliothek), war auf den glücklichen Gedanken verfallen, in Kopenhagen bei den Spediteuren selbst nachfragen zu lassen, ob eine von der dänischen Arbeiterhilfe aufgegebene Sendung abgefertigt worden ist – eine Frage, die Münzenberg hätte viel eher selbst beantworten lassen können. So klärte sich alles sehr bald auf nach einer Woche fieberhafter Aufregung an der Grenze eines diplomatischen Konfliktes mit Dänemark: die Kondensmilch war tatsächlich versandt worden, aber auf einem anderen Dampfer, und zwar nach Riga, als Stückgut deklariert; es sind nicht 3000 Kisten gewesen, sondern 3000 Büchsen. Sie befanden sich in einem Schuppen in Riga.
Ich hatte die Hauptschwierigkeiten indessen in der Waggonzuteilung mit der Qualität unserer Hungertransporte. Darin waren die Nahrungsmittel nur der geringste Teil. Wenn in der internationalen Sammlung dafür Geldbeträge eingingen, so dürften diese zur Deckung der Organisationsspesen verbraucht worden sein. Der Hauptanteil bestand aus Gegenständen des täglichen Gebrauchs, Kleidern, Schuhen, Hausrat, Werkzeugen, Spielzeug und allerhand phantastischen Gegenständen, von denen der Spender angenommen haben mag, daß dort, wo nichts ist, sie wieder einen Wert haben werden, während er selbst schon dabei ist, sie wegzuwerfen. Darunter waren Zylinderhüte, Maskenkostüme, zerrissene Seidenstrümpfe, angeschlagenes Geschirr und Bruchbänder. Auch die Werkzeuge und die Spielwaren waren so, daß sie zu Hause nicht mehr zu gebrauchen waren. Die Leute, die das gespendet haben, und zum Teil auch die Leute, die ohne die Sachen wenigstens vor-

her etwas aufzuarbeiten, sie weitergeschickt haben, mögen der Meinung gewesen sein, es ist eben das, was wir haben, was wir entbehren können ... wir haben nicht mehr als eben den Willen zur Solidarität. Man wird niemanden satt damit machen können, aber die Hungernden sollen wissen, daß es überall in der Welt noch Menschen gibt, die solidarisch zu denken und zu wirken gelernt haben, und das wird es den Hungernden leichter machen und den Kampf um das Überleben erträglicher. Ich bin überzeugt, sie hatten darin recht. Genau das ist es, was ich gemeint habe, – etwas Anstoß geben, weiter zu leben. Leider bestand für uns keine Möglichkeit, diesen Solidaritätsbeweis den Hungernden zu erklären. Dazu hätte sehr viel Geduld gehört – das Letzte, was man in diesen Jahren von den russischen Beamten hätte erwarten können. Schließlich hat die russische Transportstelle den Weitertransport solcher Sendungen verboten; von ihrem Gesichtspunkt aus gesehen mit Recht. Es wurde uns ein Lagerschuppen in Moskau zur Verfügung gestellt, wo wir derartige Sendungen unterzubringen hatten. Wir bekamen Arbeitskräfte zugewiesen, Arbeitslose, Wohnungslose, Menschen, die von der Miliz auf der Straße aufgegriffen wurden – die Kleider auszubessern, die offensichtlichen Beschädigungen zu verdecken, zu sortieren und auszurangieren. Mit stillschweigender Genehmigung der örtlichen Miliz haben wir die Waren dann auf dem Sucharewski in Moskau verhaftet, auf dem schwarzen Markt, auch Konserven, die schon in Gärung übergegangen waren; die Bäcker konnten sie noch als Hefe verwenden. Der Erlös wurde an Kinderheime gegeben, die von der Miliz betreut wurden. Was eine neue Beschimpfungswelle der Münzenberg-Zentrale gegen mich ausgelöst hat.

Ich hatte bald andere Aufgaben vor mir, die mich von dem Kleinkrieg mit den phantasiebegabten Geschäftsleuten in Propaganda befreiten. Eine amerikanische Organisation der Freunde Sowjetrußlands, in loser Verbindung zur Internationalen Arbeiterhilfe, hatte in Moskau die Sendung eines Maschinenparks von 24 Traktoren, Last- und Verkehrswagen sowie Ausrüstung für Reparaturen und Ersatzteile angekündigt und die Bedingung daran geknüpft, daß die Maschinen in einer geschlossen zusammenhängenden Ackerfläche sogleich in Einsatz gebracht werden, mit dem amerikanischen technischen

Personal, das die Maschinen von Amerika begleiten würde. Ich war mit der Leitung dieser Aktion von der russischen Seite aus wie von der Arbeiterhilfe beauftragt worden. Es schien für mich die erste größere Aufgabe, bei der ich mich würde beweisen können.

Ich hatte das Land zu besorgen, die Verhandlungen zu führen, die Verträge zu zeichnen, die Unterbringung vorzubereiten, den Transport zu organisieren, die Treibstoffzufuhr sicherzustellen, und selbstverständlich, war die Aktion erst einmal angelaufen, sie auch mit allem was notwendig sein würde, in Gang zu halten – mit nichts anderem in der Tasche als einem allerdings mit einem Dutzend offizieller Stempel gezierten Ausweis der Internationalen Arbeiterhilfe. Und es standen mir bis zum Eintreffen der Traktoren in Riga nur drei Wochen zur Verfügung. Ich wäre nicht durchgekommen, hätten mir nicht Bucharin und Trotzki ihre Unterstützung gegeben, der erstere mit der Zusicherung, daß Lenin sich persönlich für die Aufgabe interessiert und seine Personalkanzlei angewiesen habe, ihm laufend über den Fortgang zu berichten – ein Schreiben Bucharins, das später manchmal geradezu Wunder gewirkt hat; der letztere mit einem Befehl an die Rote Armee generell und an die örtlichen Standort-Kommandos, für die Traktoren-Gruppe den Treibstoff zu stellen und bei der regelmäßigen Zustellung behilflich zu sein.

Wir fanden 30000 Desjatinen (ca. 33000 ha) zusammenhängendes Ackerland, die zur Verfügung gestellt werden konnten, zunächst provisorisch gepachtet, für Saat und Ernte eines Jahres. Das Land gehörte den Vereinigten Ural-Trusts in Jekaterinenburg, denen es in den ersten Revolutionsjahren nominell überschrieben worden war. Kollektivfarmen bestanden zu dieser Zeit noch nicht. So bearbeiteten die Bauern von sechs verschiedenen Dörfern in dieser Gegend das Land schlecht und recht, die Besitzverhältnisse waren noch ungeklärt, wenngleich die Trustverwaltung den Vertrag unterschrieb und vom Bezirks-Sowjet beglaubigen ließ. Das hieß praktisch, wir hatten die Bauern von diesem Land wegzujagen. Von diesem Land waren Bauern in ihrer Existenz abhängig. Es lag südlich von Zlatousk, wo der Ural in eine weite Ebene sich verliert, etwa 150 Werst von Perm entfernt, wo ich den Stützpunkt organisiert hatte, die Transportleitstelle. Aus den Dörfern wurden

die Bauern für die Anlage von Verbindungswegen mobilisiert, für den Bau von Zisternen und Tanks für Öl und Wasser. Baracken und Unterstände bei schlechtem Wetter mußten errichtet werden. Es blieb keine Möglichkeit, Bauern, die gewillt gewesen wären zur Bedienung der Traktoren, als Fahrer, Mechaniker und Hilfsarbeiter anzulernen. Die amerikanischen Ingenieure, an die zwanzig, die mit den Traktoren gekommen waren, hatten dafür weder Zeit noch Interesse.

Die zwei Monate, die das amerikanische Team für die Arbeit angesetzt hatte, sind in einer Atmosphäre und in einem Tempo abgerollt, als wäre bei Erschaffung der Welt noch etwas vergessen worden, was jetzt schnell nachgeholt werden müßte. Um dies gleich vorwegzunehmen: die Gruppe hat nach der Statistik nach Arbeitsstunden und gepflügten Desjatinen, Wetterbedingungen und dem Klima-Koeffizienten, Ölverbrauch, Nachtruhe und Pannen, das sind Ausfälle an Maschinen und Menschen, abzüglich von drei vollen Regentagen, das von ihr aufgestellte Pensum in 42 Tagen erreicht; ein Buchführer für die Statistik war eigens mitgebracht worden. Die Gruppe hat in dieser Zeit 27000 Desjatinen umgepflügt und besät. Ich beabsichtige nicht, diese Leistung herabzusetzen. Es ist außerordentlich gewesen; was sonst noch ringsum vorgehen mochte, existierte einfach nicht mehr. Von Jekaterinenburg bis Moskau hielt, möchte ich sagen, jeder, der davon gehört hatte oder sonst irgendwie mit eingespannt war, den Atem an. Damit ist aber auch alles, was über die Traktorenaktion der Arbeiterhilfe zu sagen wäre, bereits gesagt; der Rest wäre vielleicht besser mit Stillschweigen zu übergehen.

Es stellte sich nämlich alles völlig anders dar, als unsere laut tönenden Propagandisten, die Münzenberg und Konsorten, in die Welt hinausposaunt hatten.

Der Großteil der Gruppe war mit dem Traktoren-Transport direkt von Riga nach Perm gekommen, wo ich sie in Empfang genommen habe und wo auch der zentrale Stützpunkt vorbereitet war. Der Leiter der Expedition und seine Frau, praktisch die Managerin der Gruppe, waren über Moskau gefahren und hatten dort bei zuständigen Stellen der Regierung vorgesprochen. Die beiden trafen einige Tage später ein. Sie hatten keine Zeit mehr, mit mir zu sprechen, was etwa in Moskau noch zusätzlich vereinbart worden war. Ich hörte auch

von Moskau nichts, so daß ich mit meinen Leuten vollkommen auf mich selbst gestellt war – ich regelte wie vorgesehen die Transporte, besorgte von den Bauern Gespanne, ließ Baracken und Unterkünfte bauen, wo immer welche verlangt wurden, erhielt von der Roten Armee, dem Kommando in Jekaterinenburg, eine Feldküche mit Zubehör und Personal, die notwendigste Verpflegung – wir hatten an die zweihundert Bauern zu verpflegen – die Amerikaner verpflegten sich selbst draußen am Feld –, wer vorübergehend nach Perm mit Aufträgen und Wünschen kam, wurde mit abgespeist. Wir hatten sogar mit Hilfe der Miliz in Perm Bier aufgetrieben – eine große Seltenheit in diesen Gegenden zu dieser Zeit, was uns zugleich einen ständigen Zustrom von Behörden und Funktionären aller Art einbrachte, für die wir natürlich offenes Haus zu halten hatten.

Die ganze Kolonne war schon wenige Stunden nach der Ankunft zum Experimentierfeld aufgebrochen. Der Leiter war ein junger Professor an einer landwirtschaftlichen Hochschule, ein hochaufgeschossener, schlaksiger Mann, Typ des amerikanischen Intellektuellen – und von einer unerträglichen Arroganz. Meine Mitarbeiter und die mir von den zuständigen Stellen zugewiesenen russischen Genossen behandelte er wie Dreck, den berührt zu haben man sich nachher die Hände waschen muß. Mir gegenüber versuchte er bei aller Distanz eine gewisse Höflichkeit aufzubringen. Man wird ihm gesagt haben, daß er sich in allem, was notwendig sein würde, an mich zu wenden habe; aber die innere Verachtung, die er auch gegen mich hatte, die Russen im allgemeinen und das ganze System, war nur zu offensichtlich.

Der Name war Harold Ware. Ich glaube, er war ein Mitglied der Kommunistischen Partei in den USA, oder er ist es dann später geworden. Diese Annahme stützt sich nur darauf, daß er in Jahren nachher in der amerikanischen Innenpolitik eine Rolle gespielt hat, die sogenannte „Ware-Zelle" geht auf ihn zurück, deren Aufgabe es gewesen ist, mit dem Kommunismus sympathisierende Intellektuelle und Wissenschaftler in den Regierungsapparat des Weißen Hauses in Washington einzuschleusen. Ware war schon tot, als der Senator McCarthy Ende der 40er Jahre die Überbleibsel der Ware-Zelle auszuräuchern begann. Dies spricht dafür, daß Ware tatsächlich echte Verbindungen zur Partei unterhalten hat.

Die anderen aber hatten diese bestimmt nicht. Die Ingenieure wirkten wie Athleten in einem Ring, es gab auch darunter Berufsboxer. Sie hatten alle den damals üblichen Ausweis unter dem Rockaufschlag eingenäht: To all it may concern: Comrade so and so ...; sie machten sich selbst darüber lustig, wenn sie etwas getrunken hatten, und das war sehr oft der Fall, sie hatten ihren eigenen Whisky, über den Mrs. Ware wachte ... sie hat Tag und Nacht gearbeitet, immer und zu jeder Stunde auf den Beinen, anzusehen wie eine Marketenderin; ihr unterstand außerdem noch der Autopark, ein Dutzend kleiner Fords. Mrs. Ware, wenn überhaupt verheiratet, wahrscheinlich bald geschieden von dem Professor, hat viele Jahre lang später, sicherlich auf Grund ihrer russischen Erfahrungen, die illustrierte Monatszeitung, die von der russischen Botschaft in Washington für interessierte amerikanische Leser herausgegeben wurde, geleitet.

Das Bild wurde schon nach den ersten beiden Arbeitswochen ungefähr klar: Mit Hungerhilfe und der Gesellschaft der Freunde Sowjetrußlands hatte diese Traktorenaktion nicht das geringste zu tun. Die Leute waren nichts weiter als eine der Versuchsgruppen, die die Case Tractor Company, neben der International Harvester die führende amerikanische Gesellschaft in landwirtschaftlichen Maschinen, in die verschiedensten Länder zu schicken pflegte, wo sich Chancen für ein größeres Geschäft boten, dort Arbeits- und Produktionsstatistiken zu sammeln, Leistungsproben durchzuführen, möglichst das finanzielle Risiko dieser Reklametätigkeit dem anderen Lande überlassend – vorher war die gleiche Gruppe in Griechenland und in der Türkei zum Einsatz gekommen; das Geschäftliche etwas anders getarnt als hier.

Dies kam sehr bald auch in Perm zum Durchbruch. Wir bekamen zu hören, daß weder die Freunde Sowjetrußlands noch die Arbeiterhilfe über die Traktoren verfügen könnten, noch irgendwelche russischen Stellen; diese Traktoren sind und bleiben Eigentum der Case-Traktoren-Gesellschaft. Die Verbindung über die Organisationen sei nur benutzt worden, um die besten Arbeitsbedingungen für die Leistungsprobe, die Zuteilung von Treibstoff und dergleichen zu erreichen.

Es wurden jetzt andere Töne angeschlagen. Mit 27000 Desjatinen in Saat müsse Vorsorge getroffen werden, rechtzeitig die

notwendige Kombination von Erntemaschinen zu beschaffen. Man kann eine solche Erntefläche nicht mit der Sense abmähen – wir lernten das zu unserem eigenen Erstaunen und wir fühlten uns reichlich beschämt.

Ware übermittelte mir die Forderung auf sofortige Bestellung der Ernte-Kombinate zur telegrafischen Weiterleitung nach Moskau. Es blieben für die Bestellung nur wenige Tage, der Transport von Übersee war mit drei bis vier Wochen veranschlagt.

Wie nicht anders zu erwarten, erhielt ich von Moskau keine Antwort. Die Propaganda in der russischen Presse, mit Tagesstatistiken und Leistungskurven: Maschine gegen Bauernarbeit lief auf hohen Touren, Lenin hatte sich öffentlich für unsere Arbeit persönlich eingesetzt. Die ganze Aktion drohte in einer schrecklichen Blamage zu enden, nicht nur für uns, auch für die Regierung. In solchen Fällen hört man dann eine Weile nichts, bevor eine Entscheidung nach der einen oder anderen Richtung getroffen worden ist.

Ich hatte eine Woche später eine neue Offerte Wares, der jetzt auch offen im Auftrage der Case Tractor Company auftrat – ich nehme aber an, daß er auch schon in Moskau davon gesprochen hat –, nach Moskau weiterzuleiten: Ankauf von 3000 Traktoren, Bezahlung in Raten auf drei Jahre, Option auf den Ankauf von Ernte-Kombinaten, von denen die erste Gruppe zunächst zur Probe zur Verfügung gestellt wird – ähnlich wie die ersten Traktoren. Ich bekam auch hier keinen Bescheid, wie diese Angelegenheit weiter zu behandeln sei. So vergingen die ersten vier Wochen.

Schließlich kam die Kostenrechnung für Arbeitslohn und Transport etc., pauschal auf die ganze Arbeitsphase berechnet plus der Kaufsumme der eingesetzten Traktoren; die Gesamtsumme war auf zirka 30 000 Dollar aufgelaufen. Ein Herr in Moskau wurde als Verhandlungspartner angegeben, eine Art halboffizieller Handelsbevollmächtigter der Washingtoner Regierung, eine von der Moskauer Regierung heiß umworbene Persönlichkeit, die jeweils die spätere Anerkennung der russischen Regierung durch Washington in Aussicht stellte. In dieser Phase der Entwicklung dieser mehr schon komödienhaften Erpressung wurden mir für meinen Anteil an der Traktorenaktion die Zügel aus der Hand genommen. Mir wurde

bedeutet, meine Tätigkeit in Perm abzubrechen, mit meinem Stab nach Jekaterinenburg zu übersiedeln und dort zunächst das Weitere abzuwarten. Ich wartete nicht allzulange. Es geschah auch nichts, wenigstens was die praktische Seite anlangte, die zu meiner Kenntnis gekommen wäre. Eine Kommission aus Vertretern verschiedener Ministerien ist in Perm eingetroffen, vermutlich die Liquidierung des Einsatzes nach dessen erfolgreicher Beendigung zu verhandeln. Ware wurde nach Moskau gebeten. Ob die Traktoren dann wieder nach Riga abtransportiert worden sind, weiß ich nicht, ein Eisenbahnzug war jedenfalls schon bereitgestellt.

Der Traktoren-Wettbewerb in Verbindung mit Solidarität der internationalen Arbeiterklasse ist sofort aus den Zeitungen verschwunden. Die Russen verstehen eine Blamage, die ihnen droht, beizeiten zu vertuschen. Die Erntemaschinen sind nicht gekommen. Die Ernte auf dem Versuchsgelände ist am Halm verfault. Gelesen habe ich darüber nichts. Ich habe mich später nicht einmal erkundigt.

Für mich hat alles obendrein mit einer Groteske geendet. Münzenberg, der über die Vorgänge keineswegs auf dem laufenden sein konnte, hatte inzwischen gegen mich eine große Intrige von Berlin aus aufgezogen. Er hatte angeordnet, daß die Traktoren jetzt auf verschiedene landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften aufgeteilt würden, und sich in der Folge bei der Regierung beschwert, daß ich seinen Anordnungen nicht nachgekommen sei. Er hatte meine Festnahme verlangt und war, als dies anscheinend für ihn nicht schnell genug ging, persönlich nach Moskau gekommen, um mehr Druck dahinter zu setzen. Tatsächlich wurde dann auch auf dringendes Verlangen der Komintern telegrafisch in Jekaterinenburg meine Festnahme verlangt, mit dem Befehl, mich nach Moskau zu bringen.

Die Behörden in Jekaterinenburg sind mir sehr wohlgesinnt gewesen. Sie kannten auch die wahren Verhältnisse etwas besser und haben zunächst über ein solches Ansuchen gelacht. Als aber dann der Befehl noch mehrmals wiederholt wurde, hat man mir geraten, selbst nach Moskau zu fahren, um mich dort zu verantworten. Das habe ich auch schließlich getan. Ich habe einen Bericht über meine Tätigkeit, den inneren Sinn der Aufgabe, und was davon zu erwarten gewesen wäre, die Durch-

führung, die plötzlich aufgetretenen Schwierigkeiten und das vorzeitige Ende geschrieben und diesen Bericht bei Bucharin, damals Präsident der Komintern, abgegeben. Dieser hat dann den ganzen Schwanz von Intrigen, die bereits schon das Forum der Komintern erreicht hatten, einfach beiseite geschoben, ohne daß es überhaupt zu einer Verhandlung oder auch nur zu einer Aussprache gekommen wäre.
Ich bin mir vorgekommen wie der Neuling im Boxring, der plötzlich in eine Serie von Schlägen hineingelaufen ist und sich am Boden wiederfindet, etwas verdutzt und ein wenig wirr noch im Kopf. Er steht wieder auf und versucht sich zu erinnern, woher und wie es zu den Schlägen gekommen ist; das ist, was man in der Fachsprache groggy nennt.

Den Gouvernements war die Aufgabe zugefallen, in ihrem Verwaltungsbezirk die Wirtschaft zu erfassen und wiederaufzubauen, die Produktion zu organisieren und in staatlichen Handelsgesellschaften zu entwickeln, die in der Form von nach Branchen geordneten Trusts zugleich die Eigentümer oder genauer die staatlichen Konzessionäre der Produktion geworden waren. Von einer solchen Trusthandelsgesellschaft für das Gouvernement Nowgorod war die Aufgabe an mich ergangen, ob ich bereit sein würde, die im Nowgoroder Gebiet konzessionierte Zündholzindustrie wieder in Gang zu bringen. Die mir persönlich bekannten Leiter des Nowtrestorg, der den Sitz in Petrograd hatte, wußten aus gelegentlichen Gesprächen, daß ich mir in Deutschland einige Kenntnisse von der Zündholzindustrie erworben hatte, wenngleich mehr in der Theorie.
Ich war nun froh, aus der muffigen und feindlichen Atmosphäre der Komintern wegzukommen, und hatte sofort zugesagt, ohne natürlich die geringste Vorstellung zu haben, wie die Arbeit anzufangen sei. Noch während der Berliner Intrigen war eine Kollektivspitze von drei Personen als Präsidium der Arbeiterhilfe bestimmt worden. Gerade als wieder eine der regelmäßig auftauchenden internationalen Kontrollkommissionen in Moskau eingetroffen war, die Stützpunkte im Lande zu bereisen – eine besonders überflüssige Aufgabe, als diese Stützpunkte schon längst aus inneren Verwaltungsgründen in russische Hände übergegangen waren; die Leute sind sicherlich höflich empfangen und bewirtet worden, aber sie hatten weder

etwas zu bestimmen noch zu kontrollieren, wenn sie auch über die Bedeutung ihrer Tätigkeit einige meist recht farbige Reiseschilderungen geschrieben haben aus dem roten Märchenland... immerhin, mit einer solchen Kommission wieder in Moskau, war ich bereits auf dem Weg nach Petrograd. Es traf sich mehr aus Zufall, daß ich kurz vorher als Präsident dieses Spitzenkollegiums bestätigt worden war, ohne meine Anwesenheit, ohne meine Beteiligung und ohne meine Zustimmung. Ich bin noch viele Monate später in den Werbeschriften der Arbeiterhilfe im Ausland als Präsident dieser Organisation genannt worden, obwohl ich keine Verbindung zur Organisation mehr hatte, in der Leitung als Präsident überhaupt niemals tätig gewesen bin.

Es mag vielleicht in dem Nachfolgenden erscheinen, als wollte ich mir selbst, wo ich jetzt ein mir zusagendes Tätigkeitsfeld gefunden hatte, die Entfaltungsmöglichkeiten von allem, was ich mitgebracht und einzusetzen hatte, Phantasie, Arbeitswillen, Unterordnung und das wirtschaftliche Fingerspitzengefühl mitzuhelfen, mitzubauen und zu lernen – als wollte ich mir eine nachträgliche Rechtfertigung verschaffen, mir selbst eine Lobeshymne anstimmen. Nichts liegt mir ferner. Ich brauche diese drei Jahre meiner Tätigkeit in der russischen Wirtschaft, um das Bild eines einzelnen abzurunden, der auf sich allein gestellt, sich selbst überlassen worden ist, trotz des ihm entgegengebrachten Verständnisses von so vielen Seiten, der Sympathie – ... aber trotzdem nicht anders anzuschauen wie der Artist im Zirkus vor dem großen Akt, der Trommelwirbel hat bereits angesetzt ... wird er stürzen? – diese Frage sich zu beantworten, wird das Eintrittsgeld erhoben. Ich kann diese Jahre nicht einfach weglassen.

Das zaristische Rußland hatte einen sehr bedeutenden Zündholzexport aufzuweisen. Begünstigt durch die fast unerschöpflichen Aspen-Wälder in den nordrussischen Provinzen, in Karelien und Finnland, hatte sich auf dieser Rohstoffbasis eine Industrie entwickelt, die in Europa seinerzeit nicht ihresgleichen hatte; in der maschinellen Ausrüstung allerdings bereits stärker von der schwedischen Konkurrenz abhängig. Das Schwergewicht des Exports lag mehr auf dem Holzdraht, dem Halbfabrikat, das an die europäischen Zündholz-Monopolgesellschaften, auch nach Schweden geliefert wurde. Die Frage

für mich lautete schon gleich zu Beginn: Was soll im Wiederaufbau forciert werden – die Produktion von Holzdraht oder das Fertigprodukt, die Zündhölzer?
Die sowjetische Regierung hatte erstmalig im Herbst 1922 begonnen, über Aufbaukredite im Ausland zu verhandeln, den bestehenden Finanzboykott des Westens gegen Sowjetrußland aufzulockern. Dies ist dann durch den schwedischen Bankkredit von 20 Millionen Goldrubel auch geschehen. Diese schwedische Kreditoperation war in ihrer Auswirkung weit bedeutender, als es nach dem Betrag allein aussieht. Der Kredit basierte auf dem Export von Aspenholz nach Schweden und im Auftrage des schwedischen Zündholztrusts, der sich als Makler für den europäischen Markt damit wieder einschaltete, mit anderen Worten: der Kreuger-Trust wird die Mittel für die Beschaffung des Holzes, den Abtransport und was damit zusammenhing, vorstrecken; auch der Rohstoffbezug für eine wiederaufzubauende russische Zündholzindustrie war damit gesichert. Im Hintergrund dieses ersten Kreditabkommens werden bereits Verhandlungen über die Konzessionierung der Holzdrahtfabriken am Ladoga-See durch den Schwedentrust gestanden haben. So wurde ich schon zu Beginn von dem um sehr vieles leichter durchzuführenden Wiederaufbau der Holzdrahtfabrikation auf die Produktion des Fertigfabrikates abgedrängt.
Die bei Iraida im Nowgorodschen konzentrierten Fabriken, die früher der Familie Lapschin gehört hatten, lagen über hundert Werst von der Eisenbahnlinie entfernt und gut dreißig Werst vom Wolchow-Fluß, auf dem das Holz aus dem Ladoga-Onega-Seengebiet geflößt wurde. Direkt am Wolchow, an der Bahnstation Schudowa der Magistrale Petrograd-Moskau, lag die zum Konzern gehörige Fabrik „Solnze", die während des Krieges von den Schweden gebaut worden war und auch an Kreuger verpachtet werden sollte, wozu es im Laufe des Krieges nicht mehr gekommen ist. Wir entschieden uns für die Schudowaer Fabrik, das heißt die Kommission, die mir von Petrograd und dem Sitz der Gouvernementsverwaltung Nowgorod auf den Weg gegeben war, die geeignete Fabrik für einen raschen Wiederaufbau zu finden.
Die Fabrik in Schudowa war hochmodern angelegt, moderner als ich sie aus meiner Studentenzeit im bayerischen Rosenheim

kannte. Die Aufgabe, die mir zunächst gestellt wurde, lautete: Zündhölzer herzustellen als Muster für den Export. Ich hatte eine Blankovollmacht von Petrograd, mit den entsprechenden Parteibefehlen nach Nowgorod und die örtlichen Distrikts-Sowjets – angewandt habe ich diese Mandate nicht, denn noch in 1922 bestand in diesen Gegenden keine Partei-Autorität außer derjenigen in Nowgorod, und das lag zwei bis drei Tagereisen entfernt. In die Dörfer war eigentlich nicht viel mehr als nur die Kunde gelangt, daß in Moskau ein neuer Zar sich eingesetzt hatte.

Die schwedischen Ingenieure ließen die Maschinen gegen Ausgang des Krieges wieder abmontieren; die Maschinen standen jetzt in einem Schuppen, sorgfältig in Kisten verpackt. Keine Transmissionen, die Bänder für andere Zwecke verbraucht, vermutlich für Sohlenleder. Die Belegschaft war komplett, etwa dreihundertundfünfzig Arbeiter, davon zu zwei Drittel Frauen und Mädchen aus den umliegenden Dörfern. Produziert wurde so gut wie nichts, außer den groben handgemachten Zündhölzern, die ohne Verpackung auf dem Bahnhof von Schudowa (zwei Züge am Tag) an die Durchreisenden verkauft wurden. In Schudowa und Umgegend hätte man aber auch für Geld sowieso nichts kaufen können. Es gab eine Waren-Kooperative in der Fabrik, seit langem ohne Waren, obwohl diese den Hauptanteil des Lohnes hätten ausmachen sollen, Mehl, Zucker, Tabak und Filzstiefel. Trotzdem gab es einen Buchhalter und zwei Assistenten – sie hatten weder Bücher noch überhaupt Papier, etwas einzutragen und aufzuschreiben.

Ich hatte mich bei dem früheren Direktor der Fabrik einquartiert, der von Nowgorod den Auftrag hatte, mich zu verpflegen. Solange ich in Schudowa gewesen bin, hat der Mann nicht ein einziges Mal die Fabrikräume betreten. Aber er schien der einzige zu sein, der Geld und Lebensmittel bekam von Nowgorod, vielleicht nicht allzu regelmäßig. Er war der von den früheren Eigentümern eingesetzte Verwalter, den die Sowjets vorläufig mitübernommen hatten.

Als ich das erste Mal die Fabrikräume betrat, durch die einzelnen Abteilungen ging, schlug mir eine Welle von Haß entgegen. Etwas davon ist alle die Monate zurückgeblieben. In einer Zündholzfabrik sind die über zwei Stockwerke gehenden Trockentrommeln, in denen in ständiger Rotation der Draht

und die Schachteln getrocknet werden, das Nervenzentrum der Produktion. Die Trommeln waren in Bewegung, aber es wurde nichts getrocknet. Sie waren nur gut angeheizt, die ganze Fabrik war von den beiden Dampfkesseln gut geheizt, und um die Kessel, auf den Treppen längs den Trommeln, und wo immer Dampfröhren liefen, saß und stand und lag die Belegschaft herum, ein Idyll – draußen herrschte schneidende Winterkälte. Nach der Meinung der Arbeiter war ich gekommen, dieses Idyll zu stören.

Meine Aufgabe sah ziemlich abenteuerlich aus.

Ich habe mich nicht Hals über Kopf in das Abenteuer gestürzt. Ich blieb in Petrograd, von dem Industrie-Ministerium im Hotel Savoy untergebracht, das für die Parteispitzen reserviert war, bis ich die Zusicherung einer Lieferung von am dringendsten benötigten Waren, Zucker, Tabak, Öl und ein paar Sack Grütze für die Fabrikskooperative in der Tasche hatte. Nicht nur in der Tasche, ich stand dabei, wie die Waren, etwa ein halber Waggon, verladen wurden, und ich bin auch erst mit dem Zuge gefahren, dem dieser Waggon angehängt war. Die Frauen, die am Bahnhof in Schudowa selbstgefertigte Zündhölzer verkauften, haben mir diesen Waggon dann mit ausgeladen. Eisenbahnarbeiter gab es damals in Schudowa nicht, nur ein Herr, der, nach seiner Mütze zu schließen, aussah wie der Stationsvorsteher, und der tat sehr verwundert. Jedenfalls – ich konnte die Kisten noch in die Fabrik transportieren. Nach längerem Warten sind aus dem Nichts zwei Gefährte aufgetaucht, und die Bauern haben aufgeladen, als hätten sie bisher in ihrem Leben niemals etwas anderes getan. So zogen wir, die Zündholzverkäuferinnen auch noch mit auf die Wagen verstaut, in den Fabrikhof ein. Gesprochen wurde nichts. Es ging schon auf den Abend. Ein Wächter hatte sich eingefunden, der mit einem Gewehr bewaffnet vor dem Lagerraum der Kooperative stand. Ich hatte ihn nicht bestellt, ich weiß auch nicht, wie lange er dort gestanden hat.

Am nächsten Tage ist der Maschinist gekommen, den ich über den Nowtrestorg hatte engagieren lassen. Der Mann war mir im Petrograder Hafengelände begegnet und hatte mich deutsch um eine Arbeit angesprochen. Es ergab sich aus dem Gespräch, daß er auf deutschen Schiffen als Maschinist gefahren war. Ich hielt ihn für einen Russen, er gab sich auch zuerst als rus-

sisches Parteimitglied aus. Es stellte sich dann heraus, daß er ein Deutscher war, geboren in Königshütte, im Kriege mit seinem Schiff versenkt und in Dänemark als Flüchtling untergetaucht, dort eine russische Frau geheiratet hatte und nach Petrograd gekommen war; sein Name war Larisch. Der Typ eines deutschen Arbeiters, dem nichts fremd ist und der alles kann. Solange ich in Rußland in der Wirtschaft tätig gewesen bin, ist er bei mir geblieben als technischer Berater, Direktor, Geschäftsführer, als Unterhändler den Behörden gegenüber und als Maschinist – wie immer groß oder wie klein man die Tätigkeit eines Arbeitskameraden bezeichnen kann, mit dem man eine Einheit bildet.

Ein paar Tage später haben wir uns aus Petrograd noch einen finnischen Heizer und einen Maschinenschlosser undurchsichtiger Nationalität, angeblich ein rumänischer Monteur, geholt. Beide waren von der Polizei als unerwünschte Ausländer festgesetzt. Sie wurden der Fabrik als Arbeitskräfte überwiesen. Ich hatte einen Verpflichtungsschein für die Leute zu unterschreiben, sie an die Polizei wieder abzuliefern – ein Wisch Papier; ich hätte sie nicht festhalten können und habe mich auch um den Schein nicht im Geringsten gekümmert.

So fing die Arbeit an. Ich habe die ersten Tage versucht, mit den einzelnen Arbeitsgruppen mich zu verständigen. Hätte ich einen Sprecher und Vertreter gehabt aus jeder Gruppe – es war nicht zu erreichen. Die Leute waren zwar nicht offen ablehnend, sie waren auch intelligent genug, den Arbeitsprozeß, den ich ihnen zu erklären hatte, sofort zu verstehen, aber wichen jeder Möglichkeit einer engeren und mehr freundschaftlichen Zusammenarbeit aus. In Wirklichkeit stießen wir in diesen ersten Wochen mit allen Erklärungen, Anordnungen und dem Versuch, eine Arbeitsdisziplin einzuführen, gegen eine solide Wand.

Nach einem Monat hatte sich das dann allerdings bereits etwas gelockert, in dem Grade, wie die Arbeit konkretere Formen anzunehmen begann. Die Transmissionen wurden neu gelegt, die Heizkessel überholt, Maschinen repariert, transferiert und neu montiert, die neuen schwedischen Maschinen wurden zunächst einzeln aufgeteilt, bis wir in ganzen Abteilungen die alten auswechseln konnten. Ich hatte versucht, die neuen Maschinen im Leerlauf vorzudemonstrieren; das Inter-

esse war nicht gerade groß. Aber die Facharbeiter tauchten einer nach dem andern auf, die wir für die Herstellung der Zündmasse und für die Zündmassen-Bäder benötigten, vor allem die hochqualifizierten Arbeiter, die den Holzdraht in den Rahmen füllen, der dann in die Füllmaschine geht. Ihr Fehlen war mir vorher kaum aufgefallen, weil sie noch nicht eingesetzt werden konnten. Aber wären diese Leute nicht von selbst einer nach dem andern gekommen, ich selbst hätte sie nicht herbeischaffen können.

Während dieser Vorbereitungen – wir sind auch im Betrieb selbst nicht völlig müßig gewesen, ich hatte die Herstellung der groben Küchenhölzer etwas verbessert, sie wurden jetzt auch in Pappschachteln verkauft; ich hatte eine Eisenbahner-Kooperative aufgetrieben, die uns die Hölzer abnahm und gegen verschiedene Gebrauchswaren umtauschte – waren Larisch und der Rumäne auf der Suche nach fehlenden Werkzeugen, Maschinenteilen und Chemikalien unterwegs. Wir hatten einen Wagen aufgetrieben, mit dem sie in die stillgelegten Betriebe um Iraida fuhren. An und für sich hätten meine Ausweise nicht ausgereicht, dort Materialien und Maschinen abzuholen, aber in solchen Fällen kommt es meist nur darauf an, wie sicher man auftritt. Wir holten uns alles, was wir brauchten und ein paar nagelneue Verpackungsmaschinen noch dazu. Gegen den Protest der dortigen Verwalter, eine Gerichts- und Polizeiaktion schien als drohende Gewitterwolke am Horizont aufzuziehen. Aber es geschah weiter nichts. Ich hatte einfach nicht die Zeit, die entsprechenden Papiere und Gesuche bei den zuständigen Stellen einzureichen.

Ich habe in einem Buch, „Die Geschichte einer Fabrik" betitelt, die Tätigkeit unserer Gruppe in Schudowa beschrieben. Das Buch wurde in einem von Moskau dirigierten Berliner Verlag gedruckt, ist nicht mehr zur Auslieferung gelangt, da der Verlag, als trotzkistisch verdächtigt, geschlossen wurde. Es sind nur wenige Exemplare des Buches überhaupt in Umlauf gekommen; merkwürdigerweise befindet sich eins in der Library of Congress in Washington. Wie mir später einer der in diesem Komintern-Verlag beschäftigt gewesenen Packer in Rom erzählt hat – den Mann habe ich dort als den Leiter der UNRRA gefunden, der Hilfsorganisation der Vereinten Nationen für die von Hitler Vertriebenen –, ist die Auflage eingestampft

worden. Ich will hier nur einige Hauptpunkte aufgreifen:
Meine Gruppe hatte ich gleichfalls im Hause des Verwalters einquartiert. Im Laufe der Woche waren noch zwei weitere in Petrograd gestrandete Seeleute hinzugekommen, ein Schwede und ein Finne. Wir schliefen alle zusammen in dem kleinen Raum, den uns der Verwalter abgetreten hatte. Eigentlich haben wir uns nur bei den beiden Mahlzeiten zwischen den Schichten etwas persönlich kennengelernt; ich hatte die Arbeit in zwei Schichten eingeteilt, von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends, und auch dann war noch die für den nächsten Tag vorgesehene Arbeit vorzubereiten, was für gewöhnlich einige Stunden in Anspruch nahm.
Wir hatten das Wehr am Wolchowfluß auszubessern, eine neue Landungsplattform zu bauen. Mit einer regelmäßigen Zufuhr von Aspenstämmen auf dem Fluß war nicht vor den Sommermonaten zu rechnen. Es lag längs des Flusses, in kleinen Buchten, Holz genug gestaut, um die Fabrik für einige Monate in Gang zu halten; außerdem hatten sich die Bauern aus diesen aufgestauten Flößen mit Brennholz eingedeckt; im schlimmsten Falle würden wir es ihnen wieder abnehmen. Aber auch das im Fluß verbliebene Holz mußte abtransportiert werden, bis zu 10-15 Werst von der Fabrik entfernt. Das würde davon abhängen, ob uns die Bauern die Gespanne stellten.
Wir fingen auch sonst die Arbeit nicht in der Fabrik selbst an. Wir stellten die elektrischen Leitungen zu den Dörfern, die bisher von dem Werk in der Fabrik den Strom bezogen hatten, wieder her. Wir hatten nicht den ganzen Tag Licht, besonders, als später auch die schweren Schneide- und Schälmaschinen in Betrieb genommen waren; aber es ließ sich so einrichten, daß wir auch noch ins Dorf Strom liefern konnten. Wir würden eine neue Station bekommen, wurde uns zugesichert, sobald die Erlaubnis für die Abmontage ungenützter Generatoren aus Moskau eingetroffen sei.
Ich hatte die Bauern der Dörfer im Umkreis zu einer Versammlung einberufen lassen. Es waren Bauern, aber zugleich auch Arbeiter, zum mindesten was die Frauen und Mädchen anlangte. In normaleren Zeiten dürften diese Bauern mit Arbeiten im Walde beschäftigt gewesen sein. Von was die Leute diese Revolutionsjahre über gelebt haben, blieb mir ein Rätsel.

Die Zusammenkunft hat im Fabrikhof stattgefunden. Die Kontorräume innerhalb der Fabrik waren zu klein für diesen Zweck. Ich hatte dort heißes Wasser aufstellen lassen und Tee – die Bauern gingen einzeln ins Kontor, hin und her, sich aufzuwärmen. Es war im Dezember und außerordentlich kalt. Die Versammlung sollte nicht in den Fabrikhallen selbst stattfinden; ich wollte nicht das Beispiel geben für künftige Versammlungen in der Fabrik, was damals in den Städten bereits in Mode gekommen war. Aufhalten ließ sich diese Entwicklung zwar nicht, aber ich wollte wenigstens erst den Betrieb in Gang haben.

Ich habe zu den Versammelten gesprochen, es werden einige Hundert zusammengekommen sein, mit den Frauen und Kindern. Ich konnte mich nicht fließend genug in russisch ausdrücken, so daß Larisch als Übersetzer fungierte. Ich hätte auch gleich Larisch sprechen lassen können, doch wäre es ein taktischer Fehler gewesen: die Russen glauben an die Autorität und in gleicher Weise an die hierarchische Ordnung dieser Autorität.

Ich erzählte ihnen von der Notwendigkeit, diese Fabrik in Gang zu bringen, von dem Nutzen für den Staat, für das russische Volk und von ihrem persönlichen Nutzen im besonderen. Ich ließ durch den Buchhalter die damals gültigen Lohngesetze vorlesen, die Differenzierung der Lohnkategorien und was sich daraus im einzelnen für Lohnsätze für die Arbeiter in der Fabrik ergeben würden; sodann auch für die Arbeiter außerhalb der Fabrik – ich brauchte nicht nur die Gespanne, wir hatten auch neue Schuppen zu bauen, ein Pförtnerhaus am Eingang zum Fabrikhof, wir hatten die Lagerhäuser herzurichten, die Straße zur Bahnstation instandzusetzen und ähnliches mehr; ich brauchte die Bauern.

Nicht ein einziges Wort wurde von Partei und Kommunismus gesprochen. Wenn, was sicherlich der Fall gewesen ist, örtliche Funktionäre dabei gewesen sind, so haben sie sich nicht gemeldet; wahrscheinlich waren sie nur auf dem Papier als solche registriert; gerade – um der allgemeinen Verwaltungsvorschrift Genüge zu tun.

Ich mußte den Arbeitern und Bauern im Hof sagen, daß die Fabrik sie vorläufig nicht bezahlen konnte. Jede Leistung – Tag und Stunde – würde aufgeschrieben. Sie würden ihren

Lohn errechnet bekommen, entweder in Geld oder in Warenlieferungen von der Kooperative, aber nicht sofort, sondern den augenblicklichen Möglichkeiten entsprechend. Das Vertrauen, das sie uns entgegenbrachten, die Fabrik arbeiten zu lassen, würde sich in das Vertrauen der Behörden und der Regierung umsetzen, darauf zu achten, daß die Schulden für die geleistete Arbeit auch gezahlt wurden.
Es erweckte keine Begeisterung, es erweckte auch keinen Widerspruch, und eine mehr stillschweigende Zustimmung. Ich ließ ihnen die einzelnen Phasen des Aufbaus erklären, sehr im allgemeinen, die Notwendigkeit einer Qualitätsproduktion, die mit der besten in der Welt Konkurrenz halten müßte, und die Notwendigkeit einer straffen Arbeitsdisziplin.
Wir hatten die Arbeit unter uns so aufgeteilt, daß jeder von unserer Gruppe für einen Arbeitsvorgang zuständig war, die Verbindung zwischen Anlieferung, Verarbeitung und Weitergabe zu halten hatte, bei der Bedienung der Maschinen aushalf – das hieß, er solle sich von seinem Platz nicht entfernen, außer bei besonderem Anlaß. In der ersten Zeit haben sich die Arbeiter darüber sehr gewundert, wahrscheinlich diese Praxis als eine lästige Beaufsichtigung angesehen.
Wir haben indessen mit jedem Tag mehr an Vertrauen gewonnen, keine Zuneigung, aber einen gewissen Respekt. Nach etwa sechs Wochen konnten wir die Schäl- und Schneidemaschinen laufen lassen, eine Woche später die verschiedenen Maschinen für die Schachtelherstellung, und wieder eine Woche später die komplizierten Füllmaschinen; wir hatten dann schon angefangen zu produzieren. Zwar waren es noch nicht die verlangten Muster, aber Zündhölzer von einer mittleren Qualität, die wir auf dem regulären Markt in Rußland hätten absetzen können. Das Nowgoroder Wirtschaftsamt wollte sich auch damit begnügen, wir sollten aufhören, die Arbeit auf den Export auszurichten. Die Petrograder Trusthandelsgesellschaft mußte die Intervention der Moskauer Ministerien anrufen, damit wir unsere Arbeit fortsetzen konnten.
Es sind Kämpfe und Intrigen am Rande gewesen, genährt durch Dummheit und Mißgunst der unteren Parteibürokratie. Sie haben uns zunächst wenig gestört, sie sind auch zumeist nicht bis zur Fabrik selbst vorgedrungen. Sie hatten den Nebenerfolg, daß der Nowtrestorg unsere Kooperative reichlicher mit

Waren belieferte und auch ein wenig mit Geld, so daß wir einen regelrechten Zahltag abhalten konnten.
Es gab natürlich auch einige kritische Situationen.
Die erste war gleich zu Beginn der Arbeit mit den angelaufenen Maschinen, als ich die Fabriktore schließen ließ. Eine Viertelstunde vor dem Beginn der Schicht wurde mit der Dampfpfeife das Signal gegeben, eine Viertelstunde nach dem Beginn wurden die Tore geschlossen. Die Arbeiter, die bis dahin nicht erschienen, blieben draußen. Für Schudowa war das damals gleichbedeutend mit der Revolution. In den ersten Tagen hatte sich besonders in der Frühschicht eine recht beträchtliche Menge draußen angesammelt. Es geschah weiter nichts, aber es hätte auch bei der tief im Untergrund vorhandenen Mißstimmung zu einer Explosion kommen können. Ich ließ in den ersten Tagen ausnahmsweise die Zuspätgekommenen in der zweiten Schicht arbeiten. Dem Pförtner, dem ich zuerst einen unserer Seeleute zur Unterstützung beigegeben hatte, machte es richtigen Spaß, die „Säumigen" abzuweisen. Er schrieb die Zuspätgekommenen in ein Buch ein, was vielleicht am meisten Eindruck gemacht hat.
Kritischer wurde die Lage, als die Parteibürokratie in Nowgorod sich für die Fabrik in Schudowa zu interessieren begann. Es erschienen in nicht abreißender Folge die Kommissionen – die Gewerkschaften interessierten sich für die Hygiene der Arbeitsplätze, nach der man sich in Moskau hätte viel dringlicher umsehen müssen, die Lohnsätze und deren Auszahlung; darüber schrieben sie dann ein Protokoll – über die vorgefundenen Mißstände. Die Partei-Instrukteure erkundigten sich, welche Schulungsarbeit an politischer Erziehung unter den Arbeitern von der Fabrikleitung aus unternommen würde. Sie vermißten das Bestehen einer Parteizelle, in die die Leute aus Nowgorod kommandiert werden sollten, die mit auf die Lohnliste zu setzen waren. Die oberste Schulbehörde hatte durch tagelanges Befragen im Betrieb festgestellt, daß von den älteren Arbeitern über fünfzig Prozent nicht lesen und schreiben konnten; von den jüngeren, den während des Krieges Herangewachsenen hatte die weitaus größere Zahl seit der Revolution keine Schule mehr besucht. Ich konnte in der mir überlassenen Abschrift des Protokolls ersehen, welch unerhörter Skandal das war, den man der Fabrikleitung zur Last legen müßte.

Es sollte sofort mit dem Unterricht der Illiteraten begonnen werden, mit einem Fortbildungsunterricht der Jugendlichen, und zwar während der regulären Arbeitszeit; ein Schulzimmer müsse in den Betriebsanlagen eingerichtet werden, ein Lehrer bestellt, der von Nowgorod geschickt würde – Wohnung und Essen und Gehalt zu Lasten der Fabrik. Wahrscheinlich hat das alles in den gedruckten Vorschriften gestanden.
Die Moskauer Regierung hatte die Zukunft in einem Vordruck Satz für Satz festgelegt; – daß tatsächlich dann im Laufe der Jahre und Stück für Stück vieles davon verwirklicht worden ist, das ist das Wunder. In Schudowa ließ sich dies vorerst nicht durchführen. Ich habe das den verschiedenen Kommissionen versucht zu erklären. Als ich damit keinen Erfolg hatte, schmiß ich die Kommissionen raus. Spätere, die trotzdem nicht abzuschrecken waren, habe ich nicht mehr durchs Tor gelassen. Larisch hat sich draußen mit ihnen unterhalten. Im allgemeinen konnte ich solche Genossen nach dem Nowtrestorg in Petrograd abschieben; ich habe mich nicht dafür interessiert. Immerhin mag sich bei der Nowgoroder Parteibürokratie ein ansehnliches Dossier gegen mich angesammelt haben.
Die größte Krise aber war in der Fabrik selbst zu überwinden. An den Schachtelmaschinen lief durch eine Tube automatisch Klebstoff für die Papierstreifen, die Boden und Seitenwände der Schachtel zusammenhalten sollten. In der Zuführung der meist hauchdünnen Holzbänder entstehen Stockungen durch Splitterung; die Splitter müssen sogleich entfernt werden, oder die Maschine für einen Augenblick gestoppt, weil sonst der Klebstoff sich über das Maschinenband breitet, was automatisch die Maschine zum Stillstand bringt. In diesem Saal arbeiteten meist jüngere Mädchen, die ich für anstelliger gehalten hatte als die älteren Bauernfrauen. Ich mußte mich eines besseren belehren lassen.
An 24 Maschinen auf jeder Reihe waren 12 Arbeiterinnen beschäftigt, auf die Maschinen aufzupassen und eventuelle Störungen zu beseitigen. Ich hatte bei den sorgfältig und keineswegs überstürzten Proben den Eindruck, daß die Mädchen das schaffen würden. Stattdessen sahen sie zum Fenster hinaus, standen herum zu einem vertraulichen Schwatz und machten sich über die Alten lustig, die sich in der gegenüberliegenden Reihe mit den Maschinen abmühten – es waren keine be-

sonderen Handgriffe zu tun, nur aufzupassen... wir predigten tauben Ohren; offener Widerstand.
Die Folge war, daß ständig ein gut Teil der Schachtelmaschinen Bruch produzierten oder stillstanden, so daß die Zuleitung über die Trockentrommel in die Abteilung der Füllmaschinen nicht ausreichte. Die Füllmaschinen konnten die zugeleiteten Rahmen mit den bereits mit Zündmasse bedeckten Hölzern nicht verarbeiten, die Zuleitung mußte eingeschränkt werden, weil in die Maschine nicht die entsprechende Menge Schachteln nachgeschoben wurde. Und dies wiederum wirkte sich bei den Arbeitern aus, die die Rahmen stopften – das Kernstück im Produktionsprozeß und die eigentliche Spitze.
Diese hochqualifizierten Arbeiter hatten mich aufgefordert, über einen neuen Lohnvertrag zu verhandeln, der für den Rahmen einen Stücklohn vorsah. Obwohl das damals in der Sowjetunion verboten war, hatte ich zugesagt, die Stücklohn-Skala entsprechend dem Produktionsauskommen mit ihnen zu besprechen, das heißt, Stücklohn plus einem gleitenden Bonus.
Ich bin zu diesen Arbeitern gegangen und habe ihnen erklärt: Ich von mir aus kann nichts tun, den Mädchen eine Arbeitsdisziplin beizubringen. Ich habe auch nach den gesetzlichen Arbeitsbestimmungen keine Möglichkeit, sie zu bestrafen oder sie ohne weiteres hinauszuschmeißen. An der Lässigkeit dieser Abteilung im oberen Stock an den Schachtelmaschinen scheitert die Stücklohnfrage, mehr noch, wir können die Produktion überhaupt nicht ordentlich in Gang bringen, und wir, das heißt unsere fremdstämmige Gruppe wird gezwungen sein, die Arbeit hier aufzugeben.
Die Männer haben sich Stöcke gegriffen, ganze Holzlatten und was sonst zur Hand war, und sind in die oberen Stockwerke hinaufgegangen. Ich bin nicht Zeuge gewesen... aber die Arbeit lief von diesem Tage an ohne Stockungen; die Leute haben ihren Stücklohn bekommen.
Ich muß noch erwähnen, daß in den ersten Monaten ziemlich oft gegen mich, auch gegen andere Helfer der Gruppe, Anschläge versucht worden sind; meist ziemlich harmlos – es flog ein Stück Holz herum, ohne zu treffen, es fehlten plötzlich Sprossen an der Leiter, die für die Anlage der Transmissionen benutzt wurde, der Weg zu unserer Behausung war mit frischem Wasser begossen, das sofort zu Glatteis fror, so daß wir

auf dem Wege zu Fall kamen. Etwas ernster waren die Versuche, mich von den Füllmaschinen wegzubringen, an die ich mir besonders intelligent scheinende Mädchen gestellt hatte. Sobald ich hinter der Maschine erschien und mich etwas näher über das Band beugte – zwischen dem Mädchen und mir stand die Maschine, in Kopfhöhe etwa der Rahmen, aus dem die Zündhölzer in die Schachteln automatisch gefüllt wurden, bin ich mit einer Stichflamme begrüßt worden. Die Arbeiterinnen hatten sehr bald herausgefunden, daß sie, obwohl die Maschine in der Laufgeschwindigkeit der Bänder eingestellt war, leichte Verschiebungen vornehmen konnten, so daß mehr Zündhölzer in die am laufenden Band vorbeiziehende Schachtel gepreßt wurden als normalerweise hineingingen. Unter diesem Druck ist dann die Schachtel explodiert, meist auch noch den ganzen Rahmen zur Explosion bringend, von dem aus dann eine hohe Stichflamme gegen mich schoß – in genau der Höhe der Augen. Ich habe meistens Glück gehabt und konnte vorher zurückweichen, aber ich bin die längste Zeit mit abgesengten Augenbrauen und angebrannten Stirnhaaren herumgelaufen.

Weder ich noch die andern, denen manchmal das gleiche geschah, haben davon Notiz genommen, überhaupt es nur auch erwähnt, am wenigsten den Mädchen gegenüber. Wir haben es ignoriert. Es hat dann auch von selbst aufgehört. Viel, glaube ich, wird damit zusammenhängen, daß wir keinerlei Verbindungen zu den Arbeitern hatten, auch keine gesucht haben. Wir sind, nicht nur der Sprache nach, sondern auch sonst eben völlig Fremde gewesen – wie aus einer anderen Welt, oder genauer gesagt: wir waren weder die Herren, die Antreiber, die Meister oder die Direktoren und Besitzer, die sich, wie es scheint, das Geld in die Tasche stecken, das die Arbeiter erst erarbeiten müssen, oder wie man das sonst ausdrücken kann. Auch dies enthält noch eine persönliche Beziehung. Wir waren mehr wie die unpersönlichen Maschinen, Teil der Maschine, die erst die Produktion in Gang bringt. Zunächst hat das keiner gern, auch in weniger primitiven Umständen, aber später wird man sich daran gewöhnen, ob man will oder nicht – an die Maschine, weniger an den Menschen. Ich habe in diesem Jahr einen sehr eindringlichen Anschauungsunterricht bekommen: Das Wesentliche und wirklich Ent-

scheidende einer Revolution geht nach innen und erfaßt dort in der Existenzbasis das Unscheinbare und kaum Beachtete. Kein ohrenbetäubendes Demagogengeschrei, keine Aufmärsche, keine Straßenkämpfe, keine Bomben und keine offenen Liquidierungen unter der Maske revolutionärer Justiz – das sind alles Zufälligkeiten, sie liegen an der Oberfläche, sie täuschen etwas vor, das nicht ist und noch nicht ist – und meistens wird es niemals sein. So schnell wird das vergessen.

Wir haben etwa neun Monate in Schudowa gearbeitet, in der Fabrik „Solnze", das ist das russische Wort für „Sonne". Wir haben die Sonne kaum gesehen. Es war dunkel, wenn wir zur ersten Schicht gegangen sind, und es war dunkel, wenn wir spät nachts in unsern Schlafraum gekommen sind. Aber es war großartig. Es ist für mich ein gewaltiger Auftrieb gewesen. Ich habe erstmalig angefangen, die Welt neu zu sehen und mit anderen Augen.

Die Produktion der Zündhölzer wurde ein außerordentlicher Erfolg. Wir konnten die ersten Kisten von Mustern in allen Größen und Qualitäten nach Petrograd liefern, mit Preisen und Lieferterminen. Einzelne Muster hatten wir schon ganz am Anfang der Entwicklung abgegeben.

Wir bekamen einen Auftrag auf 3000 Kisten in der Schmalschachtel zu 25 Stück, bestimmt für die Automaten auf den Untergrundbahnhöfen in London. Wir waren am Ziel. Der Kaufvertrag über eine beträchtliche Anzahlung und mit einer Option auf weitere 30 000 Kisten würde in diesen Tagen in Reval unterzeichnet. Mehr durch Zufall hatten wir von den Revaler Verhandlungen gehört, die vom Außenhandels-Ministerium geführt wurden.

Wir hatten schon begonnen, jetzt, wo alles leichter geworden war, Pläne zu schmieden... sollten wir nach Iraida umziehen und die dortigen Betriebe aufbauen? oder die „Solnze" weiter ausbauen, den Abfall verwerten in Nebenbetrieben, wie dies überall in der europäischen Zündholzindustrie geschah? Maschinen aufstellen, die Holzwolle pressen und zu Spulen drehen, an denen in der russischen Wirtschaft großer Mangel war? ... Man hat mich der Antwort auf diese Fragen schnell enthoben.

Der Verwalter kam in die Fabrik, das erste Mal seit neun Monaten, mit einem Telegramm, das vom Nowgoroder

Wirtschafts-Sowjet an ihn gerichtet war: ich hätte die Fabrik sofort zu verlassen und mich noch am gleichen Tage nach Petrograd zu begeben, zum Nowtrestorg.
Der Mann wußte mehr, als er uns sagte. Er hatte auch angedeutet, daß es am besten wäre, ich würde die andern mitnehmen; ich glaube, sie wären ohnehin ohne mich nicht geblieben.
Wir warteten die Stunden bis zum Abgang des Zuges im Hause des Verwalters; weder Essen noch Tee wurde aufgetragen.
Was ich noch sehen konnte: Die Arbeit in der Fabrik ging weiter, als wäre nichts geschehen. In gewohnter Weise kam das Signal für den Beginn der zweiten Schicht.
Ich hatte geglaubt, daß ich unter den älteren Arbeitern im Laufe der letzten Monate einige Freunde gewonnen hätte. Ich war mit ihnen zeitweilig ins Gespräch gekommen, hatte Fragen beantwortet, fachliche wie persönliche.
Ich hatte gehofft, daß vielleicht beim Schichtwechsel uns der eine oder andere aufsuchen würde, und wenn es nur aus Neugier gewesen wäre. Praktisch saßen wir im Hause des Verwalters wie Gefangene, unschlüssig wie sich verhalten, beinahe auch unfähig, etwas zu tun. Was wäre geworden, wenn wir uns dem Befehl widersetzt und zum mindesten in die Fabrik zurückgegangen wären?
Es ist niemand gekommen. Auch als wir am Abend zur Bahnstation gingen – der Verwalter schrieb uns diesmal den Transportschein aus für die Eisenbahn –, waren keine Neugierigen auf der Straße... ich hatte damit gerechnet, aus einem Blick wenigstens etwas von der Reaktion unserer Arbeiter zu erfahren.

Am nächsten Tag habe ich dann im Büro des Nowtrustorg erfahren, daß der Oberste Sowjet in Moskau auf Vorschlag des Industrie-Ministeriums einen Vertrag mit dem Kreuger-Konzern unterzeichnet hatte, worin dem Schwedentrust die diesem früher gehörenden Holzdrahtfabriken am Ladoga-See in Pacht zurückgegeben wurden neben einer Option für die „Solnze" in Schudowa. Eine Kommission aus Schweden zur Festlegung der Einzelheiten für diesen Konzessionsvertrag sei bereits unterwegs. Man hatte in Moskau nicht gewünscht, daß die „Aus-

länder“ bei der wahrscheinlich zu erwartenden Übergabe der Fabrik noch anwesend seien. Das war alles; es klärte den Vorgang nach der Vorgeschichte auf; aber sonst kein weiteres Wort.

Mir wurde im „Savoy“ eine Suite mit Bad zur Verfügung gestellt – für die damalige Zeit ein unerhörter Luxus. Unsere Arbeitsgruppe hatte sich aufgelöst. Bis auf Larisch sind die andern ohne Abschied verschwunden. Ich habe sie nicht mehr wiedergesehen, und ich weiß auch nicht, was aus ihnen geworden ist.

Larisch hatte eine Nebenbemerkung bei unserem Besuch im Nowtrestorg, man werde sich bemühen, für uns eine andere Fabrik zu finden, wortwörtlich aufgefaßt. Ich selbst hatte das halb überhört und vor allem kaum ernst genommen; offengestanden noch stark unter dem Eindruck des ersten Schocks.

Die Leute sind uns das schuldig, pflegte Larisch aufzutrumpfen. Durch seine Bemühungen und den ständigen Druck, den er bei den Verhandlungen über einen neuen Arbeitsauftrag dahinter setzte, ist es ihm gelungen, daß der Nowtrestorg durch Vorstellungen beim Petrograder Wirtschafts-Sowjet das Versprechen eingehalten hat. Wir bekamen einen Betrieb in Petrograd zugewiesen, leider nicht Larisch oder irgendein arbeitsfähiges Kollektiv, sondern ich allein hatte die Konzessionserteilung und die Übergabe der Fabrik zu unterzeichnen als der Verantwortliche – den Titel meiner Stellung hätte ich mir selbst aussuchen können. Ich setzte dann Larisch als Betriebsdirektor ein. Bei der Partei ließ ich als Eigentümer die gerade in der Gründung befindliche Hilfsorganisation für die Opfer des Zarismus, praktisch ein Verein der ehemals nach Sibirien Verschickten, eintragen. Der Präsident dieser Organisation versprach, sobald als möglich nach Petrograd zu kommen, um mit mir alles weitere zu besprechen, eine Leitung einzusetzen, den Schutz unserer Arbeit gegen Behörden und Parteibürokratie zu übernehmen ... er ist nicht gekommen, vermutlich, weil die Mehrzahl der Vereinsmitglieder wieder nach Sibirien zurückgeschickt worden waren. Immerhin – soweit überhaupt ein Betrieb geschützt werden konnte, hat der Name sehr geholfen.

So übernahmen wir die Fabrik „Ressora“, ursprünglich eine Werkzeugfabrik, die im Kriege Granatverschlüsse gedreht hatte und allerhand Eisenbahnmaterial, zeitweilig waren 5000 bis

7000 Arbeiter beschäftigt, drei große Maschinenhallen, Schlosserei, Schmiede und eine große Schweißanlage, ein halbes Dutzend Lagerschuppen, Gleisanschlüsse zu einer Industriebahn längs der Newa und eine eigene Laderampe am Fluß. Diese Aufzählung läßt einen Vergleich mit den größten Betrieben in Petrograd zu, wie den Putilow-Werken und der französisch-russischen Werft. Aber das Ganze wirkte wie die Kulisse aus einem Märchenspiel, bei dem die Darsteller plötzlich davongelaufen waren und alles stehen und liegen gelassen hatten. Auf die Revolverbänke in langen Reihen in einer der Hallen und die Stanzmaschinen in einer anderen wirbelten die Schneeflocken durch das beschädigte Dach, in der Schmiede hätte man Schlittschuh laufen können.

In der Fabrik waren insgesamt sieben Arbeiter vorhanden, die von dem Sowjet regelmäßige Lebensmittelrationen empfingen. Sie waren als Wächter registriert, in Wirklichkeit waren es Ingenieure, die den Zusammenbruch auf diese Art zu überleben gedachten.

Ich hatte die Übernahme eines Warenlagers zu unterschreiben, in der Hauptsache neben den für uns vorläufig noch wertlosen Halbfabrikaten und Schrott, Eisenbleche in den verschiedensten Spezifikationen und Zink, im Werte auf 200000 Goldrubel angesetzt.

Ich habe es mir nicht eingestehen wollen ... ich war bereits stark angeschlagen. Gewiß – die Konzessionserteilung mag ein großer Vertrauensbeweis gewesen sein, vielleicht auch eine Art Abfindung, aber wie sollte es weitergehen? Ich verstehe von dem „größeren Ziel" genausoviel wie jeder andere. Den Wirtschaftsboykott mit durchbrechen zu helfen war damals ein Ziel, hinter dem alle persönlichen Rücksichtnahmen zurücktreten müssen – das versteht sich von selbst. Aber es war eben nicht nur das ... du stehst im Wege, und du gehörst nicht dazu, du bist nicht mit dabei, wenn das entschieden wird. Leistung, Spannkraft, Glauben – das existiert dann von einem Augenblick zum andern nicht mehr, nur die Paragraphen, verstaubt, wenngleich neu gedruckt. Du stehst im Wege, du wirst – vielleicht – im Wege stehen, und statt Zuspruch, Erklärungen und ähnlichem erhältst du den Fußtritt, im besten Fall. Na schön – man kann sich auch damit abfinden. Man wird sich darauf einrichten müssen. In der nächsten Genera-

tion wird schon alles besser sein ... vielleicht sind solche Gedanken und Perspektiven ein Ausweg.
Aber auch das ist noch nicht genug. Die Walze, die dich soeben überfahren hat, muß noch Vorsorge treffen, was mit dir künftig geschieht. Nicht, um dich wieder auf die Beine zu stellen, sondern Vorsorge zu treffen, daß du weiter am Boden bleibst, im Verdacht, daß du wieder aufstehen könntest. Wer das nicht versteht, hat sich noch nicht die Mühe genommen, die Geschichte der kommunistischen Parteibewegung zu studieren und in sich aufzunehmen. Ich bin überzeugt, daß die Partei für ihren Bestand gar nicht anders handeln kann. Man sollte nur diese Erkenntnis den Mitgliedern und Mitläufern rechtzeitig beibringen, sie unterrichten, anstatt daß dieser Unterricht dann aus der Praxis erfolgt, wenn die Parteimaschine gegen den einzelnen bereits eingesetzt ist.
Darunter sind dann die Leute, die das „größere Ziel" vor Augen haben, d.h., sie verstehen sich besser darauf, sich ständig selbst zu belügen; die Gerechten, die Alleswisser und die Allgegenwärtigen im Gemüsegarten der Weltanschauung. Sie sind zufällig in die Bewegung, in eine Entwicklung mit hineingeschoben, in der sie schwimmen gelernt haben. Sie halten sich oben, solange sie eben können –. Sie befehlen, urteilen und richten. Psychologisch interessante Figuren trotzdem! Ich möchte ihre Pisse sammeln, zu Studienzwecken.

Die Geschichte der Fabrik „Ressora" ist nicht typisch für den neuen Wirtschaftskurs des ausgehenden Lenin-Regimes; eher eine Seifenblase am Rande. Es genügt, einige äußere Merkmale aufzuzeichnen, soweit sie geeignet gewesen sind, die letzten Reste von Eigeninitiative zu ersticken.
Die Differenzierung zwischen Substanz und Kapital wird in der marxistischen Theorie sehr stiefmütterlich behandelt. Bevor der russische Staatskapitalismus einen gemeinsamen Nenner für beide entwickeln konnte, war über ein Jahrzehnt ein völliger Leerlauf in der Wirtschaft eingetreten, wobei die Initiative bestraft und die stupide Apathie, das ist der Buchstabenglaube, belohnt wurde. Zwischen beiden ging die Jagd nach dem Schuldigen, wenn die Substanz aufgezehrt und Kapital, in dem Falle neues Kapital, nicht zu beschaffen gewesen ist – die Opfer fielen auf beiden Seiten ziemlich gleichmäßig ver-

teilt, in immer wiederkehrenden Kurven der politischen Erziehung und des kollektiven Schreckens ... das Schicksal einer Generation der ersten nachzaristischen Jahre und der in der Revolution vorangegangenen Generation, die jetzt liquidiert werden mußte. Um die nachfolgende Generation, über die im Augenblick in der Welt gesprochen wird, braucht man sich nicht zu kümmern – sie ist romantisch beschränkt, eifrig und gut neu-bürgerlich, mit einem gewissen Anstand auf persönlichen Vorteil bedacht.

Für die „Ressora" war die erste Aufgabe, die schadhaften Dächer auszubessern, die eine Halle mußte völlig neu gedeckt werden, bevor wir auf eine bestimmte Produktion uns hätten konzentrieren können. Über den Wirtschafts-Sowjet war an den Gewerkschaftsverband die Mitteilung ergangen, die „Ressora" hätte die Arbeit wieder aufgenommen. Am ersten Tage stand schon eine Schlange von einigen Hundert Arbeitssuchenden am Fabriktor.

Das Ende dieses neuen, beinahe aufgezwungenen Wirtschaftsexperiments war bereits zu Beginn zu übersehen. Ich war bereit für das Ende ... ich möchte heute sagen, in einer Anwandlung von Trotz.

Nach meiner Unterschrift unter den Konzessionsvertrag in den Akten hat sich der Sowjet nicht mehr um die Fabrik gekümmert. Wir blieben uns allein überlassen, außer den vorgesehenen staatlichen Kontrollen; trotzdem ist während der ganzen Zeit nicht eine einzige solche Kontrollkommission in der „Ressora" erschienen. Wir bekamen kein Geld, keinen Kredit, auch keine Zusage auf spätere Aufträge von einem der Trusts, für die wir hätten arbeiten sollen.

Was die künftige Einstellung von Arbeitern anlangte, so hatte der Gewerkschaftsverband einen ständigen Vertreter in die Fabrik kommandiert. Dieser Mann war auch der erste, der im Verwaltungsgebäude einen Raum bezog und sich das Büro einrichtete. Die ersten Behörden, die uns besuchten, war eine Kommission der Hafenbehörde, eine Kommission der Miliz und eine Kommission des Stadtsowjets für ein dort bestehendes Amt für Arbeitsbeschaffung. Ich hatte ein Protokoll zu unterzeichnen, wonach die von der Hafenpolizei im Hafen aufgegriffenen Ausländer in die Fabrik zur Arbeit eingewiesen werden würden, ebenso wie die von der Miliz in Haft genommenen,

für die bereits ein Ausweisungsbefehl vorlag, der vorerst nicht vollstreckt werden konnte. Die Gewerkschaft setzte durch, daß für jeden in Arbeit gestellten Ausländer ein russischer Arbeiter, von der Gewerkschaft bestimmt, einzustellen sei. Womit wir die zugewiesenen Arbeiter hätten beschäftigen sollen – das ist für die Leute völlig gleichgültig gewesen; über allem schwebte die Propagandaphrase der siegreichen Revolution der Werktätigen.

Eine Sonderkommission aus den vorerwähnten Behörden würde die Durchführung des Protokolls zu überwachen haben und in regelmäßigen Abständen zusammentreffen. Ein Mann vom Arbeitsbeschaffungsamt der Stadt wurde zum Vorsitzenden dieser Kommission bestimmt. Er bekam gleichfalls ein Zimmer im Verwaltungsgebäude eingeräumt.

Die Dächer repariert, die Hallen und Lagerhäuser instand gebracht, an die hundert Maschinen überholt, der Rest verschalt – damit zählte die Fabrik bereits über 70 Arbeiter, Buchhalter und Büropersonal mit eingerechnet, vierzehn Tage nach der Übernahme. Für die Bezahlung dieser Arbeiter, Materialanschaffungen aller Art, Anzahlung auf einen Liefervertrag von Sauerstoff mußte Zink vom Lager verkauft werden, auf dem schwarzen Markt. Diebstahl von staatlichem Eigentum? – vielleicht, je nachdem von welchem Winkel aus man es betrachtet. Finanzierung aus der Substanz – der normale Weg, die Genehmigung für den Verkauf einzuholen, hätte Monate gedauert.

Die „Ressora" erhielt den ersten Auftrag vom Allrussischen Petroleum Trust, Zentrale Petrograd, auf 5000 Eisenfässer. Die Schweißerei wurde in Gang gesetzt; 20 Facharbeiter über die Gewerkschaft waren zu beschaffen. In solchen Fällen werden die Facharbeiter sofort knapp. Wir holten sie uns von der französisch-russischen Werft. Die Werft zahlte sehr unregelmäßig, wir zahlten prompt, jeden Freitag. Die Arbeiterzahl war auf 200 gestiegen. Die Fabrik verkaufte weiteres Zink, Standard-Marke Giesches Erben. Unsere Kalkulation für das Faß etwa 50 Goldrubel, reine Produktionskosten, Material und Löhne, Preis für das Eisenblech nach einem imaginären Markt gerechnet – es gab kein Eisenblech auf dem Markt, noch weniger einen Marktpreis. Die „Ressora" hatte die Bleche auf eigenem Lager. Keine Gewinn- und Amortisationsquoten. Der Trust

hatte 20 Rubel angeboten. Der beim Wirtschafts-Sowjet bestellte Schiedsrichter berief sich auf einen Vorkriegskatalog der Witkowitzer Eisenwerke, die früher solche Fässer nach Rußland geliefert hatten, zum Preise von 29 Rubel das Stück. Der Preis wurde festgesetzt – „das Vaterland der Werktätigen kämpft gegen die kapitalistischen Ausbeuter" – das heißt an die „Ressora" befohlen mit 25 Rubel. Der Trust zahlte in Tscherwonzen 5000 Goldrubel an. Die Fabrik legte das Geld an auf ein Betriebskonto bei der Staatsbank in Petrograd.
Die Schweißer hatten nach den Arbeitsschutz-Bestimmungen einen Viertelliter Milch pro Arbeitstag zu beanspruchen. Sie wurden schon in der ersten Woche im Kontor deswegen vorstellig. Es gab in Petrograd keine Milch, selbst nicht für stillende Mütter und Krankenhäuser. Ich ließ dem Wortführer dies erklären. Die Fabrik sei bereit, die Milch zu bezahlen, aber sei nicht imstande, sie von sich aus zu beschaffen. Sie verlangten eine Sitzung der Parteizelle, die inzwischen sich organisiert hatte. Ziel: eine Beschwerde an die Gewerkschaften und den Wirtschafts-Sowjet, Drohung mit der Miliz im Hintergrunde. Beschluß der Zelle: Es würde mir gestattet sein, statt Milch die entsprechende Menge Wodka zu liefern. Wodka war in diesem Jahr noch völlig verboten; Gesetzesverletzer konnten standrechtlich abgeurteilt werden. Nicht, daß nicht jeder seinen selbstgebrauten Wodka getrunken oder verkauft hätte ... aber ich erklärte mich auch außerstande, diesen Wodka zu beschaffen. Dagegen ... die Parteizelle bestimmte jemanden, der diesen Wodka zu besorgen hatte; die Fabrik hat täglich gezahlt. So wurde die erste Gefahr eines Arbeitskonfliktes auf friedlichem Wege beseitigt.
Die „Ressora" stellte Stanzen her für die Fassungen an den Petroleumlampen, lieferte mit den Mustern die Stanzen an den Maschinentrust, der sie an bestimmte Fabriken weitergab. Es herrscht großer Mangel an diesen Fassungen. Die Elektrizität im Dorf hat dann diesen Mangel schneller beseitigen können als die Schnitte der „Ressora". Wir brauchten dafür eine neue Kategorie von Facharbeitern, Werkzeugmacher. Wir hatten aber auch keine Feilen. Die zur „Ressora" gelockten Werkzeugmacher brachten ihre englischen und schwedischen Feilen mit von ihrem alten Arbeitsplatz. Unfair? – möglich.
Die „Ressora" übernahm einen Auftrag auf Bolzen und Mut-

tern für den Schwellenbau vom Allrussischen Eisenbahntrust; auch die dafür benötigten sogenannten schwarzen Werkzeuge, die Kluppen. Der Auftrag ging auf rund 1 Million Goldrubel. Der Vertrag sah im Notfall auch die Beschaffung des Stabeisens durch den Trust vor. Anzahlung:20 000 Goldrubel. Die Arbeiterzahl hatte jetzt 600 überschritten.
Die Hälfte des Auftrages in Eisenfässern abgeliefert; noch immer keine Zahlung. Die Fabrik hatte die Weiterlieferung eingestellt. Ich wurde von dem Petroleum-Trust vors Volksgericht gebracht. Mein Verteidiger war der Obmann der Parteizelle in der Fabrik, der zugleich selbst als Volksrichter in einem anderen Stadtbezirk amtierte. Ich wurde belehrt, daß der Trust staatliche Interessen vertritt; der Wirtschaftsaufbau in einer Revolution lasse kapitalistische Erwägungen wie: ohne Bezahlung keine Arbeit, nicht zu. Der Verteidiger machte geltend, daß auch die Fabrik jetzt die Eisenbleche sich erst auf dem Markt beschaffen müsse: ohne Geld keine Eisenbleche. Das Gericht entschied gegen mich: ich hätte zu liefern, das staatliche Interesse geht vor.
Der Trust schuldete der Fabrik bereits an die 30 000 Goldrubel. Der Trust wird zahlen, wenn das Geld zur Verfügung stehen wird, entschied das Gericht ... jeder Genosse weiß, daß im Augenblick im Vaterland der Werktätigen sehr wenig Geld zur Verfügung steht, aber Unverletzlichkeit vertraglicher Abmachungen, der Vertrag muß erfüllt werden.
Ich bin noch während der Rede des Vorsitzenden aus dem Gerichtssaal gegangen. An der Tür stand, wie das damals üblich war, der Rotarmist mit aufgepflanztem Seitengewehr dekorativ Wache. Ich habe den Soldaten beiseite geschoben und bin hinausgegangen. Der Richter hat noch etwas hinter mir hergerufen, mit bissiger Ironie zu meinem Verteidiger, der vorher Solidarität und die Hilfe ausländischer Kommunisten im Plaidoyer erwähnt hatte: Sieh da, sieh da, so sehen eure ausländischen Genossen aus!
Das Merkwürdige dabei war, daß ich mit diesen Trustbonzen fast allabendlich im „Savoy" zusammengesessen bin. Sie pflegten, mich mit großem Hallo zu begrüßen, auf den Rücken zu klopfen – Brüderchen ...
Es hat ihnen sichtlich Spaß gemacht, mir mit dem Prozeß eins auszuwischen. Sie lachten schallend und freuten sich wie die

Kinder, schlauer gewesen zu sein als der „Ausländer".
Und noch merkwürdiger: es geschah weiter nichts, keine Folgen, etwa die Weiterleitung der Klage an die Strafjustiz, was der Richter im Weigerungsfalle angedeutet hatte. Wir lieferten nicht und erhielten auch keine weitere Zahlung. Der Verlust kam in die Bilanz; Buchprüfer werden sich später damit beschäftigt haben.
Der zweite Schlag kam sehr bald. Der Kassierer, der zur Staatsbank gegangen war, um die an diesem Tage fälligen Lohngelder von unserem Konto dort abzuholen, kam mit leeren Händen zurück: kein Geld. Er hatte mitgebracht das Exemplar einer Verordnung: Infolge einer unvorhergesehenen Notlage und besonderer wirtschaftlicher Schwierigkeiten und so weiter und so weiter, werden alle freien Auszahlungen aus bestehenden Konten bei der Staatsbank mit sofortiger Wirkung gesperrt. Für besondere Dringlichkeit ist ein Prüfungsattest beim Wirtschafts-Sowjet einzuholen, eine solche Bescheinigung ist den schriftlichen Anträgen bei der Bank beizulegen. Im Falle der Bewilligung werden dann täglich Quoten der freigegebenen Beträge bei der Bank ausgehandelt in der Zeit von bis.
Ich ließ die Verordnung an der Wand der Pförtnerkabine anbringen. Die Zelle beschaffte einen prominenten Genossen aus dem Stadtsowjet, der täglich bei der Staatsbank im Kampf um die Auszahlung von Kleinstquoten die Interessen der „Ressora" vertreten würde, sich von der Fabrik dann eine Kommissionsgebühr auszahlen ließ. In der Praxis war der Enderfolg: das Depot bei der Bank hatte sich in Zukunft aufgelöst, die Bank blieb ohne Betriebsmittel.
Das Geschäftsgebäude der Staatsbank ist mir in besonderer Erinnerung geblieben, eine der modernsten Betriebsstätten für den Kundenverkehr einer Bank, eigenartig in Großzügigkeit und Zweckmäßigkeit. Der Kunde, der das Haus betritt, sieht sich im Parkett des Großen Opernhauses oder inmitten einer Sportarena. Im Parterre, nach Rundgängen angeordnet, die Tische der Kassierer und die Buchungsmaschinen für das laufende Kassengeschäft des Tages. Die Rundgänge steigen amphitheatralisch an in vier Rängen zu Logen und Balkons bis hinauf zu den Direktionstischen, die gegen Sicht von unten durch einen Vorhang abgeschlossen werden können – im Falle

mehr privater Verhandlungen. Jeder Besucher konnte mit einem einzigen Blick den gesamten Geschäftsbetrieb übersehen, die Kundenschlange an bestimmten Abteilungen, die Wartenden vor den Tischen der Abteilungschefs und die Leere vor den Kassenschaltern. Jeder Tisch war obendrein geziert mit einer roten und blauen Signallampe, die unterschiedlich aufleuchtete, zum Zeichen, daß der Angestellte dahinter bereit war, Besucher zu empfangen. Direkt ein Vergnügen, in einer solchen Bank Geschäfte zu erledigen – die Kassenräume der großen Banken in New York sind noch heute dagegen verstaubte Bruchbuden. Es schwebte eine spielerische Leichtigkeit über den Geschäftsräumen der Petrograder Staatsbank. Mit den aufleuchtenden und verlöschenden blauen und roten Lämpchen bekam das Ganze etwas Festliches – ein großer Tannenbaum in der Flurmitte hätte sich gut ausgemacht.

Die Ausländer, die von der Polizei an die Fabrik zur Arbeit eingewiesen wurden, sind gut zur Hälfte Finnen gewesen, der Rest Schweden, ferner zurückgebliebene Kriegsgefangene, die sich im Lande verloren hatten und meist aus dem früheren österreichisch-ungarischen Kaiserreich stammten und jetzt abgeschoben werden sollten. Österreicher, Slowaken, Kroaten und Ungarn, ein verhältnismäßig hoher Prozentsatz Franzosen und natürlich auch Deutsche. Mit diesen deutschen Arbeitern hatte die Fabrik die größten Schwierigkeiten. Sie fühlten sich zu Unrecht festgehalten und zur Arbeit gezwungen, unverstanden in ihrer Begeisterung zur russischen Revolution und auch nicht richtig eingesetzt entsprechend ihren technischen Kenntnissen und Fähigkeiten, unter ihrer Würde behandelt und beschäftigt. Glücklicherweise regelte alle diese Fragen die vorerwähnte Betriebskommission aus dem städtischen Arbeitsbeschaffungsamt, der Miliz und Gewerkschaft. Die Betriebsleitung hatte nur den Kommissionsbeschluß durchzuführen.

Allerdings haben wir uns vorher aus dem Haufen besonders geeignete Facharbeiter herausgefischt, die wir dann mit Hilfe der Zelle in den einzelnen Betriebsabteilungen untergebracht haben und die wir auf diese Weise aus dem Register der Ausländer verschwinden lassen konnten. Die Behörden haben sich dann weiter nicht mehr um die Leute gekümmert.

Es ist schwer genug gewesen, irgendeine produktive Beschäftigung für die Mehrzahl der eingewiesenen Arbeiter zu finden,

die oft auch sehr schnell nach anderen Arbeitsplätzen herüberwechselten, sofern sie nur bei der Abmeldung der Kommission den neuen Beschäftigungszettel aufweisen konnten.
Die Zimmerleute und Heizer unter den eingewiesenen Arbeitern hatten sich zu einer besonderen Kolonne zusammengeschlossen, die im Hafen auf den ankommenden Schiffen leichte Reparaturarbeiten übernehmen konnte. Eine gute Werbung für die Hafenbehörde. Lockte mehr Schiffe in den bisher von der westlichen Schiffahrt gemiedenen Petrograder Hafen. Der Sowjet zeigte sich zunächst auch überschwenglich begeistert.
Die „Ressora" hatte im Hafengelände ein eigenes Kontor eingerichtet. Im Büro saß neben einem von uns gestellten Ingenieur ein Mann der Staatspolizei als Schreiber, den Ofen warmzuhalten ...
Zuerst nahmen englische und schwedische Schiffskapitäne die „Ressora"-Dienste in Anspruch. Die Kapitäne sind zu leichten Überholungsarbeiten wie Kessel-Kloppen berechtigt, sie erhalten für gewöhnlich von der Reparaturfirma Prozente – solche Dinge machen den Hafen in Schiffahrtskreisen beliebt; je weniger Arbeit, je größer der Verdienst – auf beiden Seiten. Zeitweilig haben sechzig Arbeiter und mehr in verschiedenen Kolonnen auf den Schiffen gearbeitet.
Es wurde ein großer Erfolg. Wir nahmen die so begehrten ausländischen Devisen ein, englische Pfund hatten Seltenheitswert. Ein Beamter der Staatsbank fand sich täglich im Hafenkontor ein, die eingegangenen Devisen abzuholen. Auf Druck der Staatsbank hatten wir einen besonderen Kassierer für die Zahlungsbuchungen in Devisen einzustellen. Die Reparaturkolonne verdiente praktisch in bar die gesamte wöchentliche Lohnsumme der Fabrik. Vielleicht hätte man die Fabrik damit durchhalten können, bis –
Aber der Sowjet, das Schicksal und der liebe Gott hatten es anders beschlossen. Auf einer groß aufgezogenen Tagung des Stadtsowjets zur Feier irgendeines Erinnerungstages der Revolution, mit Presse und Delegierten aus Moskau, von Wladiwostok bis Odessa, verkündete der Sprecher des Sowjets – Namen vergessen, er ist später als Botschafter in Paris aufgetaucht –, der Tag sei gekommen, wo Petrograd die Initiative ergreift und die verstaatlichte Handelsflotte wieder aufbaue. An die 200 verrostete Eisenkästen lagen im Hafen bis nach

Kronstadt hinauf. Sowjetrußland muß wieder den Anschluß gewinnen an die Weltschiffahrt, den Zugang zu den Weltmärkten und all das. Unter tosendem Beifall wurde verkündet, daß die Stadt eine besondere Arbeitergruppe geschult hätte, die sofort mit der Wiederinstandsetzung der ersten Serie von achtzehn Frachtschiffen von insgesamt 45 000 Brutto-Register-Tonnen beginnen würde, und daß die Arbeit vom Sowjet für den Staatstrust der Handelsflotte an die Fabrik „Ressora" übergeben worden sei.
Von der „Ressora" war niemand auf der Tagung anwesend, die Ovationen entgegenzunehmen. Offen gesagt, niemand von uns hatte auch nur die geringste Ahnung von diesem Auftrag und der offensichtlichen Ehre, die damit verbunden war.
Ich wurde schon am nächsten Tage zum Wirtschaftssowjet aus der Fabrik geholt und hatte dort vor einer Kommission im Beisein der Trustgewaltigen der Handelsschiffahrt einen Generalvertrag zu unterzeichnen, wonach die Reparaturkolonnen künftig den Bauingenieuren des Trusts zur Verfügung gestellt würden und gemeinsam mit diesen Ingenieuren würde die „Ressora" die Arbeit an den aufgelegten Schiffen zu organisieren und zu spezifizieren haben, das heißt, die Arbeit und alle Materialien stellt die „Ressora". In verschiedenen Anhängen zum Generalvertrag wird für jedes einzelne Schiff eine Pauschalsumme festgesetzt – nach einer Woche von Verhandlungen und Besichtigungen war dieser Betrag schon auf einige Millionen Goldrubel angelaufen ... dies in einer Stadt, in der drei große Werftbetriebe von internationaler Bedeutung stillgelegt waren.
Keine Anzahlung, nur vage Zusicherung von laufenden Zahlungen, um die sich der Schiffahrtstrust bemühen wird – in Wirklichkeit kommt das Geld aus Moskau und der Oberste Sowjet ist der Auftraggeber. Das wahre Bild: der Schiffahrtstrust übernimmt die Fabrik oder den noch gesunden und aktiven Teil, die Verantwortung bleibt bei mir; ich habe zu leisten. Keine Möglichkeit mehr aus eigener Direktive und Planung die „Ressora" über Wasser zu halten. Für den Staat ist es eine Notlage, die Arbeiter nicht zu bezahlen, für mich wird es zum Verbrechen gegen den Staat.
Viele Hunde sind des Hasen Tod. Gut meinende Genossen im „Savoy" haben mich gewarnt. Aber sie konnten mir auch

keinen Rat geben, wie ich mich hätte der Schlinge entziehen können. Vielleicht auch zu neugierig auf das Ende.
Der letzte Stoß kam schließlich von einer anderen Seite. Die „Ressora" hatte inzwischen einen fluktuierenden Beschäftigtenstand von etwa 500 eingewiesenen Arbeitern, darunter auch Halbinvalide und Kranke, aufgegriffene Tramps, Bettler und Alkoholiker, neben den etwa 300 bis 400 eigentlichen Stammarbeitern. Auf einer der Sitzungen des Stadtsowjets war darüber Klage geführt worden, daß die Stadt auch dieses Jahr nicht genügend Vorsorge getroffen habe, die Heizmittelversorgung für den Winter sicherzustellen, besonders für die Krankenhäuser und Schulen. Aus dem Hin und Her der Reden ging hervor, daß schon im Vorjahr eine katastrophale Lage eingetreten war. Seuchen, Kindersterblichkeit und ähnliches im Gefolge. Die Stadt hatte Aufträge an die verschiedensten Organisationen vergeben, aber eine große Anzahl hatte sich außerstande erklärt, die an und für sich zugesagte Menge von Brennholz bereitzustellen.
Im Hinblick darauf, daß mit Hilfe der Stadt der von Ausländern betriebenen Fabrik „Ressora" ständig Arbeiter zugewiesen würden, für die es manchmal schwer sei, geeignete Beschäftigung zu finden ... das waren genau die Worte, mit denen ich mich beim Beschaffungsamt über die wahllose Zuweisung beklagt hatte ... so wurde beschlossen, der „Ressora" die Beschaffung der benötigten Holzvorräte für den Winter zu übertragen.
Uns wurde das nur mitgeteilt. Vorher gefragt wurden wir nicht. Bezahlung wird nach Ablieferung von der Stadt erfolgen. Die Rote Armee, die ihrerseits Holz zu beschaffen versprochen hatte, wird stattdessen die Leichter stellen, jene besondere Form von Lastkähnen, die auf der Newa für den Holztransport verwendet werden.
Selbst nur wenige Tausend Klafter Holz aus den nördlichen Waldgebieten zu schlagen, zu stapeln und auf der Newa zu transportieren, erfordert eine sorgfältige Planung, Monate, eine ganze Fahrtsaison vorher. Wo lag das Holz? Wem gehörte das Holz? Wer wird das Holz an den Fluß bringen? Und mit welchen Transportmitteln? Einige der großen Trusts hatten zwar mit dem Schlag begonnen. Sie hatten aber die Bauern nicht bezahlt, und die Bauern hatten sich an den Sta-

peln schadlos gehalten. In anderen Fällen behaupteten die Bauern, das Holz sei auf ihrem Land geschlagen. Sie verlangten vorher Bezahlung – ich war nicht in der Lage, bewaffnete Expeditionen in die Dörfer zu schicken. Es blieben vielleicht noch sechs Wochen bis zum Eintritt der Heizperiode. Statt der notwendigen 300 Konvois hatte ich ganze 18 in Fahrt gebracht, obendrein halb beladen; die Leichterschiffer sind gesuchte Experten, meistens Finnen – sie waren diesen Sommer nicht nach Petrograd gekommen. Ich könnte diese Aufzählung mit dem Versuch, mich fachmännisch zu geben, noch eine Weile so weiterführen.

Überflüssig, den Behörden das klarmachen zu wollen, daß die „Ressora" völlig außerstande sei und zudem auch schuldlos – und was immer jemand hätte reden können, der bereits am Ertrinken ist. Es war niemand mehr zuständig, nach dem erwähnten Beschluß des Sowjets, der mich empfangen hatte, und niemand hatte auch nur die Zeit und den Mut, mir zuzuhören.

In der „Krasnaja Gazeta" erschien mein Bild mit einigen schmeichelhaften Bemerkungen über meine bisherige Tätigkeit, zugleich aber mit der nicht zu übersehenden Warnung, ich sei jetzt vor eine größere und sozial entscheidendere Aufgabe gestellt, in der ich mich erst zu beweisen haben werde: die Versorgung der Schulen und Hospitäler mit Brennholz. Ich sah bereits dasselbe Bild zwei Monate später wieder vor mir: ... durch die Unfähigkeit und verbrecherische Lässigkeit und so und das ... mußten Schulen geschlossen werden, die Kranken erfrieren in ihren Betten!

Nicht, daß ich mich allzu sehr darum gesorgt hätte. Für mich ist der Rest der vielleicht noch verbliebenen Leistungskraft, von Mut und Glauben schon gar nicht zu reden, schon einige Zeit vorher erschöpft gewesen. Ich hatte mich schon die vorangegangenen Wochen nur rein mechanisch bewegt. Ich hatte an Sitzungen hier und da teilgenommen. Ich unterschrieb, was mehr zur innergeschäftlichen Routine gehörte, die Verträge, die mir untergeschoben, ich meine zugeschoben wurden. Ich war erledigt. Ich war fertig.

Ich habe dem Sowjet, den einzelnen Organisationen und einer Reihe von Personen, mit denen ich der Partei-Hierarchie nach verbunden war, meinen Entschluß mitgeteilt, nach Deutsch-

land zurückzukehren. Ich habe meine Bestallung in die Hände der Betriebszelle gelegt und meine Tätigkeit in der Fabrik eingestellt.
Wie immer auch und von welcher Seite man das beurteilen mag ... ich bin bereit gewesen, jedwede Kritik und selbst irgendwelche Verdächtigungen ohne weitere Gegenargumente anzunehmen, und ich würde das auch heute noch tun ... schließlich habe ich die Verantwortung vor mir selbst allein zu tragen.
Bin ich einfach davon gelaufen?
Panik? Nervöser Zusammenbruch? Schwäche, mangelndes Verständnis, geringes Stehvermögen, falscher Ehrgeiz, Selbstüberschätzung, und was man alles so anführen könnte – ich glaube nicht, daß dies oder jenes zutreffen würde, wenngleich vielleicht überall Ansätze dieser Art latent vorhanden gewesen sein mögen.
Der Stoß ging tiefer. Er ging bis zu diesem inneren Strahlungszentrum, von dem aus die Energie und der Wille ausgeht, ins Leben mit Bewußtsein einzutreten und um einen Platz in diesem Leben zu kämpfen. An dieser Stelle hat mich der Stoß getroffen. Ich hatte das erkannt und gefühlt, von Woche zu Woche ein wenig mehr. Ich konnte das schwindende Vertrauen nicht mehr halten – zu wem, zu was oder nur zu mir allein ... das spielt keine Rolle.
Ich konnte es einfach nicht.

Ich war einige Monate vorher von einem Büro der Internationale in Deutschland für einen Propaganda-Auftrag angefordert worden. Moskau hatte diese Kommandierung vergessen oder verhindert. Als ich seinerzeit überhaupt erst davon hörte, war der ursprüngliche Zweck längst überholt, die anfordernde Stelle selbst war inzwischen aufgelöst. Ich benutzte die Sache als Vorwand.
Ob man mir es überhaupt geglaubt hat, weiß ich nicht. Zum mindesten aber hat diese etwas zwielichtige Berufung auf die Komintern verhindert, daß man sogleich gegen mich etwas unternommen hätte.
Der Polizeichef des Hafens, ein finnischer Genosse, dem man Verbindungen zum Kurierdienst der Komintern nachsagte, suchte mich auf und erklärte mir, daß ich durch den Hafen

Petrograd das Land nicht verlassen würde – es sei jetzt seine Aufgabe, es zu verhindern. Er sagte dies in dürren Worten und ohne weitere Umschweife. Ich antwortete ihm ebenso, daß ich trotzdem auf einem der nächsten in See gehenden Schiffe das Land verlassen würde. Das war alles; der Mann hat keine Miene verzogen.

Die Prozedur war sehr milde. Scheinbar wollte man meinen Fall nach Moskau abschieben. Ich hatte damit gerechnet, daß man mich sogleich festnehmen würde. Im Unterbewußtsein hatte ich das nicht nur erwartet, sondern war dabei, die Verhaftung zu provozieren.

Ich habe jedem, der es eben hören wollte, erzählt, daß ich mit dem jetzt gerade im Hafen liegenden deutschen Dampfer fahren würde.

Im Ernstfall hätte ich es auf jedem skandinavischen Schiff eher versuchen können als auf einem deutschen Dampfer. Nicht nur wurden die deutschen Dampfer ganz allgemein von der Polizei besonders unter die Lupe genommen, sondern auch die deutsche Mannschaft war alles andere als hilfsbereit. Die Reeder waren darauf aus, den regelmäßigen Fahrdienst zu erweitern und hatten nur Mannschaften angeheuert, auf die sie sich verlassen konnten; kein Konflikt mit sowjetischer Polizei- und Zollbehörde; der geringste Verstoß hätte für den Reeder eine Fahrtsperre zur Folge gehabt.

Meine Aussichten, aus dem Hafen von Petrograd, das in dieser Zeit gerade in Leningrad umbenannt wurde, herauszukommen, waren gleich Null. Ich habe mir keine Mühe gegeben, einen anderen Weg für meinen Abgang auszudenken. Noch nach 35 Jahren weiß ich nicht, was mir damals eigentlich vorgeschwebt hat und wie es hätte weitergehen sollen – vermutlich nichts, die große Leere.

Einer von den in der Fabrik untergekommenen Seeleuten hat mich aufgesucht, er hätte mit zwei Heizern von dem deutschen Dampfer gesprochen, vielleicht wäre eine Chance – wir suchten die in einer Bierstube in der Stadt Wartenden sofort auf.

Die Leute hatten bereits von mir gehört, im Hafen waren meine großsprecherischen Ankündigungen kein Geheimnis. Zwei schweigsame Pommern. Nichts mit Politik zu tun. Keine Abenteurer. Sie würden bereit sein, ihrerseits eine Chance zu nehmen. Sie könnten mich auf dem Dampfer unterbringen. Ich

würde, einmal verstaut, keine Hilfe irgendwelcher Art zu erwarten haben, auch von ihnen nicht. Wir vereinbarten einen Preis, meine Zusage, daß ich nichts mit ihnen verabredet hätte, daß ich völlig auf mein eigenes Risiko handle und daß ich sie auch später nicht mehr sehen würde – ich habe auch nicht einmal ihre Namen gewußt. Ich zahlte das Geld sogleich auf den Tisch. Wir gingen in den Hafen, passierten die Wachen und gingen auf das Schiff.

Ich hatte mich von niemandem mehr verabschiedet, keine Koffer, kein Gepäck. So einfach ging das.

Auf dem Vorderschiff, im Stern ist der Kettenkasten, die Luke, in der die Kette aufgerollt wird, an der dann der Anker befestigt ist. Ist der Anker hochgezogen oben an die Außenwand des Schiffes, so ist die Luke mit der Kette angefüllt, bis zu einem halben Meter Zwischenraum.

Das war der Fall, als die beiden Heizer mir bedeuteten, mich in die Luke hinunterzuzwängen. Die Luft kommt durch das schmale Loch, durch das die Kette abrollt, wenn der Anker niedergelassen wird.

Die Luke wird durch einen Deckel verschlossen, der an Deck normalerweise fest vernietet ist. Für irgendeine besondere Reparaturarbeit war am Tage vorher der Deckel geöffnet und nur oberflächlich wieder verschlossen worden. Als ich mich in die Luke hinuntergelassen hatte, wurde der Deckel wieder fest zugeschraubt.

Die beiden haben mir zwei Brote mitgegeben, eine Thermosflasche mit Kaffee; – eine Plane, Brot und Kaffee gegen das ständig einschwippende Wasser etwas zu schützen. Sie würden in etwa fünf Tagen in Brunsbüttelkoog, am Eingang des Nord-Ostseekanals, wo damals die Schiffe nachts über in der Schleuse lagen, mich wieder herausziehen.

Ich hatte mich den Gliedern der Kette anzupassen. Ich konnte nur gekrümmt liegen, zwischen Schulter und Ellbogen etwas gestützt; mit dieser Lage kann man sich nach einigen Stunden abfinden.

Sehr viele Stunden sind darüber hingegangen. Es muß schon geraume Zeit vergangen sein, als ich durch das leise Geräusch von der entfernt stampfenden Maschine die Gewißheit bekam, der Dampfer war in Fahrt.

Wie ich später hörte, hatte die Polizei das Schiff noch einen

vollen Tag länger im Hafen gehalten. Der Dampfer wurde von oben bis unten durchsucht, selbst die Kohlenbunker umgeschaufelt. Eine neuerliche Untersuchung in Kronstadt. Und schließlich wurde der Dampfer nochmals am letzten Feuerschiff außerhalb Kronstadts von einer Polizei-Barkasse angehalten. Der Offizier, der an Bord kam, hatte eine telegrafische Order vorgewiesen: Jung an Bord nach Leningrad zurückzubringen. Der Kapitän in seiner ängstlichen Verwirrung händigte den Schiffsjungen aus.

Dann geriet der Dampfer, schon in der Nähe der Revaler Bucht, in schlechtes Wetter und machte langsame Fahrt. Wir kamen, wir mir erzählt wurde, sehr langsam vorwärts. Es bestand die Gefahr, daß der Kapitän, dem Wetter auszuweichen, in die innere Bucht steuern und dort vor Anker gehen würde. Ich wäre dann mit der abrollenden Kette in einzelnen Stücken mit rausgekommen.

So wurde mir nachher erzählt. Ich habe an diese Möglichkeit am wenigsten gedacht. Es ist mir auch völlig gleichgültig gewesen.

Ich habe überhaupt an nichts gedacht. Ich nehme an, daß ich die längste Zeit über nicht mehr bei vollem Bewußtsein gewesen bin. Eine ganze Anzahl von Bildern und Erlebnissen mögen vorübergezogen sein, hineingestoßen in eine vage Erinnerung, die nicht mehr Wirklichkeit war. Etwa mit dem Unterton: es ist alles sinnlos gewesen, es hat alles keinen Zweck gehabt – man kann sich darin einlullen wie in Musik.

Es war das Ende. Ich bin heute sicher, daß ich es nicht bedauert habe. Es hätte auch nicht anders sein können. Was eigentlich – und gegen wen wollte ich mich beklagen? Bei mir selbst? Es mag schwierig sein, nach so vielen Jahren diesen Punkt noch genau in der Rückkonstruktion wiedererstehen zu lassen: ich glaube, ich habe mich nicht sonderlich gefürchtet; ich hatte keine Angst.

Aber ich hätte auch nicht sagen können, was weiter zu tun, wie von neuem anzufangen, wenn mir die Gelegenheit geschenkt würde, mich zu bewegen, zu leben und was so dazu gehören mag. Es wäre zwecklos gewesen. Und es wird auch weiterhin zwecklos sein. Es war eben das Ende – so oder so!

Die beiden Heizer sind am dritten Tage sehr besorgt gewesen. Die zur Schau getragene Gleichgültigkeit am Abenteuer eines andern hält meist nicht vor. Aus dem Abenteuer wird die Drohung einer schicksalhaften Verknüpfung, die unerträglich werden kann, Angst und Verantwortung, Zwang bis zur Panik gesteigert, diesen Druck loswerden zu müssen. Immer gräbt sich der einzelne seine eigene Falle. –

Sie hatten sich dem Bootsmann offenbart. Der Bootsmann ist sogleich gegangen und hatte den Lukendeckel aufgeschraubt. Gemeinsam haben mich die drei in dieser Nacht herausgezogen, anscheinend von den andern am Schiff unbemerkt.

Ich bin in der Segelkammer des Bootsmanns wieder zum Bewußtsein gekommen, in einer bequemen Lagerstätte, komfortabel wie ein Bett.

Der Bootsmann hat mich gepflegt und hat mich die folgenden Tage wieder zu Kräften gebracht.

Ich habe niemanden mehr von der Mannschaft gesehen. Auch wenig mit dem Bootsmann selbst gesprochen. Er hat auch kaum gefragt. Eine mehr stillschweigende Übereinkunft, mich so heil wie möglich und schnell wieder loszuwerden.

In Brunsbüttelkoog bin ich wie vorgesehen dann von Bord gegangen. Das konnte unauffällig geschehen, Männer von der Schleusenwache gingen hin und her, über den niedergelassenen Laufsteg.

Ich war am Ende einer langen Reise.

Nach Hause – oder vielmehr von wo ich hergekommen war, zurückgekehrt.

III

DIE GRAUEN JAHRE

I'm taking to my fiddle
and play for you the blues
roll over Beethoven, roll over
and tell Tschaikowsky the news.

Rock'n Roll Text

Nicht stille stehen

Ich werde später zu erklären haben, daß die Entfaltung des Lebens zu innerer Vollendung, äußerem Glanz und Ausgeglichenheit nur die eine Seite einer Vitalität darstellt, die der Mensch seit Jahrtausenden im Grade der Entwicklung des Denkprozesses zu isolieren und, obwohl Teil eines Naturgesetzes, künstlich herzustellen sich bemüht; man könnte diesen Versuch analytisch die gesellschaftliche und kollektive Komponente nennen: Erfolg entscheidet zwischen Wert und Unwert. Vitalkraft des Erfolglosen, des zum Unwert Gestempelten soll dabei in eine imaginäre Weite sich auflösen und verlorengehen in der Synthese eines Obersten Gesetzes, einem Gott-Idol als dem jeweiligen Schöpfer und Richter.
Daß dem nicht so ist, weiß jeder, der seine eigene Panik zu verstehen gelernt hat. Der Rest bekommt es zu spüren in der letzten Bewußtseinsstunde physischer Todesangst. Die Vitalkraft des als Unwert Abgestoßenen verliert sich nicht, sie löst sich nicht irgendwohin auf, sie wird stärker, je leichter an der gesellschaftlichen Oberfläche die Kraft des Erfolgsbetonten sich verspielt. Und sie wird unerträglich ohne die Hilfe eines Purgatorismus – Erleichterung durch Schuld, die zu büßen wäre.
Die Vitalkraft sondert das Einzelwesen aus der Herde, sie verbrennt den einzelnen, ohne das Leben selbst auszulöschen. Bisher hat noch niemand außer den berufsmäßigen Religionsstiftern ernstlich versucht, dies zu ändern.
Es scheint, daß die menschliche Gesellschaft, sofern man ihrer primitiveren und auch der aufgeschlossenen Geschichtsschreibung folgt, mehr oder weniger mit dieser Konzeption ausgekommen ist. Das Konzept wird allmählich brüchiger. Man wird die Geschichte noch einmal schreiben müssen.
Die eigentliche Kraft im Lebensanspruch der Menschenwesen liegt im Widerspruch, im Nein, gemildert ausgedrückt zur Gesellschaft hin, im Bösen, innerhalb der gleichen kollektiven Bindung nur eine Reflexwirkung des Guten, Ablauf dieses Lebens, Ausschöpfung statt seiner Eigenkonstruktion. Die Tausende von Schriftbänden Philosophie, die in der westlichen Welt darüber geschrieben sind, kreisen um das gleiche Mißverständnis, als ob alles nicht Sofort-Greifbare und -Sichtbare aus dem Wortbild und der Sprache der Menschen entnommen und nur

so zu verstehen sei. Der Mensch aber spricht nicht, der Mensch schreit.
Der Schrei aus der Existenz heraus ist so lautdifferenziert, daß er im Gehörsinn nicht aufgenommen wird – im Gegensatz zu dem Bellen der Hunde, Quieken der Schweine, dem Flötenlaut der Vögel und den vielfältigen Geräuschen in der Atmosphäre menschlicher Existenz. Es gibt auch noch kaum Einzelwesen genug aus der gleichen biologischen Schicht, die in der Lage wären, diesen Existenzschrei, der sich als Schweigen manifestiert, in das sinnlich Wahrnehmbare zu transplantieren, geschweigedenn darüber zu schreiben; auch von mir ist dies nicht zu erwarten.
Und so bleibt die Frage, wozu ... in eine Existenz verstrickt weiterleben. Denn der Leser weiß das genau so gut wie ich – es geht immer weiter, es nimmt kein Ende, der am Boden Liegende steht auf, atmet tiefer und nimmt wieder die Maße in die Hand ... dieser Zeit und seiner Zeit.

Wo immer ich anfangen würde, meinen Zustand nach der Rückkehr aus Rußland zu beschreiben, ich treffe jeweils nur die eine Seite, und die andere bleibt im Dunkel, ohne das Zusammengehörige vergessen zu machen: Dahinvegetieren, Widerspruch gegen das Bewußtsein, zurückgestoßen und nicht verstanden zu sein, eigene Mängel und Unfähigkeit, Grenzen und Revolte ... die Revolte gegen was?
Der Blinde, der die eingelernte Richtung verloren oder sogar aufgegeben hat, sucht nach einer Position, von der er sich weitertasten kann ... Der Mensch, der in seine Existenz hineinschreit, bleibt ohne Echo.
Nicht stille stehen, nichts als Endgültiges hinnehmen, keine Erklärungen, keine Anbiederungen und neue Eingliederungsversuche; aber was sonst?
Der völlige Bruch mit dem, was mich bisher bewegt und vorwärtsgetrieben hatte, ist schließlich nur eine leere Geste. Sie richtet sich zudem nicht gegen die äußere Form, die äußeren Inhalte einer Bewegung, die mich beschäftigt und erfüllt hatte. Es schien nicht so sehr notwendig, daß ich selbst diese Bewegung verstanden hätte, entscheidend vielmehr, daß die Bewegung selbst mich nicht verstanden hat, mich nicht verwenden konnte. Die eigentlichen Umstände, Personen und so weiter

sind völlig gleichgültig. Auf mich wäre es angekommen, mich durchzusetzen, mir die Achtung, die der Existenzerwartung zu entsprechen schien, zu verschaffen. Ich verstand das damals sehr gut. Aber ich wollte nicht mehr.

In einem solchen Entschluß ist wenig mehr von Selbstbehauptung oder Eigensinn. Ich hatte aufgehört zu kämpfen. Kein billiges Bedauern und keine Anklagen. Eine Wand hatte sich aufgerichtet, der mit einer verstandesmäßigen Analyse allein nicht mehr beizukommen war. Selbst, wenn ich es hatte versuchen wollen, in Lippenbekenntnissen, durch gelegentliche Zusammenkünfte mit früheren Freunden, Bekannten und den nachrückenden Funktionären der Parteihierarchie, die mich wahrscheinlich noch Jahre nachher zu den ihrigen gezählt haben.

Ich war mehr durch einen Zufall gegen allzu große Neugier aus Parteikreisen abgeschirmt. Es ist nicht üblich, einen Genossen, der aus Sowjetrußland zurückgekehrt ist, sofern nicht die Partei eine besondere Warnung hinter ihm hergeschickt hat, nach dem Wie und Was seiner Tätigkeit zu fragen. Es schien ganz verständlich, daß ich im inneren Kreis des Apparates nicht mehr anzutreffen war.

Worauf ich hier zum besseren Verständnis dieser Aufzeichnungen kommen will und was wahrscheinlich schwer genug verständlich gemacht werden kann: ich war auf der verzweifelten Suche nach einer Lebensreserve. Eine solche Reserve muß in jedem Menschen vorhanden sein, solange er noch atmet. Das Leben hängt weder von einem Erfolg, einem Ziel, das man erreicht oder an dem man scheitert, und auch nicht von der inneren Betätigung ab, positiv oder negativ; die gedanklichen Konstruktionen, die Widerstände spielen nur eine untergeordnete Rolle. Die Entfaltung dieser Lebensvitalität ... gut, ich bin nicht zur Entfaltung gekommen; das ist noch nicht die Katastrophe. Wenn man sich nicht umbringt, und wenn man nicht umgebracht worden ist, so ist das noch nicht das Ende: es gibt Zwischenstationen. Diese Zwischenstationen machen den normalen Lebenslauf aus. Jeder ist ständig dabei, sich umzubringen. Das gehört zum biologischen Gesetz, nach dem wir ins Leben gestellt sind ... aber trotzdem: Bringe dich ins Gleichgewicht, stehe auf, sofern du am Boden liegst!

Ich muß bekennen: ich habe diese Reserve nicht gefunden. Ich

weiß, und wußte es von Beginn an, daß diese Reserve vorhanden sein muß, eine Lebensfunktion genauso selbstverständlich wie das Atmen – ich habe sie nicht zum Leben erwecken und entfalten können.
Hier liegt irgendwie die Schuld, vielleicht nicht allein in mir, sondern in einer Entwicklung, die ich versäumt habe, auf mich zu konzentrieren und resonanzfähig zu gestalten. Die Personen, Begebenheiten, Unglücksfälle, Partei, Politik, Glaube, Begeisterung und Kameradschaft zählen nicht mehr. Sie sind ohne die Reaktionen geblieben, die notwendig sind, darin zu schwimmen, das heißt erfolgreich zu sein.
In den frühen psychoanalytischen Schriften wird diese Reserve als Zweisamkeit umschrieben, ein Attribut zur biologischen Funktion des Einzelmenschen, deren negative und mehr emotionelle Seite oft in Vergessenheit gerät. Der Zersetzungsprozeß scheint ebenso wichtig wie der zusätzlich aufbauende und entfaltende, denn es kommt schließlich auf das Gleichgewicht an, unter dem der Mensch seine Tage im Leben verbringt. Nach solchen Auffassungen scheint der Mensch berufen, mit der Reserve dieser Zweisamkeit durchs Leben zu gehen; es kann natürlich auch anders sein.
In meinen ersten literarischen Arbeiten hatte ich diese Zweisamkeit als „Beziehung" umschrieben, ein bevorzugtes Grundthema dieser Bücher. Ich hatte die Beziehung als Forderung konstruiert und die Forderung damals, wenn man das so nennen will, hinausgeschrieen. Darin lag eine gewisse Besonderheit und Kraft, die für die gesamte literarische Richtung dieser Jahre so bezeichnend war. Ich hätte es sowieso nicht mit einfachen Worten sagen können. Es ist das, was Samuel Lublinski in der Form dramatischer Konstruktion die Gemütswucht genannt hat ... unter einem unwiderstehlichen Druck, unartikuliert.
Es ist mir selbstverständlich nicht leicht, hier genau zu erklären, woran es mir damals gefehlt hat, die Reserve zum Leben zu erwecken. Aber ich hoffe, es nachzuholen bei der Wiederaufhellung von Situationen und Vorgängen, an denen ich nur als Zuschauer und zufällig Mitwirkender beteiligt gewesen bin. Der Mann auf der Straße, der Mitgestoßene, wenn die Leute anfangen zu rennen, oder der Angetrunkene hinten im Dunkel in der Bar, erheben kaum den Anspruch, sich besonders

wichtig zu nehmen; sie bringen die Welt, wie es heißt, auch nicht gerade vorwärts und sie marschieren nicht in der Front des Fortschritts. Warum sollten sie auch?
Aber schließlich, um diese Bemerkung zu Ende zu bringen, meine Schuld liegt vielleicht noch woanders. Ich habe niemals wirklich nach dieser Reserve gesucht. Ich habe sie zugedeckt und liegenlassen ... andere sollten sich darum bemühen für mich, und um mich zu halten. Es hat mich, im Rückspiegel gesehen, nicht ausfüllen können, es hat mich eher gelangweilt und schließlich abgestoßen. Ich bin, wird man daraus schließen, nicht fähig zu einer Entfaltung. Trotzdem lebe ich auf und ich lebe weiter ... für die Zerstörung? – soll es so sein.
Vorerst habe ich mich selbst noch nicht völlig zerstören können. Ich habe aber Menschen, die mir nahegestanden sind, die glaubten, sich auf mich stützen zu können und die sehr weit darin gegangen sind, mich zu verstehen, zerstört oder der Zerstörung nahegebracht.

Die Erkenntnis setzt sich durch

Ich hatte das, was ich eben als Reserven bezeichnet habe, zugeschüttet, in die Tiefen des Unterbewußtseins gedrängt, aus dem es später schwer werden wird, sie wieder zum Leben zu erwecken. Wenn ich schon vorher darüber geklagt hatte, daß mir der lebendige, das ist der fördernde Kontakt mit der Umwelt versagt worden sei, so blieb jetzt die Möglichkeit eines Kontaktes durch meine zur Schau getragene Apathie, mein geradezu herausforderndes Verstummen direkt abgeschnitten.
Die Wand, die ich künstlich aufgerichtet hatte, war indessen noch nicht dicht genug, als daß nicht von Zeit zu Zeit Erinnerungen transparent geworden wären, die keineswegs in das zurechtgemachte Abbild eines Unverstandenen und Verschmähten hineinpassen wollten. Ich spüre dies dreißig Jahre später viel stärker, als es mir damals zum Bewußtsein gekommen ist. Ich sehe noch die Leute vor mir, denen ich in Moskau begegnet war, oder die mich noch aus meiner früheren Berliner Zeit kannten, auf der Straße mir entgegenkommen, stehenbleiben, unschlüssig, wie sich zu verhalten, auf eine entsprechende

Geste von mir wartend ... ich habe mir damals eingeredet, sie hätten mich geschnitten; ich war aber schon vorher an ihnen vorbeigegangen, ostentativ und abweisend. Hatte ich nicht allen Grund, mich den Leuten zu stellen? Und wenn nur, um einen kameradschaflichen Händedruck zu wechseln? Oder mehr noch: ich hatte reiche und wertvolle Erfahrungen sammeln können, die weiterzuleiten eigentlich meine Aufgabe gewesen wäre, positive und negative, die dem deutschen Arbeiter, den Sympathisierenden und dem Bürgertum ganz allgemein eine bessere Kenntnis von Sowjetrußland hätten vermitteln können. Ich hatte die innere Atmosphäre des russischen Aufbaus kennengelernt, als Gesellschaftsform und die rein wirtschaftliche Seite, unabhängig von dem Streit um die politische Spitze und die einzelnen nach außen sichtbaren Personen, wie vielleicht wenige vor mir in der damaligen Zeit. Ich hatte diese ungeheure Kraft erlebt, ich war davon erfüllt, ich stand mitten drin, dieses soziologische Wunder einer entfesselten Kraft, die über die Dämme bricht, nur sehr lose und beinahe mehr zufällig an irgendwelche Partei-Doktrinen gebunden, den Stoß, mit dem das russische Volk sich anschickte, Generationen einer Entwicklung zu überspringen ... lächerlich, diese innere Revolution mit einer abgenutzten Terminologie beschreiben oder kritisieren zu wollen, mit Propaganda-Schlagworten der Partei erklären und illuminieren oder in einem geifernden Gestammel der Gegner verkleinern oder ganz totschweigen zu lassen. Für eine ganze Generation ist nützliche Aufklärungsarbeit, die wenigstens zu einem besseren Verständnis hätte führen können, verlorengegangen, und zu einem entsprechenden Teil, mag dieser noch so winzig sein in den großen Zusammenhängen, trage ich daran mit die Schuld.
Ich hätte den Arbeitern erklären können, wie wenig angebracht der messianische Gedanke in der deutschen Bewegung war, die sowjetische Revolution retten zu müssen, wie überheblich die Aufgabe, die russische Wirtschaft aus dem Chaos und dem Dreck zu ziehen mit deutschem Arbeitstempo, deutschem Fleiß und überlegenem Wissen. So etwas schwebte dem deutschen Arbeiter, parteigebunden oder sympathisierend, vor, demselben Arbeiter, der seine eigene Revolution vorschnell aufgegeben hatte, um sich den Gänsebraten auf dem Tisch zum Sonntag zu erhalten, das Bier und den Doppelkorn für

den abendlichen Skat. Es wäre eine nützliche Erziehungsaufgabe zu leisten gewesen.
Ich erinnere mich der Gruppe deutscher Arbeiter, die im Rahmen der damals propagierten Rußland-Hilfe mit ihren Familien nach Sowjetrußland geschickt worden waren, um das Siemens-Motoren-Werke bei Nishni Nowgorod, dem heutigen Gorki, wieder in Betrieb zu setzen. Ich war damals in meiner Funktion als Leiter der Moskauer Zentrale der Internationalen Arbeiterhilfe in diese Fabrik geschickt worden, um, wie es hieß, Streitigkeiten innerhalb der Gruppe zu schlichten. Die Gruppe bestand noch aus etwa fünfzig Familien, einige hatten schon vorher ihre Sachen gepackt und waren ohne Papier und ohne Wissen der lokalen Behörden nach Petrograd gefahren, um sich eine Wiederausreise zu organisieren. Die russische Regierung hatte der ganzen Gruppe die Reise bezahlt, den Transport für den gesamten Hausrat – die Mehrzahl der Arbeiter stammte aus dem Ruhrrevier. Eine in der Nähe gelegene Kaserne wurde zu Wohnräumen umgebaut, auf je eine Familie fielen zwei Zimmer. Es waren ungefähr ein Dutzend kleinere Kinder zu betreuen, für die von den Ortsbehörden ein Kindergarten eingerichtet worden war. Den Leuten, beziehungsweise der von ihnen gebildeten Kooperative lieferte die Stadt Lebensmittel, Fleisch, Brot und Milch ... alles dies war damals sehr knapp, Milch gab es sonst in der Stadt überhaupt nicht.
Für jede Familie war an das Wohnhaus anschließend eine Gartenparzelle zurechtgemacht und zur Verfügung gestellt worden, jede Parzelle von der andern durch einen Zaun sorgfältig getrennt – das Vorbild des Schrebergartens; einem russischen Kriegsgefangenen in Deutschland, der diesen Rat der Ortsverwaltung wahrscheinlich gegeben hatte, muß dieser deutsche Schrebergarten besonders imponiert haben.
Die notwendigen Gartengeräte, Samen für die verschiedenen Gemüse und für Blumen waren aus Deutschland über die russische Handelsvertretung besorgt worden. Ich kann mir nur denken, daß die russischen Behörden von den Deutschen das Wirtschaftswunder erwartet haben mögen, bereits auch angesteckt von der dem Deutschen innewurzelnden messianischen Idee.
Sie sollten indessen bald eines anderen belehrt werden.

Die Leute waren schon an die vier Monate im Betrieb. Einige Maschinen waren montiert, Transmissionen angebracht, die Produktion aber noch nicht angelaufen. Das einzige, was anscheinend zur Perfektion funktionierte und offensichtlich mit der größten Sorgfalt behandelt, waren zwei in den beiden Arbeitersälen aufgestellte Heizöfen. An die Eisenverschalung dieser Öfen gelehnt, die wie ein Gitter mit einem Meter Zwischenraum um den Ofenkern herumlief, standen die Leute und diskutierten ... über die beste Art, die Drehbänke und Stanzmaschinen zu plazieren und in welchem Winkel und Abstand zueinander, über die Stromstärke und das Tempo der Transportbänder, die Planung für eine ferne Zukunft, wobei schon jetzt das Motorenwerk als Modell einer Produktionszelle einer Kette von Zweigfabriken über das ganze Land verteilt auszubauen sei, und vor allem: wer würde als Vorarbeiter fungieren, als Aufseher, und wer als Meister – alle waren berufen, aber nur ein halbes Dutzend konnte gewählt werden; und dann müßten auch Russen angefordert werden, die die Werkhallen auszufegen hätten, die Eingänge vom Schnee freischaufeln, die Öfen heizen. Schließlich – worauf es in Wirklichkeit ankam, die Zustände seien unerträglich, unter solchen Verhältnissen könne man niemandem zumuten zu arbeiten und so fort. Ich wurde mit einer Flut von Schimpfworten empfangen, die alle darauf hinausliefen, ich hätte gut reden vom Zimmer des Hotel Lux aus, die täglichen Freikarten für Oper und Ballett in der Tasche. Ich sollte dafür sorgen, daß die Wände in den Küchen gestrichen würden, die Waschgelegenheiten gesäubert, Pelzstiefel und Pelzmäntel geliefert, besserer Tabak und mehr Alkohol – – – und so ging das stundenlang; der russische Ingenieur, der mich begleitete, hatte schon nach der ersten halben Stunde das Weite gesucht. Das Wunder, der frühere Glaube an das Wunder, das man von den Deutschen erwartet hatte, begann, sich in Beschämung und Verachtung aufzulösen.

Ich hatte zu dem allen nicht viel hinzuzufügen. Offen gestanden, mir war die Sprache weggeblieben.

Es bestand ein selbst gewählter Betriebsrat, der mir eine lange Beschwerdeschrift überreichte. Ich hörte mir die Klagen der Frauen an, die sich zunächst in meiner Gegenwart gegenseitig anschrieen und bereit waren, aufeinanderloszugehen, wenn

nicht einige der Männer dazwischengetreten wären. Die Kinder lärmten auf den Korridoren. Einige jagten sich in der Halle als Indianer und Trapper um die Drehbänke, bewaffnet mit den schwedischen Präzisionsfeilen, die das Volkskommissariat mit großen Mühen für die Werkstatt aus dem Ausland beschafft hatte.

Ich hörte mir die Geschichte von den vertauschten Gemüsesamen an: Die eine Gruppe hatte, wie sie das in Deutschland von jeher gewohnt waren, die Erbsen und Bohnen in die Erde gebracht, in schön ausgerichteten Beeten. Die zweite Gruppe hatte die Erbsen, so wie sie zur Auslieferung gelangt waren, zu Suppen verkocht und aufgegessen. An einem Morgen fanden sich in den Gärten derjenigen, die bisher nichts gepflanzt hatten, die ersten Sprößlinge der Erbsen und Bohnen, das erste Salatgrün und die Blattspitzen der Rettiche, gleichfalls jetzt wohlgeordnet gesetzt; die andern aber sahen nur mehr die kahlen Beete vor sich. In der Nacht waren die jungen Pflanzen umgesetzt worden, einfaches Verfahren. Schlägereien waren die Folge, keine der Anschuldigungen konnten bewiesen werden. Ich weiß nicht, was aus diesen Leuten geworden ist. Ich nehme an, daß sie allesamt schleunigst wieder abtransportiert wurden. Später tauchten in deutschen Arbeiterversammlungen solche „Rückkehrer" als eine viel verwendete Programmeinlage der antikommunistischen Propaganda auf, Erzählungen über den Marasmus der russischen Wirtschaft, die Unfähigkeit der russischen Untermenschen, sich der westlichen Zivilisation anzupassen, dem Lebensstandard des deutschen Arbeiters Rechnung zu tragen und so weiter ... meine Leute aus Nishni Nowgorod werden sicherlich mit darunter gewesen sein.

Aber ich weiß eins: Diese Arbeiter, die unter roter Flagge damals ausgezogen waren, die russische Wirtschaft aus dem Chaos zu retten, nicht nur diejenigen, die damals nach Rußland gekommen sind, sondern auch diejenigen, die zu Hause in den Versammlungen den Mund vollgenommen haben, waren bereits der Vortrupp der Armeen Adolf Hitlers, die die russischen Städte niedergewalzt haben, die Dörfer zerstört, die Ernten angezündet und die russischen Menschen in die Wälder getrieben, auf Befehl von oben ... versteht sich; sie selbst hatten für sich in all den Jahren nichts gelernt und auch nichts aufgenommen.

Demgegenüber möchte ich eine Erinnerung wachrufen an eine Gruppe italienischer Arbeiter, die ich in dem Walzwerk von Nadeshinsky, hoch oben im Ural, bereits jenseits des Polarkreises getroffen habe. Ich kann nicht mehr sagen, unter welchen Bedingungen diese Arbeiter nach Nadeshdinsk im Frühjahr 1922 gekommen sind. Der Ort war eine der Vorhallen aus Dantes Inferno. Schon kilometerweit, während sich der Schlitten dem Ort näherte, sah man eine gelbe dicke Wolke tief über die kahle Landschaft gelagert. Die Augen begannen zu tränen, der Atem wurde schwerer. Das waren die Schwefeldünste aus den Stahlöfen, dazu die Kohledämpfe von den offenen Feuern, die in Galerien rings um das Stahlwerk angelegt waren. Dort standen, den Oberkörper bis zum Gürtel nackt, die Arbeiter und hantierten an den Bottichen, durch die das schmelzende Metall abfloß. Die Stadt oder besser die Wege zwischen den Baracken, in denen, um den Werkskomplex angelegt, die Arbeiter untergebracht waren, blieben ständig im Dunkel, nur notdürftig von einigen kleinen Glühlampen erhellt. Der Dunst hatte den Unterschied zwischen Tag und Nacht illusorisch gemacht. Niemals, das galt für das ganze Jahr, konnte die Sonne durch den Dunst von Schwefel und Kohlenstaub dringen. Es war bitter kalt. Die Temperaturen lagen am Boden im Jahresdurchschnitt bei 10 Grad unter Null. Ich bin in eine dieser Baracken gegangen und habe mit den italienischen Arbeitern gesprochen. Das Werk arbeitete damals bereits in drei Schichten. Die letzte Schicht hatte sich schon schlafen gelegt. Sie sind alle wieder aufgestanden, standen in einem großen Kreis um mich herum und haben mir von ihrer Heimat erzählt. Sie haben mir einen großen Pack Briefe mitgegeben. Ich konnte sie über Jekaterinenburg expedieren lassen; die Behörden haben die Briefe nicht zensiert, obwohl dies damals noch den Vorschriften entsprochen hätte. Und keiner dieser italienischen Arbeiter, die mit ihren Ingenieuren gekommen waren, hat sich mir gegenüber beklagt, nicht über das Klima, die harten und beinahe unmöglichen Arbeitsbedingungen, die knappen Essensrationen ... sie haben die Not des Landes verstanden und sie haben vor allem verstanden, ihre eigene Not dem allgemeinen Notstand unterzuordnen. Ihr einziger Wunsch war, den ich der Internationalen Arbeiter-Hilfe übermitteln konnte: einige Musikinstrumente, sie seien

gewohnt zu singen und das würde die Arbeit erleichtern – die Arbeitspausen, die Erholung und die Hoffnung auf die sozialistische Zukunft. Es ist mir ein tiefes Erlebnis geblieben. Ich habe später erzählen gehört, daß über siebzig Prozent dieser Arbeitsgruppe im Laufe von einigen Monaten ausgefallen sind an Erkrankungen der Atmungsorgane, an Tuberkulose und Lungenentzündung. Die Mehrzahl dieser Kranken sind in den Hospitälern in Jekaterinenburg gestorben.

Also hätte ich in den Wochen und Monaten meiner völligen Apathie doch von etwas erzählen können, was die Hoffnung der vielen, die vielleicht schon ebenso apathisch geworden waren wie ich selbst, nicht nur die Hoffnung, sondern auch die Bereitschaft zum Widerstand gegen die Hemmungen, die widrigen Umstände und alles das belebt haben würde; vielleicht sogar in mir selbst.

Denn manches von meinen Eindrücken und Schlußfolgerungen, die mir den Boden unter den Füßen weggezogen hatten, lassen sich auch von einer anderen Seite betrachten. Die Tätigkeit in der Fabrik „Ressora" in Petrograd, die mit einem Dutzend Arbeiter begonnen hatte, ruft die Erinnerung wach an die Arbeiter, die zum großen Teil im Hafengelände von den Einwanderungsbehörden aufgegriffen worden waren, Abenteurer und Enthusiasten, die von Bord der Schiffe getürmt waren, um das sowjetische Arbeiterparadies kennenzulernen und schließlich im Hafengelände gestrandet waren – alle überglücklich, wieder in den Arbeitsprozeß eingeordnet zu sein, eifrig bestrebt, die handwerklichen Voraussetzungen für die Bedienung der Maschinen vom Nebenmann zu lernen. Wir haben uns einen Klub gebaut, aus dem später als eine besondere Organisation die Kette der Seemannsheime in allen russischen Häfen hervorgegangen ist, wir haben Konzerte und Boxveranstaltungen arrangiert. Niemals ist über die Arbeitsweise, die Behandlung, die im Betrieb nicht zu vermeidenden kleineren Reibereien untereinander ein Streit entstanden. Ich hatte Mühe, aus den lokalen Zeitungen unsere Fabrik herauszuhalten, ich bezahlte die Inserate dafür, daß sie *nicht* gedruckt wurden, die Parteispenden, daß der Betrieb nicht namentlich mit aufgeführt wurde, weil ich vermeiden wollte, daß der Name der Fabrik gegenüber den noch immer stillgelegten Großbetrieben in der Stadt, wie die berühmten Putilow-Werke oder die

französisch-russische Schiffswerft, vorschnell zu einem Symbol hätte werden können, auf dessen Rücken die internen Wirtschaftsschwierigkeiten des ganzen Landes hätten ausgetragen werden können. Wir waren noch lange nicht soweit, uns der Öffentlichkeit als Modell zu präsentieren.

Es war mit dieser Fabrik „Ressora" wirklich so etwas wie der Anfang eines Wirtschaftswunders entstanden, das die russischen Parteigenossen vom Ausland, von der Arbeiterhilfe im internationalen Rahmen erwartet haben mochten. Das Wunder ging zu Ende und stürzte wie ein Kartenhaus zusammen. Das hat bei mir die Panik ausgelöst.

Das Ausmaß dieser Wirtschaftskrise um 1924, die praktisch zum Hintergrund meiner Tätigkeit in der Fabrik „Ressora" gehört hat, war mir zwar bewußt, aber ich hatte die unmittelbaren Folgen ignoriert, zum mindesten nicht auf mich beziehen wollen. War ich auch ausgezogen, die Welt zu verändern?

Ich muß das noch einmal mit trockenen Worten hier wiederholen: Als ich auch für mich selbst der Panik nicht mehr ausweichen konnte, bin ich einfach davongelaufen. Das ist die andere Seite dieser Episode um die Fabrik „Ressora", die ich hier nachzuholen habe.

Ich habe nicht den Mund aufgemacht. Ich habe den ganzen Betrieb mit allen laufenden Verträgen dem örtlichen Wirtschafts-Sowjet übergeben. Ich habe alles stehen und liegen gelassen und bin davongelaufen.

Ich habe, wie immer es damals oder wie es mir jetzt erscheinen will, nicht den Kampf geführt, der notwendig gewesen wäre, mich und die Existenz der Fabrik durchzusetzen. Es gibt immer Wege, eine Stelle, die der lokalen übergeordnet ist, zu überzeugen. Es gehört eine neue Art von Beharrlichkeit dazu, eine neue und harte Sachlichkeit und eine Rücksichtslosigkeit gegenüber den Folgen. Ich hätte mit den Arbeitern auf die Straße gehen können, in die Beratungen der Sowjets eindringen, ein großer Teil der Arbeiter, insbesondere die Parteizelle, wäre mir gefolgt. Und wenn schon – vielleicht wären wir allesamt eingesperrt worden, vielleicht wäre ich selbst erschossen worden ... was hätte das schon ausgemacht! Später, selbst wenn ich Erfolg gehabt hätte und so etwas wie ein Held der Arbeit geworden wäre, der sich gegen Mißverständnisse und

die neue Bürokratie durchgesetzt hatte, – wäre ich in einer der Reinigungsaktionen der dreißiger Jahre mit Sicherheit mit zur Strecke gebracht worden. Praktisch war ich ein Außenseiter, ein störendes Element auf lange Sicht gesehen, auch einer mit dem messianischen Gedanken, der beim Neuaufbau einer Gesellschaft immer nur ein Störenfried und Schädling bleiben wird.

Was spielt das überhaupt für eine Rolle, zum Opfer zu fallen, ausgeschaltet und hingerichtet zu werden? Das stand doch schon zu Beginn fest, und diese Aussicht hat das ganze innere Räderwerk erst in Gang gebracht. Wer das heute noch nicht sehen will, lügt bewußt, um sich für eine Erziehungsarbeit auf der Basis von Schulbüchern zu reservieren. Ich tue das nicht. Ich fühle dazu keine Notwendigkeit.

Mir ist diese tiefere innere Genugtuung, zu kämpfen, versagt geblieben. Ich habe mir diese Möglichkeit selbst verbaut, indem ich davongelaufen bin.

Ich bin darauf so ausführlich zurückgekommen, weil ich versuchen wollte zu erklären, warum ich jeder Aktivität, jeder Aktionsmöglichkeit, mich aus dem Schlamm und der Apathie herauszuziehen, beraubt war. Alles, was folgt, ist auf diesen Lebensablauf nur noch aufgesetzt. Es ist alles halb, es ist der natürliche Ablauf, auf wie differenzierten Ebenen er sich auch immer vollziehen mag ... wie ein Mensch mit gewissen Anlagen und Fertigkeiten sich zu bewegen hätte oder wie er sich bewegen würde.

Alles mußte jetzt von vornherein scheitern, weil ich bei allem, was ich angefaßt habe, nur halb dabei gewesen bin. Ich kann niemandem irgendwelche Schuld zuschieben, mir nicht geholfen, mich nicht wieder aufgerichtet zu haben und ähnliches mehr, weil ich es halb von mir aus so wollte, gemieden, übersehen und vergessen zu werden. Nicht diese Leute oder Freunde oder wie man sie sonst nennen mag, haben nicht reagiert, nicht geantwortet auf den Ruf aus der Nacht, wie der Dichter sagen würde, sondern ich habe nicht reagiert und ich habe nicht geantwortet, ich selbst.

Was sonst jetzt noch zu erzählen wäre, ist leichtzunehmen. Bei aller Bitterkeit, und manchmal hat es direkt wehgetan, war viel Spaß dabei gewesen. Ich komme mir vor, als sitze ich in einem Zuschauerraum und vor mir auf der Bühne sehe ich

jemanden eine Equilibristik vorführen, unterstützt durch Freiübungen. Dieser Mann hat eine phantastische Ähnlichkeit mit mir selbst.

Die Schattenexistenz am Rande

Hat sich eigentlich überhaupt noch etwas ereignet? Ich weiß nicht ... offen gestanden, ich möchte es beinahe lieber nicht wissen.

Gegen mich war noch immer ein polizeilicher Steckbrief im Umlauf aus der Zeit von 1921, als Holland meine Auslieferung nach Deutschland abgelehnt hatte. Beihilfe zur Meuterei auf hoher See, Mindeststrafe fünf Jahre Zuchthaus. Ich hatte einen anderen Namen angenommen, schon in den ersten Jahren in Rußland durch entsprechende Papiere und Zeugnisse abgesichert, mit einem regelrechten Paß auf den Namen Larsz, den ich selbst ausgestellt hatte und den ich später bei einem Berliner Polizeiamt anstandslos verlängern lassen konnte. Ich habe mit diesem Paß später Cläre Jung noch einmal vor einem Berliner Standesamt geheiratet, ich habe Steuern an eine evangelische Kirchengemeinde gezahlt, die in der Nachbarschaft meiner Wohnung in Tätigkeit war;so ernst muß es mir damals gewesen sein, eine bürgerliche Existenz nach außen abzusichern.

Unter dem Namen Larsz bin ich eine Reihe von Jahren als Wirtschaftskorrespondent tätig gewesen, ich habe den Adreßbücher-Verlag des Leipziger Messe-Amtes in London vertreten und dort die Sonderzüge von Messebesuchern aus England und den Ländern des Commonwealth zusammengestellt, als Versicherungsberater begleitet. Ich habe eine Zeitlang als Prämien-Experte für eine Reihe von Seeversicherungsgesellschaften gearbeitet. Von London aus habe ich für Berliner Blätter, „Das Tageblatt" und den „Börsen-Courier", Feuilletons geschrieben, unter dem Namen Frank Ryberg; Bulletins aus dem Zoo über das Leben und Treiben der Tiere hinter Gittern – waren sie nicht besser daran, als die Zuschauer jenseits der Käfige? Die amerikanische Tagespresse hat die Idee aufgegriffen und inzwischen zu einem täglichen „Feature" ausgewalzt.

Ich hätte Geld verdienen können, viel Geld. Zeitweilig war

ich auch dazu gezwungen, um Schulden zu bezahlen aus verfehlten Spekulationen, in die ich mich hatte hineinziehen lassen. Zum Beispiel hatte ich einer Gesellschaft, deren Inhaber frühere Parteimitglieder waren, für die Produktion eines Motor-Heizers an abgestellten Autos Kredite zur Verfügung gestellt. Die Aufträge gingen in die Zehntausende, aber die Kundenwechsel aus Polen und den Balkanländern wurden nicht diskontiert. Die Laternenfabrik, bei der die Lieferverträge liefen, hielt sich an mich; die Gesellschaft ging sehr bald pleite. Ebenso eine Gesellschaft, die Schnitte und Stanzen für die russische Industrie liefern wollte und die über die ersten Vorschüsse nicht hinauskam. Ich hatte dem Inhaber, einem verdienten Genossen aus dem alten Berliner Arbeiterrat der ersten Revolutionsjahre Kredite vermittelt, die bei mir eingeklagt wurden.

Ich hatte Frau Jung beteiligt an einem Deutschen Photodienst, einer am Markt sehr angesehenen Korrespondenz mit einer Reihe internationaler Gegenseitigkeitsverträge. Mit einem Dutzend deutscher und internationaler Spitzenphotographen beherrschte der Dienst eine Zeitlang die illustrierten Blätter; die Kosten standen in keinem Verhältnis zu den Einnahmen. Ich selbst habe mich kaum um den Dienst gekümmert und bin nur als Lückenbüßer in Erscheinung getreten, wenn niemand anders die Karre aus dem Dreck ziehen wollte. So zum Beispiel, als der Dienst in der ganzen Weltpresse eine große Serie von Photos über ein Erdbeben in Jugoslawien unterbrachte, das in Wirklichkeit überhaupt nicht stattgefunden hatte; ein paar mißverstandene Gerüchte aus Wien. Kolonnen fliehender Bauern mit Frauen und Kindern, mit Sack und Pack auf Ochsenkarren, eingestürzte Brücken, Häuser, Ruinen am Wege – das alles stammte aus dem Archiv, Photos vom ersten Weltkrieg, Flucht der serbischen Grenzbevölkerung beim Einmarsch der Österreicher; wahrscheinlich hat das auch schon damals nicht ganz gestimmt. Ein diplomatischer Notenwechsel zwischen Belgrad und Berlin war die Folge. Der verantwortliche Direktor des Photodienstes wurde ins Auswärtige Amt bestellt. Da niemand hingehen wollte, habe ich mich als Aushilfe in der Not auf den Weg gemacht.

Der zuständige Ministerialrat schäumte vor Wut, und ich war darauf gefaßt, daß ich eingesperrt würde. Schließlich

aber, sichtlich beeindruckt von meiner Ahnungslosigkeit und dem sonstigen idiotischen Auftreten, ließ mich der Mann laufen, mit der Drohung, wir würden noch von ihnen hören. Ich bin ihm allerdings nicht mehr begegnet. Dieser Ministerialrat, von Hause aus Sozialdemokrat, farbloser Sohn eines Vaters, der sich um das sozialistische Genossenschaftswesen sehr verdient gemacht hatte, ist unter Hitler nach Amerika emigriert und hat deutsche Professoren in die Auffangstelle der New School for Social Research in New York eingeschleust. Ich hätte mich in New York bei ihm wieder in Erinnerung bringen sollen.
Wie gesagt, die Photos des Dienstes waren gut und eindrucksvoll, auch Blitzaufnahmen von prominenten Toten darunter, die weiterzuleben beabsichtigten; es gab viele Anstände. Schließlich ging auch dieser Dienst in einer großen Pleite unter.
Die geschäftsführenden Leiter dieses Unternehmens sind äußerst begabte Leute gewesen, mit einem Überschuß an Phantasie. Frühere Freunde aus dem Neopathetiker-Kreis der „Aktion", ausgezeichnete Lyriker, weit ihrer Zeit voraus und überaus anregend, aber unfähig, sich auf Geschäft umzustellen, wenngleich sie ständig davon gesprochen haben.
Ich verlor bei diesem Zusammenbruch mein Haus am Wandlitzsee bei Berlin, das ich gerade gekauft hatte, um mich dort in Ruhe niederzulassen. Um wieder anzufangen zu schreiben, das heißt, Literatur zu machen.
Bevor ich darauf zu sprechen komme, will ich in der Analyse der Entwicklung etwas nachholen.

Nicht, daß ich mich hätte, um polizeilichen Nachstellungen zu entgehen, besonders verstecken müssen. Ich bin einem großen Gesellschaftskreis, wo jeder jedem ständig begegnet, von jeher abgeneigt gewesen. Der oft genug verdeckte Hang zur Absonderung wurde jetzt nicht nur von den Umständen begünstigt, er war auch in mir selbst stärker geworden. Obwohl ich kaum mehr etwas zu verschleiern hatte, fühlte ich mich außerordentlich unsicher.
Ich flüchtete in das Dunkel, die Einsamkeit einer Kneipe, etwa in den Vormittagsstunden eines hellen Sonnentages. Zwischen den notwendigen Arbeiten, die ich den Tag über zu erledigen hatte, waren dies Stationen der Erholung, innere Sammlung,

ohne anderes Ziel als einer Routine zu entfliehen. Der Notwendigkeit enthoben, mir selbst darüber klarzuwerden, was zu tun ... überhaupt etwas zu tun. Ich nehme an, daß dies eine der Voraussetzungen ist, unter denen ein Trinker entsteht, der Alkoholiker.

Ich kann von mir nur sagen: ob ich mit Recht als Alkoholiker in diesen Jahren eingestuft worden bin, kann ich nicht beurteilen – daß meine äußere Arbeit niemals darunter gelitten hat, daß ich niemals etwas versäumt oder deswegen aufgegeben hätte, würde eher dafür sprechen. Ich kann dagegen heute noch sagen, daß es mir jedesmal große Mühe gekostet hat, das erste Glas des Getränkes herunterzubringen, ja sogar es überhaupt anzufassen ... ich hasse den Alkohol ohne Unterschied. Er bringt einen turbulenten Widerstand hoch, ehe ich diese Abneigung zähmen, zügeln und niederzwingen kann. Und auch in den darauffolgenden Stunden und Tagen ist eine Art Reflex dieses Widerstandes nicht völlig gewichen. Denn es hat sehr oft Tage gedauert, ich meine Tage und Nächte, die ich dann im Alkohol unterwegs gewesen bin, in einem wenig differenzierten Zustand, zwischen Provokation und dumpfer Resignation, nicht eigentlich betrunken, den Magen genügend zementiert mit dem Senf aus dem Essenszubehör auf dem Wirtshaustisch; ich wäre handlungsfähig geblieben, wenn man das von mir verlangt hätte.

Gewöhnlich finden sich an einem solchen Wirtshaustisch allmählich Leute zusammen, die für eine Zeitlang, nach Stunden gerechnet, zusammengehören, sie reden miteinander, und es entsteht ein kleiner Ausschnitt dieser Welt, so echt und so belanglos zugleich, wie er sich selten in einer Beschreibung wiederfinden wird. Mit dem Alkohol steigt das auf und vergeht wieder; die Leute gingen einer nach dem andern nach Hause, ihren Geschäften nach; ich allein blieb sitzen. Oder ich bin auch schon vorher von selbst gegangen, in eine andere Gegend, in eine andere Kneipe und an einen andern Tisch im Dunkel der Bar.

Auf der Suche ... ich habe das schon früher erwähnt.

Ich habe eine Menge Leute kennengelernt, alle immer nur für eine kurze Zeit. Etwas ist jeweils im Erinnerungsspiegel haften geblieben, eine Geste, Worte in einem den Typ bezeichnenden Bild des Ausdrucks, die Leere, die Belanglosigkeit, die bis zum

Abscheu herausfordernden Bemühungen der anderen, sich verständlich zu machen, irgendwie ein wenig geachtet und bestätigt zu werden, im Schlamm der guten Nachbarschaft und des Selbstbedauerns, und immer auf dem Sprung, etwas vorzutäuschen, auszunutzen den neu gefundenen Freund und auf den Augenblick wartend, ihm den Fußtritt zu verpassen. Oh – es muß eine interessante Zeit gewesen sein.
Ich habe dort an Beobachtungen und Kenntnissen sehr vieles nachgeholt, was ich in all den Jahren vorher versäumt hatte. Ich kann vielleicht sagen, daß ich in dieser Zeit reif geworden, das heißt ausgewachsen bin, reif nicht in einem überkommenen moralischen Sinne. Ich bin insofern unreif geblieben, als es mir auch unter diesen Umständen nicht gelungen ist, mich ins Gleichgewicht zu bringen.
Je mehr ich scheinbar äußeren Erfolg hatte, je mehr ist die innere Unruhe gewachsen, oft bis an die Grenze der Zersetzung, auf der Suche nach dem Halt. Leute, die mich noch mit einem gewissen Wohlwollen betrachtet haben dürften – helfend einzugreifen, hätten sie sich nicht getraut –, beschreiben das heute so: ich sei von Dämonen besessen gewesen.
Mir selbst haben diese Dämonen nichts genützt. Sie sind nicht so stark verankert gewesen in meiner Entwicklung, als daß ich sie nicht hätte nach Belieben davonjagen können. Und sie würden auch keine anderen Spuren hinterlassen haben als heute umgesetzt in Erinnerungen, die mich überfallen und quälen und denen ich nicht anders oft entgehen kann, als stille zu stehen, die Augen zu schließen und zu warten, bis alles dunkel wird ... aber das sind längst keine Dämonen mehr, leider – das bin ich selbst.
Mir sind noch einige Begebenheiten gegenwärtig, die ich erwähnen will, aus der vollen Schachtel herausgegriffen, weil sie andeutungsweise den Zustand wiedergeben können, von dem die Rede ist, ohne ihn zu erklären – eine Aufgabe, die ich sowieso nicht erfüllen kann.
Eines meiner Stammquartiere, wo ich ziemlich regelmäßig für kurze oder längere Zeit anzutreffen war, auf den Wanderungen von einer Kneipe zur anderen, mit kurzen Zwischenbesuchen in einem der Büros, wo man mich erwartete, war die Griechische Weinstube der Maria in der Grolmannstraße in Charlottenburg. Meine Bekanntschaft oder meine Freundschaft

zu Maria, sie hat mich betreut wie eine Mutter, hat sich über viele Jahre erstreckt. Maria hat eines Tages kurz vor dem Hitler-Umsturz ihren Laden nicht mehr aufgemacht. Zunächst hat das kaum jemand bemerkt, die regelmäßigen Besucher kamen nur noch in größeren Abständen, ich war auch viele Monate nicht mehr dort gewesen. Maria lag tot im Hinterzimmer; ein neugierig gewordener Nachbar hatte die Tür aufbrechen lassen.

Die Gäste waren eine seltsame Mischung von Leuten, viele prominente darunter in Amt und Würden, die auf ein Glas und ein paar freundliche Worte mit Maria hinter dem Ausschank vorbeizukommen pflegten. Sitzgelegenheiten waren in dem Laden spärlich genug vorhanden. Es wurde aus Fässern direkt ins Glas eingeschenkt, und die meisten Gäste bedienten sich selbst. Man stand und trank und ging dann weiter. Es ist sicherlich ein Hafen gewesen, in den man sich flüchten, vor Anker gehen konnte, vor und nach dem Sturm.

Es kam vor, besonders in den Abendstunden, daß die Gäste länger blieben, nach Ladenschluß, wenn der Flaschenverkauf eingestellt war. Die Gäste wechselten ins Hinterzimmer auf das große Sofa. Dort habe ich den schwedischen Militär-Attaché getroffen, der aus Marias Weinstube direkt in eine Entziehungsanstalt abgeholt wurde, ferner einen Konzessionär abessinischer Goldminen, der einen der Stammgäste als Leibwächter und Verwalter engagierte und auch sofort nach der Konzession im abessinischen Norden auf den Weg schickte – Maria spendete die Abschiedsfeier. Der Konzessionär war bei allen Schiffahrtslinien der Welt als ein „Drei-Flaschen-Mann" bekannt, das ist der Mann, der auf der Fahrt durch den Suez-Kanal drei Quartflaschen Whisky in einem Satz hintereinander zu trinken imstande ist, eine hohe Auszeichnung. Ich traf dort den Fememörder Klapproth aus Oberschlesien, der nach einigen Jahren Zuchthaus sich mit den Nationalisten entzweit hatte und auf der Flucht vor den Nationalsozialisten durch einen der Gäste Marias als Waldaufseher und Fischereiaufpasser in einem Gut in Westpreußen untergebracht werden konnte; er ist später im polnischen Krieg verschollen, wahrscheinlich in die Hände der deutschen Feldpolizei gefallen, gegen die er mit Hilfe seiner polnischen Fischer einen privaten Bandenkrieg eröffnet haben soll. Ich habe dort bei Maria

auch Dichter getroffen, bekannte und unbekanntere, und eine Clique von Schauspielern aus dem Schiller-Theater nebenan, laute, arrogante und ständig sich dramatisierende Darstellungsbeamte, die oft sich so vollgetrunken und auch sich selbst so besoffen deklamiert haben, daß manchmal zwei Mann nötig waren, sie durch den Eingang in der Grolmannstraße ins Schiller-Theater hinter die Bühne zu schleppen, wo sie dann für ihren Auftritt präpariert werden konnten, Publikums-Lieblinge der so hochgepriesenen Berliner Bühnenkultur; die meisten dieser Jünger haben inzwischen ihren letzten Vers gesprochen.

Ich habe auch dort in diesem Hinterzimmer verhandelt mit einem Herrn aus Brasilien, der mich für den Aufbau der Zündholzindustrie interessieren wollte. Den Fünfjahresvertrag auf eine große Summe von Milreis ausgestellt, die Fabrik inmitten der Bahia-Sümpfe projektiert, auf Verarbeitung von Eukalyptusholz ausgerichtet, mit Negern als Arbeitern, die von den lokalen Behörden der Fabrik zugetrieben werden sollten ..., hatte ich bei der Maria liegengelassen, wo er am nächsten Morgen als Abfall mit ausgefegt worden sein wird. Der Unterhändler, der für ein Konsortium in Rio auftrat mit der Rückendeckung einer Berliner Maschinenfabrik, ist sehr böse auf mich gewesen, ich hätte die Sache nicht ernst genug genommen. Dabei, ich weiß nicht ... es wäre für mich keine schlechte Lösung gewesen; nach einem deutschen Sprichwort: den Stier bei den Hörnern anzugehen.

Ich würde diese Atmosphäre in der griechischen Weinstube überhaupt nicht erwähnen, wenn ich nicht eines Nachts ein besonderes Erlebnis gehabt hätte, was ich noch erzählen will.

Nach einem dieser langen Abende im Hinterzimmer der Maria hatte ich die letzte Fahrgelegenheit zu meiner Wohnung versäumt. Ich wohnte damals in einer Neubau-Siedlung weit draußen im Norden von Berlin und war gezwungen, ein Taxi zu nehmen. Dem Fahrer, der sich in dem Neubaugelände nicht auskannte, beschrieb ich nur von ungefähr die Zufahrtswege und die Straße; er wird mich für stark angetrunken gehalten haben. Wir fuhren durch die Nacht eine lange Strecke, zuletzt über offenes noch unerschlossenes Gelände. Die Lichter kamen nur noch in größeren Abständen und fielen schließlich völlig aus. Trotzdem – das war der richtige Weg, und nach ganz

kurzer Zeit wären wir auch wieder auf bereits beleuchtetes Gelände gestoßen.
Dem Fahrer muß alles äußerst verdächtig vorgekommen sein. Ich konnte sozusagen seine Gedanken hören, wie er zu mir sprechen wollte und sich selbst bereits die Fragen beantwortete. Fragen und Antworten überstürzten sich in seinem Hirn.
Er fuhr den Wagen an den Rand der dunklen Straße, hielt an, stieg aus – dies alles konnte ich beobachten wie einen ablaufenden Film – riß die Tür auf und zerrte mich aus dem Wagen. Das Abrupte und die Heftigkeit der Bewegung ließ mich stolpern. Ich fiel auf den Boden der Straße, und der Mann stürzte sich über mich. Hob mich an den Schultern hoch und drückte mich wieder zu Boden, hoch und nieder, immer gewaltsamer; das Gesicht wutverzerrt.
Ich sehe dieses Gesicht manchmal vor mir. Der Mann war völlig aus dem Gleichgewicht und von Sinnen. Er war drauf und dran, mich totzuschlagen.
War es ihm plötzlich eingefallen, mich zu berauben? Hatte er einfach Angst, daß ich nur vorgeschoben sei, um ihn in eine Falle zu locken? – am Ende der Reise werden die anderen über ihn herfallen...
Es war sicherlich nicht ein Zeichen besonderen Mutes und von Unerschrockenheit, mehr einfach die automatische Reaktion des Augenblicks, daß ich ihn fast unbeteiligt und mit gleichgültiger Stimme fragte: „Was ist denn? Was wollen Sie eigentlich?" Ich habe mich nicht gewehrt, ich habe mich überhaupt nicht gerührt, ich werde sogar vielleicht etwas verlegen gelächelt haben.
Der Mann hielt inne, seinAtem ging keuchend wie nach einer Arbeit, die über die eigenen Kräfte geht. Ich fügte noch hinzu: „Sie sehen schon da vorn die Lichter. Dort ist es dann nur ein paar Schritte. Und ich kann Sie erst in der Wohnung bezahlen, ich habe das Geld nicht bei mir" ... so leise und unbetont, daß er nur die Hälfte verstanden haben wird.
Der Mann ließ von mir ab. Drehte sich und stieg wieder in den Wagen. Ohne ein Wort zu sprechen.
Ich war inzwischen hoch gekommen und nahm gleichfalls wieder hinten im Wagen Platz.
Wir fuhren noch eine kurze Strecke. Der Wagen hielt vor dem Haus.

Ich sagte dem Fahrer, er solle mit nach oben in die Wohnung kommen, ich würde ihm dort das Fahrgeld geben.
Aus dem Mann war jede Aktionsfähigkeit gewichen. Was immer ihn bewogen haben mag, in der Mischung von Impulsen, das war weg; er hatte sich bereits aufgegeben. Er zögerte noch für Sekunden, bevor er die Treppe vor mir nach oben stieg. Und das war alles, was ich hätte beobachten können. Gesprochen hat er nicht.
Dieses Erlebnis ist mir sehr lange gegenwärtig geblieben, und auch heute noch in der Erinnerung frisch wie am ersten Tage. Was wäre geschehen, wenn ich mich gewehrt oder um Hilfe gerufen hätte? – ich nehme an, ich hätte damit die Panik ausgelöst, die ohne Unterschied aggressiv sein wird. Akzente wie dieser, regeln die normalen Beziehungen von Personen zu Personen und von Gruppe zu Gruppe innerhalb unserer Gesellschaft.
Oben in der Wohnung habe ich die Frau, die wir aufgeweckt hatten, gebeten, Kaffee zu kochen. Der Mann saß auf dem Stuhl, unfähig scheint's auch nur für den Gedanken, wie sich zu benehmen und was zu tun in einer solchen Lage. Es wird ihm heiß gewesen sein, und er würde sich kaum gerührt haben, wenn ich jetzt die Polizei gerufen hätte. Vielleicht hatte er sich schon damit abgefunden und sich bereits eine Erklärung zurechtgelegt. Wir selbst haben darüber nicht gesprochen.
Er blieb sehr einsilbig, als ihm die Frau mit ein paar freundlichen Worten den Kaffee brachte.
Ich zahlte den Fahrpreis und ein entsprechendes Trinkgeld. Als wäre nichts geschehen.
Der Mann ist sehr bald gegangen, nicht sehr forsch, eher wie ein verprügelter Hund. Kann nur vermuten, was er sich in diesem Augenblick gedacht hat. Er hätte sich aussprechen sollen oder kämpfen, sich seinerseits wehren, und vor allem das zu Ende führen, was er, wenn auch nur für Augenblicke, sich vorgenommen hatte. Ich bin ihm allerdings auch nicht entgegengekommen. Ich blieb stumm und unbeteiligt, und wir haben uns für einige Minuten gegenüber gesessen, ohne uns anzusehen.
Als er gegangen war, ist mir dann sehr übel geworden. Als wäre ich wirklich halbtot geschlagen worden.

Rückkehr in die Literatur

Während dieser Jahre, den von der Gesellschaft vorgeschriebenen Regeln folgend, eine äußere Existenz aufrecht zu erhalten, bin ich auf der Suche nach innerem Halt nicht ganz untätig gewesen. Ich habe es nur falsch angefangen, und ich habe beinahe selbstverständlich damit auch keinen Erfolg gehabt. Zu stark angeschlagen gewesen, zu sehr innerlich wie äußerlich isoliert, als daß ich mich einem andern Menschen hätte unterordnen können. Ich bin davor zurückgeschreckt, obwohl nicht ganz frei von dem Wissen, daß es trotzdem notwendig wird – vor einer Berührung, die eben wehtun wird. Noch einmal hätte ich das Leben in die Hand nehmen können, von vorne anfangen – krankhafte Scheu; vielleicht war es nur die Angst davor, mich jetzt schärfer zu sehen, die mich gehindert hat.
Statt dessen habe ich überall so Reste aufgegriffen, die noch herumlagen. Man hatte mir in früheren Jahren als Schriftsteller bescheinigt, daß ich begabt gewesen sei. Vielleicht konnte ich damit etwas anfangen, vielleicht lag hier die Reserve, vielleicht war das die Wand, hinter der ich mich würde verstecken können – so ähnlich mag ich gedacht haben; nicht in einem plötzlichen Entschluß, sondern dieser Chance immer ein wenig näherkommend, angelockt durch zufällige Möglichkeiten und Angebote. Die wenigsten Menschen haben mich in dieser Zeit richtig erkannt und wirklich gesehen. Es wird auch kein direkter Anlaß vorgelegen haben, sich um mich zu kümmern.
So hatte ich begonnen, zur Literatur zurückzukehren. Es ist für mich und für ein eigenes besseres Verständnis ein verhängnisvoller Fehler gewesen.
Dabei hatte ich es schon zu Beginn nicht allzu ernst genommen. Und mir auch Zeit gelassen. Nur selten große Mühe darauf verwandt, das heißt, ich bin nicht tief genug gegen mich selbst vorgestoßen.
Die Maler waren zu dieser Zeit in Deutschland aufgestiegen, während die Literatur, in raschem Verfall nach dem dadaistischen Aufschwung der ersten Nachkriegsjahre, vor die Hunde ging. Der Expressionismus hatte sich verflacht, war unter die Kontrolle der Lektorate der großen Verlagsanstalten geraten.
Ich bin nicht gewillt gewesen, um meine Anerkennung als Schriftsteller erneut ernsthaft zu kämpfen; jedenfalls schien

das einigen Verlegern so und Leuten aus dem Literaturbetrieb, die bereit gewesen wären zu helfen.
Angefangen hat es mit einem Preisausschreiben des S. Fischer Verlages. Der Verlag suchte eine Novelle, die ein Erlebnis schilderte, das einen starken Einfluß auf die weitere Lebensgestaltung auszuüben bestimmt war. Ziel des Verlages war, eine ganze Buchreihe aus solchen Novellen zu entwickeln. Ich schrieb die Novelle „Das Erbe", Gedanken und den Lebensrückblick am Sterbebett meines Vaters, das Erlebnis Neiße und die Folgen. Die Novelle kam zurück mit einem Begleitschreiben Oskar Loerkes voller Bedauern, sehr schmeichelhaft die Beurteilung der Arbeit – aber der Verlag hatte inzwischen die Idee dieses Preisausschreibens aufgegeben, die verwendbaren Einsendungen würden für den Aufbau einer Serie nicht genügen. Mein erster Vorstoß war mißlungen.
Um Bermann-Fischer, der bereit war, die Novelle in irgendeiner Form dem Verlag zu erhalten und Vorschläge erwartete, habe ich mich nicht mehr bemüht. Ich habe das „Erbe" an den Bücherkreis verschleudert; die Novelle ist dort in einem Sammelband erschienen und untergegangen, außerdem, sie ist für meinen damaligen Zustand zu weich gewesen, zu sentimental, zu ehrlich – möchte ich sagen.
Ich habe es dann mit dem Theater versucht.
Beim Theater gab Georg Kaiser für die Neukommenden die Richtung an, und in einigem Abstand als Nachfahrer expressionistischen Theaters Ernst Barlach; das ist gesehen aus den Dramaturgenbüros des Bühnenvertriebs. Im übrigen schrieben die Theaterdirektoren und Dramaturgen ihre Stücke selber unter Pseudonymen und als Bearbeitung englischer und französischer Dutzendware; später schrieben auch die Schauspieler und sonstige Darstellungsbeamte mit. Die Amerikanisierung des Theaters hatte bereits begonnen. Die Zahl der Sitzplätze und die Differenz zwischen der städtischen Steuer und dem Kassenpreis, zusammengefaßt die Besucherorganisationen bestimmten für Berlin den Spielplan. Das galt für die Rotters ebenso wie für die Reinhardt-Bühnen und die Volksbühne. Die Sekretäre im Karten-Vertrieb besaßen die Formel, auf die ein Stück zugeschnitten sein mußte: bei ausländischen Autoren konnte manchmal darüber hinweggesehen werden; Shaw war zum Beispiel tabu.

Ich hatte aus der ersten Emigration die Verarbeitung eines Erfahrungsbereichs mitgebracht, der alle persönlichen und gesellschaftlichen Gegebenheiten nicht nach außen, sondern nach innen projizierte, in die Fragestellung hinein der Echtheit, der Geschlossenheit, der Begrenzung des Individuums und im Hinblick auf den dramatischen Konflikt: die Explosionskraft dieser Einzelexistenz. Ich hielt damals das Theater für ein geeignetes Instrument dieser Projektion.
Ich betrachtete das Theater nicht als moralische Anstalt. Ich will niemanden überzeugen, niemanden zu irgend etwas aufrufen, keine Urteile deklamieren lassen und keine neue Ordnung ankündigen. Für mich sind die Zuschauer die Masse, die geknetet werden muß, das Kneten ist die Hauptsache, nicht wofür. Aus jedem Teig, wenn er durchgeknetet ist, kann man Kuchen backen oder Biskuits für die Kanarienvögel. Die Zuschauer waren so zu bearbeiten, daß sie anders herausgehen als sie hereingekommen sind, umgemodelt, gestempelt – gleichgültig, ob zum Besseren oder zum Schlechteren; ich bin schließlich kein Moralist – je nach Laune, sie hätten sich meinetwegen auch gegenseitig umbringen können. Man wird verstehen, daß ich es schwer hatte, mich gegen die aufkommende Tendenz des politischen Theaters, des Überzeugungs-Theaters, der Schiller an allen Ecken, durchzusetzen.

Ich hatte drei Theaterstücke zur Hand, mit denen ich über den Bühnenvertrieb „Die Schmiede"–Kiepenheuer in die Arena stieg. Das erste Stück, „Geschäfte" betitelt, blieb im Laufe von Verhandlungen mit der Jungen Bühne in Berlin stecken, scheiterte an dem Widerstand der Schauspieler, damals noch gewohnt an die Zubehör-Atmosphäre der Sternheim und Kaiser. Nirgendwo war darin die Rede von Liebe als Geschäft oder von Liebe als Alterserscheinung, dagegen viel von Keller-Wechseln, die bekanntlich ebenso gut sind wie bares Geld, wenn alles gut geht.
Das zweite Stück, „Legende", kam im Staatstheater Dresden im Winter 1927 zur Uraufführung mit einer Spitzenbesetzung und einem großen Aufwand von szenischen Mitteln und technischer Ausstattung. Große Provinzbühnen mit hoher Theatertradition, wie das Dresdner Schauspielhaus, waren darauf aus, die Vorherrschaft der Berliner Bühnen zu brechen, sie waren

bisher unberührt geblieben von dramatischen Experimenten. Dresden hatte im Rahmen der Staatstheater eine Junge Bühne ins Leben gerufen, mit Aufführungen innerhalb des allgemeinen Spielplans in regelmäßigen Intervallen. Als die „Legende" angenommen wurde, war sie zunächst für zehn Wochen jeweils einmal im Wochenspielplan angesetzt. Die Leitung der Jungen Bühne war dem Regisseur Josef Gielen anvertraut, der die Serie mit der „Legende" eröffnete. Josef Gielen war ein Gegner sowohl des politischen wie des Maschinentheaters. Das Dresdner Experiment stand schon in der Vorankündigung im offenen Gegensatz zu der Berliner Piscator-Bühne, die damals als Spitzenleistung auf dem Gebiete der Theatertechnik gefeiert wurde.

Gielen besaß alles das, was Piscator abging: das Fingerspitzengefühl für die Darstellungsmöglichkeiten eines Schauspielers, die sensitive Führung, die Fähigkeit zur Entwicklung einer Atmosphäre von innen heraus statt von außen her durch bramarbasierende Volksreden. Er verstand die Atmosphäre einzusetzen, spielen zu lassen als dramaturgisches Mittel für sich allein. Wo Maschinen vonnöten waren, konnten sie aus dem Requisitendepot beschafft werden. Aber Gielen brachte noch mehr. Er führte als Erster auf dem Sprechtheater den Film ein, nicht als Hintergrund und zur Untermalung einer Szene, sondern als selbständige Handlung, als eine kontrapunktische Parallele, der Film spielt gegen die Handlung des Sprechdialogs auf der Bühne, ein über das Wort hinausgehender zweiter Dialog und zwar zwischen der Lautprojektion nach außen und der stummen gedanklichen Projektion nach innen. Ich hatte das im Manuskript nur sehr allgemein vorgezeichnet, aber Gielen hatte das von sich aus technisch weiterentwickelt.

Von der eigentlichen Handlung der „Legende" habe ich nicht viel mehr behalten als eine sehr lebendige Vorstellung von der allgemeinen und besonderen Atmosphäre. Ich habe mich nicht weiter bemüht, das Manuskript wieder aufzutreiben. Ich bitte trotzdem, mir zu gestatten, daß ich ein wenig über die Aufführung hier schreibe. Ich bin noch heute überzeugt, daß die „Legende" mehr bedeutet hätte für das Theater als nur ein Experiment, wäre sie nicht durch eine seltene Kette von widrigen Umständen sofort wieder in die Versenkung gedrückt worden.

Die Handlung war verhältnismäßig nebensächlich. Das Schicksal einer typischen Arbeiterfamilie stand im Mittelpunkt. Der Mann war nach einem Arbeitsunfall Invalide geworden und saß den Tag über in der Wohnküche herum, ein Krüppel. Auf der Frau lag nicht nur die Last des Haushalts, sondern auch die Sorge für die Existenz und den Zusammenhalt der Familie. Ein heranwachsender Sohn war vorhanden, der nicht recht in geregelte Arbeit zu bringen war, zur großen Sorge des Vaters, trotzdem insgeheim ein wenig der Stolz der Mutter. Der Junge interessierte sich nur für Sport und insbesondere Radrennen, er fuhr schon Berufsrennen mit und war dabei, sich bereits einen Namen zu machen, als er bei einem dieser Rennen schwer stürzte. Er sollte sich später, aus dem Krankenhaus entlassen, auf der Bank der Invaliden in der Wohnküche wiederfinden, ein anderer Krüppel. Mit der erwachsenen Tochter war auch etwas los – was, weiß ich nicht mehr; jedenfalls sie blieb im Hause, sie ging nicht weg oder konnte nicht, ob beschädigt oder nur allgemein verzweifelt – sie trug das ihrige dazu bei, die Last dieser Familie unerträglich zu machen.
Die Atmosphäre war in die verschiedenen Teile aufgespalten, im Dialog aufgezeigt mit den Hoffnungen zum Besseren, den Illusionen. Es hätte jeder einzelne Teil anders sein können. Dies brachte der Film in der Parallele zum Dialog – die aufkeimende Liebe so viele Jahre zurück zwischen den jungen Leuten, die Zuversicht, die Versprechungen, der gegenseitige Halt; draußen in der Vorstadt – die noch vom Verkehr unberührten Wiesenhänge, über die man sich hinunterrollen lassen kann, die Feldwege, das Brombeergebüsch, die Weite von Sonne überglänzt, die dann enger wurde, als der Mann in die Fabrik ging, in die ständige Arbeit, die Familie zu sichern. Die Kinder wuchsen heran, die Eltern mit ihnen, es gab schwere Wochen, es gab Sturmwolken, sie gehen vorüber wie die Krankheiten auch. Die Hoffnungen waren nicht mehr so rosenrot, die Wünsche stiller geworden. Und dann brach alles nieder, Stück für Stück. Die Häuser rückten enger zusammen, Staub und Dunkelheit der Hinterhöfe. Die Szene blieb auf die Wohnküche konzentriert. Dort erfolgte auch die Explosion. Ohne vorhergegangenen Streit, ohne besondere Planung mit Seitenlinien für etwas mehr Glück im Leben, kein neuer Liebhaber und Versorger, keine Versicherungspolice im Spiel. Die Frau

hat die Waffe in die Hand genommen und den Mann einfach niedergeschossen, den Krüppel; die Zeit steht still. Die Frage ist: *Schuldig* oder *nichtschuldig?* Darüber rollt das Stück ab.
Die Szenen waren in den Rahmen einer Gerichtsverhandlung hineinprojiziert, Wirkung einer Arena, deren eine Seite die Richterbank schließt, die andere die Tribüne von Zuschauern, Verbindung bildet die Bank der Geschworenen, von den Lücken aus nach der Mitte zu der Ankläger, der Verteidiger und die Angeklagte, eindunkelnd sobald die Zeugenaussagen als Szenen über die Bühne gehen; offen blieb der Theaterraum, die große Leere.
Auf die Betonung der Gegensätze in der Szenenfolge, der wechselnden Lautstärke und der Bildwirkung bis zum Schock kam es an. Das gesprochene Wort rückt in den Hintergrund, ohne Schärfe und Erregung, mit einer monotonen Sachlichkeit, ein Bericht, den jemand aus einer Zeitung hätte vorlesen können. Aus diesem baut sich auf die Atmosphäre, sie ist schon vorhanden ohne das gesprochene Wort, sie hat in den Zuschauer einzudringen, berauschend wie Gift, lähmend oder aufputschend, fortgesetzt die Dosis steigernd, tiefer die Injektion. So stellte ich mir das Theater vor.
Im Stoß nach den Hintergründen der Existenz mußte dann assoziativ abgetastet werden der Richter, der Staatsanwalt, der Geschworene, der Zuhörer, der Türschließer; breiter ausgespielt war, glaube ich, nur der Verteidiger. In die übliche Verteidigungsrede von Berücksichtigung besonderer Umstände allgemeiner Sympathie, Milde und ähnliches wurde mit einem Lichtkegel hineingeschnitten eine Tanzbar, Musik, der Anwalt sitzt am Tisch mit einer Dame, Ehefrau oder Verhältnis – sichtlich wird der Mann in die Enge getrieben, er trinkt, tanzt, Wut im Genick, Lächeln in der Fresse, Worte kurz und schneidend wie Tennisbälle, der Zuschauer unten muß spüren, sie tun weh – nur zwei, drei Minuten, Zeit nachzudenken. Wer bezahlt die Schulden? die Ehe auffliegen lassen? Und dann die Pause im schwebenden Helldunkel, die Atmosphäre wird schwerer.
Was dann der Verteidiger wieder stottert, das Taschentuch in der Hand, sich den Schweiß von der Stirn wischend – es wird stickend heiß sein im Gerichtssaal – ist nur noch Routine, die Handlung schleppt sich mühsam weiter. *Schuldig* oder *Nicht-*

schuldig – schuldig, verkündet der Obmann der Geschworenen.
Für die Spanne der darauffolgenden Pausen ist das Stück geschrieben: erste Stille, dann Tumult, ein Donnerschlag bricht los bis zum ansteigenden Schrei. Die Angeklagte hat sich erhoben und ruft in den jetzt abebbenden Lärm: Vorwärts ihr Schwänze! Stille. Der dumpfe an- und abschwellende Lärm nach einer Explosion, übertragen scheint's auf eine Erwartung. Versinkt in die Leere. Die Figuren, die Köpfe rücken ins Licht für Sekunden, einer nach dem anderen, die Richter, die Geschworenen und die sonstigen Beteiligten stehen im Licht und verdunkeln dann langsam, zuletzt der leere Stuhl, auf dem noch eben die Mutter gesessen ist, verdunkelt, und es wird alles völlig still. Hat noch jemand etwas zu sagen? Ist noch etwas zu sehen? Niemand und nichts – der Zuschauerraum gerät wieder ins Licht, die Bühne ist leer.
Ich kann es nicht nur von mir allein sagen, sondern aus Mitteilung von Theaterfachleuten, die der Aufführung beigewohnt haben, aus Besprechungen in Fachzeitschriften: der Eindruck muß außerordentlich gewesen sein.
Daß die Direktion des Staatstheaters in Dresden, hochansehnliche Leute, der Schauspielerin, die die Mutterrolle spielte, nahegelegt hatten, die Schlußworte unartikuliert zu halten und unverständlich den Aufruf gegen die Männer, die vom Mannwesen beherrschte Gesellschaft, ist nur der Kuriosität wegen erwähnenswert.
Ebenso, daß die Schauspieler, die nach einer alten Tradition im Dresdner Staatstheater nach der ersten durchlaufenden Hauptprobe zu einer Konferenz mit dem Direktionsstab gebeten worden waren, sich sehr mißfällig über das Stück ausgesprochen haben. Sie haben nicht verstanden und sind rein mechanisch den Anweisungen des Regisseurs gefolgt. Der eigentliche Meister, den die Schauspieler verstehen, ist der Inspizient, der die Zeichen gibt. Was mag in dem Hirn dieser Darstellungsbeamten vorgehen, die sich bewegen, vorgeschriebene Grimassen schneiden und die Worte, die ihnen angestrichen und oft unterstrichen sind, sprechen, und tatsächlich oft bei dem Zuschauer den Eindruck erwecken, als seien es lebende und denkende Wesen, während es nur hölzerne Figuren sind, die zu schwitzen anfangen, sobald sie sich allein gelassen fühlen und

nicht weiter zu denken in der Lage sind als auf die fällige Schneiderrechnung. Es muß für sie sehr irritierend gewesen sein, langsam sprechen zu müssen, mit vielen Pausen dazwischen, und stehen zu bleiben und überhaupt zu stehen, ohne die großen Gesten, die nach ihrer Meinung erst den genialen Darsteller ausmachen. Gielen hatte große Mühe, im Beisein der Generalintendanz und der aktiven wie pensionierten Schauspieldirektoren den gemeinen Entrüstungssturm zu dämpfen. Selbst der Konzessionspächter des Theater-Restaurants war unter den Beschwerdeführern, weil das Stück ohne die üblichen Vorhänge und Aktpausen gespielt wurde.
Ich war mehr durch Zufall in diese Versammlung geraten und konnte gerade noch hören wie einer der Hauptdarsteller, ich glaube es war der Schauspieler Erich Ponto, seine Kritik in dem Schlußwort zusammenfaßte: Bardenscheiße! Bedauerlicherweise war bei meinem Eintritt eine peinlich wirkende Stille eingetreten, die Aussprache wurde sofort abgebrochen – schade, ich hätte den Herrschaften auch etwas zu erzählen gehabt.
Die Zuschauer werden es besser verstanden haben. Sie werden nicht mehr zu einer Revolution aufgerufen. Die Verurteilte ist schuldig – selbstverständlich. Es ist nicht die Rede von Milde und ähnlichen Praktiken. Keine Verzeihung und keine Reue, es ist wie es ist und es ist eben so. Die Gesellschaft, die Gesetze, der Kitt, der die Menschen an die Menschen klebt, ist morsch geworden, verrottet. Heute etwa – dagegen anzukämpfen, heißt sich selbst in die Luft zu sprengen, die Leere aufspalten zu wollen. Jeder muß sich entscheiden – abtreten, rausgehen aus dem Theater, falls er noch am Leben ist, und in dem er nichts mehr zu suchen hat – sowieso. Das wollte ich demonstrieren und ich glaube, es ist mir bei dieser Aufführung gelungen.
Die unmittelbare Nachwirkung war ebenfalls außerordentlich. Das Bankett, das die Direktion des Staatstheaters nach der Aufführung dem Autor, den Schauspielern und den zahlreichen Gästen von außerhalb zu geben beabsichtigt hatte, wurde abgesagt, das heißt, es wurde von einem Theaterbeamten den bereits im Bankettsaal versammelten Teilnehmern erklärt, auf Grund einer Mitteilung der Direktion, diesmal sei jedermann sein eigener Gast. Es hat mir leid getan für einige der unentwegten Freunde, die ausschließlich deswegen nach Dresden gekommen waren, mitfeiern zu helfen. Gielen war dem

Vorwurf von Etatüberschreitungen ausgesetzt und wurde später entsprechend gemaßregelt. Der verantwortliche Direktor des Schauspielhauses ist nach einer angemessenen Verschleierungsfrist von einigen Wochen zum Rücktritt gezwungen worden. Das Stück wurde abgesetzt. Von der Jungen Bühne in Dresden hat man nichts mehr gehört.

Die Groteske darf nicht fehlen. Am Vormittag der Premiere war ich als Jung von der Polizei verhaftet worden, so stand auch der Name in den Vorankündigungen und auf dem Theaterzettel. Die Fremdenkontrolle hatte nach Einsicht der Hotelmeldeformulare unter Hinzuziehung des Fahndungsbuches festgestellt, daß ich polizeilich noch gesucht war. Zur letzten Beleuchterprobe am Nachmittag war ich rechtzeitig wieder auf freiem Fuß, wahrscheinlich auf Intervention der Direktion des Staatstheaters, die einem Skandal von der kriminellen Seite her aus dem Wege gehen wollte. Mir wurde aber untersagt, etwaigen Hervorrufen nach der Aufführung Folge zu leisten, und ich mußte noch in der gleichen Nacht Dresden verlassen.

Während dieser Jahre hatte ich nicht einen Tag das Gefühl, ich müßte mich verborgen halten, mich vorsichtig bewegen, Bekannte und Freunde meiden und ähnliches, was man bei einem Flüchtling vor der Justiz zu erwarten geneigt ist. Merkwürdigerweise habe ich auch nie damit gerechnet, daß mich jemand bei der Polizei anzeigen würde. Die wenigen Leute, mit denen ich als Jung zu tun hatte, werden kaum gewußt haben, daß ich noch polizeilich gesucht worden bin.

Ich hatte eine sehr lose und gelegentliche Verbindung zu Leuten von der russischen Handelsvertretung in Berlin aufrecht erhalten, die sich später einmal für kurze Zeit aktivieren sollte. Ich muß nachholen: Noch vor der Aufführung der „Legende" hatte ich im Auftrag eines Marianow, späterer Schwiegersohn Albert Einsteins, der für eine Moskauer Kulturabteilung Gastspiele russischer Theatergruppen in Berlin zu organisieren hatte, für das Moskauer Arbeiter-Theater ein Stück geschrieben. Der Titel der Arbeit ist mir entfallen; im Mittelpunkt stand ein Streik, der mit einem Aufmarsch der Streikenden, zu dem Hanns Eisler die Musik geschrieben hatte, begann. Das Streiklied ist eines der populären Chorlieder Eislers geworden, der später nur vergessen hat anzugeben, daß der Text von mir stammt und daß auch die übrige Musik, die Eisler später zu

einer selbständigen Orchester-Suite zusammengezogen hat, ohne die Arbeit an diesem Stück nicht entstanden wäre. Marianow hat aus dem Manuskript heraus übersetzt, und ich habe nichts davon im Gedächtnis behalten, auch nie wieder etwas gehört, ob es in Moskau überhaupt aufgeführt wurde.
Ebensowenig weiß ich, was aus einem Roman geworden ist, der den Aufstand 1921 in Oberschlesien behandelt und der die von der deutsch-nationalen Propaganda maßlos übertriebenen Vorgänge auf die in polnischen Gegenden nicht so ungewöhnliche Form der Dorfkrawalle, einer Bojuwka, reduziert. Auch diesen Roman, mit dem ich eigentlich meine Rückkehr in den deutschen Literaturbetrieb hatte einleiten wollen und der einer von Kantorowicz über das Feuilleton der Frankfurter Zeitung dirigierten kommunistischen Intrige zum Opfer gefallen ist, hat Marianow übernommen und übersetzt. Er soll in Fortsetzungen in der Moskauer Zeitschrift „Nowy Mir" erschienen sein. Gesehen habe ich die Zeitschrift nicht, aber gehört, daß mir aus beiden Arbeiten bei einer Moskauer Zentralstelle ein Honorarguthaben in Höhe von annähernd 10 000 Goldrubeln zustand, das ich mir persönlich in Moskau hätte abholen sollen.
Ich bin nicht gefahren. Später hat der Schutzverband der deutschen Schriftsteller, der stark von kommunistischen Parteimitgliedern durchsetzt war, ein Abkommen erreichen können, daß solche in Moskau liegenden Honorarbeiträge auch durch Bevollmächtigte des Schutzverbandes abgeholt werden können. Und um diese Episode hier zu beenden: das war schon im Anfang der dreißiger Jahre, als Hanns Eisler, den ich in meinen guten Jahren bei mir aufgenommen hatte, als er nahe am Verhungern war, das war – bevor er noch für die Schalmeienkapelle von Rot-Front sich betätigte ... daß dieser Hanns Eisler, eingeladen zu einem Internationalen Kongreß in Moskau, mit einer Vollmacht von mir und dem Schutzverband ausgestattet, das Honorar abzuholen sich bereit erklärt hatte. Er kam nach einigen Monaten zurück, strahlend über das ganze Gesicht, daß ihm mit meinem Geld etwas Unerwartetes zugestoßen sei.
Ich war damals in die vielleicht schlimmste Krise meiner Existenz geraten – worüber ich später noch kurz berichten will –, völlig mittellos, von neuem von der Polizei verfolgt,

inmitten einer phantastisch aufgezogenen Lügenkampagne gegen mich, so verfemt, daß ich nirgendwo unterkriechen konnte ... in diesen Tagen habe ich Eisler aufgesucht, von dessen Rückkehr ich gehört hatte.
„Du mußt verstehen, Franz, da war ein großes wundervolles Bankett, und die meisten hatten schon viel getrunken, und es wurde immer mehr getrunken und Trinksprüche in allen Sprachen der Welt zitiert. Einer ist dabei auf die Idee gekommen, daß die Schriftsteller aus aller Welt dem sowjetrussischen Vaterland zu seiner Verteidigung ein Bombenflugzeug stiften sollten, und wir wurden alle aufgefordert zu spenden; du hättest den Jubel hören sollen, Franz ... viele von uns hatten ja kein Geld mehr, und so habe ich deine 10 000 Goldrubel eintragen lassen in die Liste, du hättest den Jubel hören sollen ... die Stimmung geht höher, es steigert sich eine solche Begeisterung, du verstehst ..." Er hat mir dann fünf deutsche Mark in die Hand gedrückt, eine Schlafstelle für die Woche anzuzahlen... „alles, was ich entbehren kann." Falls er noch lebt, wird er sich freuen, daß ich die Krise und noch einige folgende überstanden habe.
Auch schon früher sind im Moskauer Staatsvertrag, während ich noch in Rußland war, einige meiner im Malik-Verlag erschienenen Romane in russischer Übersetzung erschienen. Ich selbst habe von dem Staatsvertrag darüber keine Mitteilung, auch keine Exemplare erhalten – vielleicht wußte der Verlag nichts von meiner Existenz. Die Romane erschienen in für normale Verhältnisse unwahrscheinlich hohen Auflagen von je 100 000 Exemplaren und mehr. Ich bin sicher, daß niemand diese Bücher, übrigens auf sehr grobem Papier gedruckt, im roten Vaterland gelesen hat. Ich wüßte auch nicht, für wen sie dort überhaupt bestimmt gewesen wären. Die einzigen Exemplare, die davon noch vorhanden sind, dürften sich in einigen amerikanischen Städtischen Bibliotheken befinden, in die damals die russische Propaganda solche Werke eingeschleust hat. In Rußland werden sie nur als Papier, Machorka darin zu Zigaretten zu drehen, Verwendung gefunden haben.

Es gehört zum Klima, das man verstehen und ein wenig auf sich einwirken lassen muß, wenn ich jetzt die Endphase der Mißerfolge beschreibe, die meinem Versuch in die Literatur

zurückzukehren beschieden gewesen sind. Es ist nicht notwendig, dies auf ein bestimmtes Vorkommnis wie etwa die Aufführung von „Heimweh" in der Piscator-Bühne im Theater am Nollendorfplatz in Berlin zu fixieren. Dieses Klima umfaßt ebenso die Zeit vorher, wie die noch für Deutschland verbliebenen Jahre nachher. Die „Heimweh"-Katastrophe stellt nur einen Mittelpunkt dar, von dem aus die orientierenden Fäden laufen.

Erwin Piscator hat sogleich nach meiner Rückkehr aus Rußland Verbindungen zu mir gesucht. Als Regisseur durch die Reinhardt-Schule gegangen, brachte Piscator Stücke heraus in der Volksbühne und im Staatlichen Schauspielhaus, wo er seinen besonderen Ruf begündete mit einer „Räuber"-Inszenierung, die Lagerszene im Walde unter roten Fahnen, die Räuber singen die Internationale, Karl Moor im Frack.

Die Vorherrschaft der Skandinavier auf dem deutschen Theater war noch ungebrochen. Piscator hatte sich auch mit O'Neill und Pirandello versucht, aber deutsche jüngere Dramatiker der zweiten Garnitur zurechtzubiegen für eine politische Aussage als Spiegelbild der Zeit, dürfte ihm für seine Karriere wichtiger erschienen sein. So ist das sogenannte politische Theater entstanden, für das Piscator sich von seinen engeren Mitarbeitern ein Thesenbuch hat zurechtschreiben lassen. Das Mißverständnis liegt darin, daß politische Kritik und Bekenntnis für sich allein nicht die notwendige Verzahnung nach innen, die Bindung zwischen Einzelwesen und Masse, oder den Zersetzungsprozeß der Masse in Einzelschicksale entwickeln kann. Dieser Mangel muß automatisch zu einer Überbetonung der technischen Bühnenmittel führen, zum Maschinen-Theater, zur Kugel- und der Spiralbühne, zur Laufsteg-Technik und den rollenden Bändern. Man kann damit Überraschungseffekte erzielen, aber ebenso auch, wenn man die Zuschauer im Theater drinnen sitzen ließe und die Szenen draußen auf der Straße spielen lassen würde.

Die Verblüffung hält nicht sehr lange vor, und Piscator hat auch bald kaum noch Dramatiker gefunden, die sich in eine solche Werkstatt hätten so ohne weiteres hineinzwängen lassen. Es erscheint natürlich leicht, am Ende einer Entwicklung einen kritisch klaren Überblick zu geben, klarer und leichter als dies noch mitten drin, wo es eher notwendig gewesen wäre,

vielleicht möglich ist. Die Leute, die sich von dem Piscator-Rummel haben einfangen lassen, trifft keine Schuld. Wäre Ende dieser zwanziger Jahre ein einziger Dramatiker aufgestanden, sich mit dem Techniker Piscator zu messen, so wäre die Illusion einer neuen Theaterbühne nicht erst entstanden.

Der einzige, der Piscator in diesen Jahren aufrichtig bewundert hat, ist Joseph Goebbels gewesen. Er hat auch in der Piscator-Bühne ein Stück eingereicht, „Der Wanderer", das zwar von der Dramaturgie abgelehnt wurde, aber von einer nationalistischen Amateur- und Wanderbühne genau nach den technischen Rezepten Piscators aufgeführt wurde, in der Rhythmik der Szenenfolge und der eingestreuten Propagandatexte; nur für den maschinentechnischen Rahmen fehlte dieser Wanderbühne damals noch das Geld.

Als gegen 1929/1930 der Berliner Rundfunk ein Streitgespräch Goebbels – Piscator über nationales und internationales Theater angesetzt hatte, schrieben Arnolt Bronnen für Goebbels und ich für Piscator den Text. Die Chefs trafen sich des öfteren im Zimmer des Intendanten zur Vorbereitung der Sendung und zur Überprüfung der Texte und unterhielten sich auf das freundschaftlichste – zwei echte Streiter, mit Augenzwinkern. Glücklicherweise wurde die bereits angesetzte Sendung vom Berliner Polizeipräsidenten verboten ... wer weiß, was noch geworden wäre. Piscator brachte zu einer dieser Konferenzen eine Bibel mit, die seinem Urgroßvater gehört hatte, zum Beweis dafür, daß schon im 16. Jahrhundert einer seiner Vorfahren als christlicher Pfarrer amtiert hatte und nicht etwa mit dem jüdischen Namen Fischer, wie der „Angriff" geschrieben hatte, sondern bereits Piscator genannt wurde; Goebbels wird das großen Eindruck gemacht haben.

Ob Piscator wirklich geglaubt hat, daß ich als Dramenschreiber seine Stellung hätte befestigen können, möchte ich auch heute noch stark bezweifeln. Jedenfalls hat er nichts dazu getan, eine solche Meinung bei mir aufkommen zu lassen. Er ist dabei nur der üblichen Praxis gefolgt: er drängte auf Stücke, als ob der Fortbestand seines Theaters davon abhinge, und hat sich dann darum nicht mehr gekümmert, bevor ich selbst noch angefangen hatte, solche Stücke zu schreiben. In dem historischen Materialismus und seiner dialektischen Abwandlung

steckt etwas mehr als die billige Maxime: alles ist Scheiße, womit Piscator offenbar auszukommen glaubte, die gesamte Literatur einbegriffen. Brecht zum Beispiel hat dies erkannt und sich sehr früh von Piscator distanziert. Mit dem Hin- und Herschieben von Figuren auf der Szene wie auf einem Schachbrett, bei noch so zugespitzter programmatischer Projektion, ist es allein nämlich nicht getan.

Ich muß noch einmal auf die „Legende" zurückkommen.

Die kommunistische Presse hatte von der Aufführung überhaupt keine Notiz genommen, die sozialistische nur sehr lau, die Berliner Scherl-Blätter brachten eine Kritik ihres politischen Leitartiklers unter der Überschrift „Ein zweiter Fall Potemkin"; es wurde nach der Zensur gerufen. Von den Berliner Blättern setzte sich nur der Berliner „Börsen-Courier" in einem mehrspaltigen Theaterbrief aus Dresden für das Stück ein. Das Berliner „Tageblatt" hatte vergessen, wie mir unaufgefordert der Feuilleton-Chef schrieb, einen eigenen Kritiker nach Dresden zu schicken.

Während der mit viel Publizität verbundenen Vorbereitungen für die Junge Bühne in Dresden hatte Piscator inzwischen einen Mäzen gefunden in dem Berliner Likörfabrikanten Katzenellenbogen, Ehemann der Schauspielerin Tilla Durieux, der ihm den Aufbau einer eigenen Bühne finanzierte. Es wurde die Piscator-Bühne im Theater am Nollendorfplatz in Berlin. Die zur Verfügung stehenden Mittel schienen unbegrenzt. Als nach Ablauf der ersten Spielzeit die Finanzierungsverträge nicht erneuert wurden und Piscator vor Gericht auf Verlängerung klagte, erfuhr die Öffentlichkeit, daß im Laufe eines Jahres eineinhalb Millionen Reichsmark verwirtschaftet worden waren. Das größte Defizit, das die drei Reinhardt-Bühnen je in einer Spielzeit herausgewirtschaftet hatten, lag meines Wissens bei 600 000 Mark, und dies allein hatte schon eine derartige Theaterkrise hervorgerufen, daß die Stadt Berlin mit Steuernachlässen eingreifen mußte und die Spitzenspieler einige Monate mit nominellen Gagen sich begnügten; im übrigen ist die für die Abonnentenwerbung publizierte Höhe der Schauspielergage sowieso ein wirksamer Teil der Propaganda, und auch bei Reinhardt haben die Schauspieler, insbesondere die Damen, oft ihre Gage selbst, beziehungsweise aus der Tasche interessierter Freunde gezahlt. Piscator konnte in

dieser Hinsicht großzügiger sein. Die Anteils-Finanzierung von Produzenten und Darstellern, wie es im Film üblich geworden ist, war zu jener Zeit am deutschen Theater noch unbekannt. Piscator war sein eigener Herr im Hause und er konnte praktisch tun und lassen was er wollte. Und das sah so aus:
Stanislawski und Meyerhold, die russischen Vorbilder, hatten versucht, die schauspielerische Leistung durch gemeinsames physisches Training, Leibesübungen, Akrobatik zu heben, Grundlage für das Kollektiv. Für Piscator war aber ein solches Kollektiv schon rein ideologisch nicht vorhanden. Er war genötigt, durch Übersteigerung in der Methode ein künstliches zu schaffen. Die Probebühne wurde in einen Fechtsaal umgewandelt, als Pflicht, am Bühneneingang angeschlagen, waren regelmäßige Boxstunden eingeführt, Gewichtheben, Übungen an der schwedischen Leiter und ähnliches mehr ... als Teil des Proben-Programms. Nur – die Spitzenspieler, die bei Piscator unter Vertrag standen, ignorierten die Anschläge, ebenso dann auch die zum Ensemble gehörenden Schauspieler, die sich zur Spitze rechneten. Stattdessen erschienen Parteifunktionäre, die aufklärende Vorträge über Proletariat und Theater, Seminare und Sonderkurse abhielten, zu deren Besuch die Schauspieler aufgefordert wurden, aber von der Direktion nicht gezwungen werden konnten. Gezwungen wurden nur die jungen Schauspieler, die sich begeistert zunächst der Piscator-Bühne zur Verfügung gestellt hatten. Das Parteibuch wurde zum Befähigungsnachweis; leider nicht für Piscator selber. Der Schauspieler-Nachwuchs ging in diesen Seminaren und unter den politischen Kniebeugen unter. Der Nachwuchs erschien noch gerade auf der Besetzungsliste für die ersten Proben, dann wurden die jungen Leute einer nach dem andern gestrichen. Piscator hatte weder die Geduld noch die Fähigkeit, Schauspieler zu entwickeln. Die routinierteren Darstellungsbeamten der Berliner Bühnen wurden ausgeborgt, was den Gagenetat der Bühne außerordentlich belastete. Der zuständige Direktor, der Finanzverwalter, Herr Katz, bisher Anzeigenwerber für die Zeitschrift „Das Tagebuch", ließ das geschehen. Er verstand vom Theater nichts und hatte auch, außer für jeweils neu hinzuengagierte Schauspielerinnen, kaum ein Interesse; er ist nach dem Kriege in Prag in der Welle der Parteisäuberungen als trotzkistischer „Spion" und Titoist aufgehängt worden.

Für den höheren Stab, die Dramaturgen, die Ausstatter und Maschinenmeister, sowie die Dramenschreiber und den ständig anwachsenden Kreis von Bewunderern, Beratern und Freunden hatte die Bühne eine der großen Pensionsvillen am Wannsee-Ufer gemietet; Unterkunft, Essen und Spiele ... alles frei. Dort, am Badestrand, unter dem Sonnensegel entstand dann jeweils das zur Aufführung vorbereitete Stück, in die zeitgemäße Politik interpretiert. Gedichtet wurde beim Dauerlauf um den See, bei Hoch- und Weitsprung und einem Unter-Wasser-Zirkus. Die Dramenschreiber waren hier allerdings bei weitem in der Minderheit, das Gros stellten literarische Avantageure, die von der Malik-Clique hineingeschoben wurden, sogenannte Russen, Franzosen und Upton-Sinclair-Leser dar. Ich nehme an, daß die meisten dieser Leute inzwischen wieder mit Socken handeln. Damals setzten sie auf Piscator und eine künstlerische Zukunft. Es muß hier gesagt werden, daß Piscator solche Leute keineswegs falsch eingeschätzt hat; mit Verachtung allein indessen baut man kein Theater auf.

Immerhin, außer dem Theater ist dort am Wannsee kein großer Schaden entstanden; es geschah sowieso nichts. Ein neuer Theaterstil ist nicht entwickelt worden. Trotzdem überschlug sich die Kritik vor Begeisterung, Piscator war Mode geworden am Kurfürstendamm.

Eine seltsame Einrichtung war das dramaturgische Kollektiv, das der Bühne angegliedert worden war, als Werkstatt für Dramatiker gedacht. Es bestand aus einem guten Dutzend Schriftsteller, die nach russischem Vorbild Dramen anfertigen sollten ... aus dem Kollektiv ist keine einzige Arbeit hervorgegangen, die bei Piscator aufgeführt worden wäre. Obwohl ich namentlich auch als Mitglied dieses Kollektivs in den Programmheften aufgeführt war, habe ich nicht ein einziges Mal die Zusammenkünfte besucht und an keinem der zahlreichen Arbeitskreise teilgenommen; ich weiß also auch nicht, was dort getrieben wurde.

Piscator hatte mich aufgefordert, ein Stück zur Aufführung einzureichen. Der voraussichtliche Spielplan für die Saison war bereits ohne mein Zutun mit meinem Namen als Autor eines noch näher zu bezeichnenden Stückes veröffentlicht. Ich habe mich nicht gerade beeilt, über einen solchen Plan zu verhandeln, zumal ich mit den Vorbereitungen für die Dresdner

Aufführung beschäftigt war. Ich habe schließlich zugesagt, wenn mir völlige Freiheit in der technischen Ausstattung und für die Besetzung gewährleistet würde, im Rahmen einer Studio-Aufführung das Schauspiel „Heimweh", das dritte der beim Bühnenvertrieb liegenden Stücke, zur Verfügung zu stellen. Die Bühne gab dann von oben herunter die entsprechenden Anweisungen, und meine Studio-Gruppe erschien Wochen und Monate hindurch regelmäßig am Schwarzen Brett, ob geprobt wurde oder nicht.

„Heimweh" war gebaut wie die „Legende". Die Handlung war noch nebensächlicher geworden, sie reichte gerade zum unbedingt notwendigen Verständnis. Ein Matrose, der sich in einer Hafenkneipe in Hamburg wiederfinden wird, treibt von Station zu Station, von Hafen zu Hafen der Heimat zu, Heimweh retrospektiv und allgegenwärtig. An den verschiedenen Durchgangsstationen sprechen die Leute in verschiedenen Sprachen, ich hatte russische, mongolische, indische und mexikanische Schauspieler engagiert, die Mehrzahl Filmstatisten in Berlin, die in ihren Sprachen redeten, in den Dialog der deutschen Rahmen-Spieler hinein, Thema Heimweh, Leere. Dazwischen waren Varieté-Nummern eingebaut, eine Tänzergruppe, japanischer Schwertertanz, chinesische Jongleure, ein Männer-Quartett und ein englischer Seifenkisten-Redner von Marble Arch in London. Draußen vor dem Theatereingang sollte zu Beginn eine Kapelle Militärmusik spielen, drinnen sang ein Chor über Lautsprecher im Theaterraum „Heimweh" von Franz Schubert nach den Versen von Eichendorff. Während das Stück abrollte, wurde gedämpft über Lautsprecher der amerikanische „Always"-Schlager gleichen Themas gespielt. Auch einige aufmunternde Provokationen an das Publikum waren vorhanden, insbesondere für die anwesenden Damen, sich der freien Liebe zuzuwenden.
Die tiefere Wirkung von „Heimweh" zu beobachten, bin ich leider nicht in der Lage gewesen. Ich bin einem der ältesten Tricks jeder Bühnenleitung aufgesessen, dem Autor völlig freie Hand für die Regie zu überlassen. Das wirkte sich so aus, daß die mir zugewiesenen Regisseure mich im Stich ließen, ich den größten Teil der Vorarbeit, die Engagements allein durchzuführen hatte und obendrein auch noch mit der Regie mich

befassen mußte. Die deutschen Schauspieler liefen mir weg; was blieb, war wirklich der Ausschuß. Ein sonst ganz brauchbarer Charakterspieler, seines intellektualisierten Besserwissens wegen aber meist unbeschäftigt, ein Herr Steckel, hatte sich schließlich der technischen Seite der Regie bemächtigt, zumal er als Kneipenwirt in den verschiedenen Stationen an und für sich dauernd auf der Szene stand. Er weitete das aus zum Sprecher und hielt zwischen sich als Sprecher und Darsteller Selbstgespräche wie: was soll das alles bedeuten? was wird noch kommen? ich sehe schreckliche Dinge voraus – oder ähnliches; die Rolle bekam dadurch einen zusätzlichen mystischen Zug. Mir war das recht, um den Handlungsvorgang noch mehr abzutöten. Außerdem war ich ja an der Handlung uninteressiert, ob mystisch oder nicht.

Das Ende aber war bereits in Sicht. Obwohl die Leitung für meine Sonderengagements eine Menge Geld ausgegeben hatte, sehr freigebig – muß ich heute sagen, erschien zwei Tage vor der Premiere Piscator und der Piscator-Stab zum ersten Male seit vielen Wochen auf der Probe. Meine sämtlichen Spielverpflichtungen, meine fremdsprachigen Schauspieler, der größte Teil der Provokationen wurden gestrichen, das Eichendorff-Quartett und die Militärmusik – ich verließ die Probe. Herr Steckel und die verbliebenen deutschen Schauspieler zimmerten noch am letzten Tage aus den verbliebenen Trümmern der Handlung eine Art „Heimweh" zusammen – frei nach Piscator.

So kam das Stück den Tag später zur Aufführung. Rührung und Tränen. Die Leere war zufriedenstellend wattiert worden. Es war das Ende meiner Laufbahn als Theaterschriftsteller. Kein Bühnenvertrieb, keine Bühne hätten auch nur eine Zeile von mir angenommen. Durchaus zutreffend belustigte sich diesmal die Scherl-Presse: Gartenlaube bei Piscator.

Der Durchfall war vollkommen und der Schlag saß. Ich war so gelähmt, daß ich nicht die Kraft aufbringen konnte, mich zu verteidigen, obwohl mir dazu Gelegenheit geboten wurde. Ich schrieb noch am Tage der Aufführung einen Protest an die Deutsche Allgemeine; der ging dort unter.

Ich hatte genug. Ich war überzeugt, das würde bis zum Ende vorhalten. Indessen – ich habe mich da doch getäuscht.

Noch ein paar Anmerkungen: Ich habe das Erwin Piscator nicht einmal besonders übelgenommen. Ich weiß, Piscator geht auf Stelzen und war damals schon nicht mehr Herr im eigenen Hause. Ich hatte mit der Clique Katz-Lania zu tun, mit dem Chef-Dramaturgen, dem Dr. Felix Gasbarra als Drahtzieher. Sie bildeten eine beachtliche kommunistische Parteikombination mit der Seitenlinie über Tilla Durieux zu Katzenellenbogen, dem Geldgeber. Piscator setzte die Figuren, aber die anderen brachten sie in Bewegung, einschließlich der Maschinenmeister Müller.

Katz ist, wie bereits erwähnt, in Prag aufgehängt worden anläßlich des Titoisten-Massakers. Lania kreist noch, sein Vorbild Kisch nachahmend, als Reporter, aber hauptsächlich um die Public Library, New York, herum und sammelt dort. Es geht ihm gut. Als ich ihn dort zufällig auf der Straße traf, in der Fifth Avenue, auf den Stufen zur Library, bot er mir eine dicke Zigarre an, schätzungsweise 50 Cents. Gasbarra saß in Bozen, in der Redaktion des deutschsprachigen Regierungsblattes „Dolomiten", von Ordensbrüdern und Dompröbsten als den eigentlichen Leitartikelschreibern umgeben. Ich habe ihn dort ein Jahr nach meiner Entlassung aus dem Konzentrationslager Bozen wiedergesehen. Die Begrüßung war sehr herzlich, Gasbarra war damals Nachrichtenoffizier in Kontrolle der italienischen Radiostationen für die englischen Besatzungstruppen in Italien. Ich erinnerte ihn daran, daß ich ihn gelegentlich als Ansager der deutschsprachigen Sendung des Mussolini-Rundfunks gehört hatte – unverwechselbar seine Stimme, seine Betonung der Bedeutung von Nachrichten, die sogenannte Handball-Wirkung – als solcher hatte er schon als Redakteur in dem kommunistischen Witzblatt „Der Knüppel" brilliert. Er schien von meiner Erinnerung sehr geschmeichelt. Gasbarra ließ in diesen Sendungen schon zum Frühstück ganze englische Divisionen verschwinden. In der Abendsendung türmten sich bereits die Toten zu phantastischen Hügeln, die den Mond über die tripolitanische Wüste nach Ägypten hinein verdunkeln ließen. Das wurde in humorigem Ton vorgetragen, aus der Kamin-Ecke heraus, die von Roosevelt geliehen war: nur nichts ernst nehmen – regen Sie sich nicht auf – es geht alles zum besten, und vergessen Sie nicht, vor dem Schlafengehen ihre Pillen einzunehmen...

Mit Mussolini verband ihn das eine, daß er sich tarnen konnte. Mussolini tarnte sich gegen Ende rot, Gasbarra weiß; beide mit einem guten Anspruch auf wirkliche Echtheit. Gasbarra hatte gefürchtet, von den anrückenden Alliierten in Rom festgesetzt zu werden; stattdessen wurde er in ihren Nachrichtendienst übernommen. Es scheint schließlich alles gleichgültig, so oder so, was man auch immer tut, irgendeine Kombination um uns herum tut mehr.
Gasbarra hatte mich eingeladen in ein halb verfallenes Schloß oberhalb Bozens, das er von einer Kompanie kriegsgefangener deutscher Pioniere, die ihm die Engländer zur Verfügung stellten, sich hatte instandsetzen und halbwegs bewohnbar machen lassen. Piscator ist gelegentlich heute dort zu Gast. Dort erzählte er mir die Intrigen um „Heimweh" mit einigem Stolz und mit gutem Verständnis für meine Gefühle und mit nachträglichem Bedauern seinerseits. Die Italiener lieben solche zwielichtigen Gespräche und Geständnisse, die Halbitaliener sind sogar darin Meister, das hineingemischte Bedauern ist der Anteil deutscher Romantik. Er sei nicht der eigentliche Organisator gewesen, nur ein Rad mit am Wagen.
Ich wollte das nicht wissen. Ich wollte überhaupt nicht wissen, warum und was im besonderen die Ursache dieser Art Hinrichtung gewesen sein mag. Hielt die Einzelperson alle Fäden in der Hand? Es ist wirklich gleichgültig, sich heute den Kopf darüber zu zerbrechen.
Ich weiß inzwischen viel mehr: Ich weiß heute, daß ich allein der Organisator dieses Sturzes gewesen bin, der wirkliche und eigentliche Drahtzieher. Ich sehe jetzt diese Vorstellung vor mir. Das Theater um diese drei Stücke, die handelnden Personen, die aktiven und inaktiven. Die Vorstellung war wirklich außerordentlich. Viel besser als die Stücke alle drei zusammengenommen je hätten sein können.

Denn, wie ich es heute sehe, diese drei Stücke sind nur Skizzen gewesen, nicht viel mehr als erste Rohentwürfe. Keines war wirklich durchgearbeitet. Natürlich hätte ich mich darum kümmern müssen. Das ist genau der Punkt, um den es sich handelt.
Wollte ich wirklich? Wo lagen die Hemmungen?
Wenn ich damals den einzigen Ausweg gesehen habe, zur Literatur zurückzukehren – was hat mich gehindert?

Ich hätte diese Stücke durchkonstruieren können – das wäre nicht so eine große und unmögliche Arbeit gewesen. Ich habe das ein Jahr später bei einem anderen Stück getan, „Der verlorene Sohn", – das Stück ist lange Zeit bei diversen Dramaturgen herumgelegen; ich bin noch in den Hitler-Jahren und in der Emigration immer wieder auf dieses Stück zurückgekommen und habe das, was als „Wirklichkeit" von Pirandello übernommen wurde, immer tiefer in die Unwirklichkeit transferiert, bei aller äußeren straffen Handlung bis zu explosiven Theatercoups ist es ein auf- und abschwebender Dialog, der, wenn ich mich so ausdrücken darf, nichts enthält als eben nur die Atmosphäre dieses Nichts – fast dreißig Jahre, bevor mir dies klar geworden ist. Das Stück ist inzwischen für mich verlorengegangen. Es war eben bereits zu spät.

Wahrscheinlich habe ich mich bei dem Thema Piscator übermäßig lange aufgehalten. Ich hatte bei diesem Klub nichts zu erwarten, und es ist reine Selbstquälerei gewesen, daß ich noch einmal im Winter 1929 dem Ruf Piscators gefolgt bin, im Berliner Wallner-Theater an der Weidendammer Brücke als Dramaturg auszuhelfen. Die Bühne am Nollendorfplatz war bereits ein Jahr zuvor unter einer phantastischen Schuldenlast zusammengebrochen. Diesmal verfügte die Bühne allerdings über keinerlei Mittel mehr, um irgendwelche technischen Experimente zu versuchen, oft nicht einmal über das notwendigste Geld, den Schauspielern aus dem Erlös der Abendkasse, die zudem sehr oft für Steuern beschlagnahmt war, in kleinsten Raten Gagen zu zahlen; wir standen ständig unter dem Druck, von der Bühnengenossenschaft verklagt zu werden, was das Ende der Theaterlaufbahn Piscators bedeutet hätte.
Das Wallner-Theater war eine groteske Parodie der Bühne am Nollendorfplatz. Aller Glanz war geschwunden.
Was mich wirklich veranlaßt hat, mit Piscator zusammenzuarbeiten, der jetzt von seinen Geldgebern und von der Mehrzahl seiner Bewunderer im Stich gelassen war, natürlich erst recht von seinen Dramenschreibern, ist schwer zu sagen. Es mag ein Teil Schadenfreude dabei gewesen sein, den Propheten von seinen lautesten Schreiern verlassen am Boden zu sehen, groggy geschlagen und noch reichlich verwirrt über die Schläge, die er von allen Seiten einstecken mußte; trotz-

dem muß ich hier betonen, mit einer erstaunlich guten Haltung nach außen, das Gesicht zu wahren.
Vielleicht spielte für mich auch eine Rolle, daß ich ihm vor Augen führen konnte, was er versäumt hatte, damals, als es ihm sicherlich Spaß gemacht hat, mich zu verraten ... das heißt, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, ihm das zu beweisen; denn es kam nicht dazu, und es war von vornherein wenig Aussicht vorhanden. Oder: ich hatte nichts zu tun und ich wußte nicht, was anzufangen, und das beiderseitige Gefühl eines völligen Versagens ließ die Bedenken der Zweckmäßigkeit schwinden; vielleicht entsteht so das, was die Oberen in der Führung Kameradschaft nennen. Im Ernst helfen konnte ich weder Piscator noch der Bühne, außer, daß ich Tag für Tag etwa zwanzig Stunden im Theater war. Wo nichts mehr ist, hilft immer noch der Bluff und die Ausnutzung einer falschen Tradition; vielleicht hat das Amoralische daran mich angezogen.
Ich weiß heute, daß Piscator nicht eine Minute an das glaubt, was er bewundernden Zuhörern als sein Theater-Reform-Programm vorträgt. Er kann das vortragen, ohne die Miene zu verziehen. Er sieht sich als Kind, falls er das je gewesen ist, Figuren hin- und herbewegen und Drähte ziehen und ist eigentlich höchst erstaunt, daß er für solche spielerische Betätigung sogar noch gelobt und bezahlt wird, statt in die Schule geschickt zu werden, und dieser Grundzug hat mir Erwin immer sympathisch gemacht.
Was meine Stückeschreiberei anlangt, so habe ich nie den Ehrgeiz gehabt, ein Schiller zu sein. Die Stücke sind entstanden aus einer inneren psychischen Not: nach außen gestoßene Fragen. Geantwortet hat niemand, und es hat sich auch niemand die Mühe gemacht, mich auf die offensichtlichen Mängel hinzuweisen und mich, möchte ich sagen, etwas zu lehren. Bei Piscator und der Piscator-Bühne war dafür der sicherlich ungeeignetste Platz.
Überraschenderweise konnte sich das Wallner-Theater fast über die ganze Saison halten. Die Tradition der Anziehungskraft für die Snobs vom Kurfürstendamm war noch so gegenwärtig geblieben, daß wir jeweils bei einer Premiere Verkehrspolizei für die Umleitung der Autos auf Parkplätze in der Nachbarschaft anzufordern hatten.

In dem Theater waren schon seit Jahren keine Vorstellungen mehr gegeben worden. Ich bezweifle, ob es überhaupt noch den baupolizeilichen Schutzbestimmungen entsprach. Zwar ziemlich weiträumig, war es ein alter stinkiger Baukasten, mit einem großen Bühnenraum, der einer Reinhardt-Bühne keinesfalls nachstand. Es roch allenthalben nach Verwesung. Einige der Damen, die traditionsgemäß im großen Abendkleid zur Vorstellung erschienen, haben mir nachträglich die Rechnung für die Reinigung geschickt; es gehörte zu den Obliegenheiten des Dramaturgen, dafür verantwortlich zu sein. In den Parkettsitzen kam es vor, daß Leute sich an herausstehenden Nägeln verletzten. Für diejenigen der Besucher, die nicht wiederkamen, erschienen jeweils andere. Es wurde todernstes Theater gespielt. Daß es nicht eine typische Vorstadt-Schmiere geworden ist, hatten wir der allgemeinen Berliner Theaterkrise zu verdanken. Selbst am Markt hochbezahlte Schauspieler zogen es vor, für eine Serie von Aufführungen auf Teilung zu spielen, als unbeschäftigt auf der Straße zu liegen, was spätere Gagenforderungen automatisch herunterdrückte; nichts schwindet so schnell als der Kassenwert eines Schauspielers. Den Preis setzt in Wirklichkeit die Theaterkritik in der größeren Tagespresse fest; wer nicht spielt, ist bereits vergessen.

Piscator selbst hielt sich merkwürdig zurück. Um Aufführungen, die er einem Gastregisseur anvertraut hatte, kümmerte er sich überhaupt nicht. In Erinnerung geblieben ist mir von ihm eine Inszenierung von Friedrich Wolfs „Tai Yang" – Schiller in die Szenerie einer Baumwollspinnerei in Shanghai verpflanzt. Ein grausiger Unfug – auch dann, nachdem wir alle Monologe und klassenkämpferischen Tiraden gestrichen hatten. Jonny Heartfield, der Bühnenausstatter, hatte als Kulissen Tafeln benutzt, die von Statisten in geschlossener Reihe getragen wurden, Spruchbänder als Propagandaparolen, Aufrufe in die Handlung eingreifend, der Chor des Sophokles in stumme Streikdemonstranten verwandelt. Die Leute marschierten auf und ab, schlossen im Rechteck den Bühnenraum ab und formten Kreise, je nachdem, wie es der Hintergrund der Szene erforderte. Nur, daß diese Statisten, die weder Tänzer noch gelernte Marschierer waren – Soldaten wären sehr geeignet gewesen –, ständig über ihre eigenen Füße stolperten.

Den ersten Akt spielten wir sozusagen in Zivil. Die Szene: An-

kleideraum, Schminktische, Friseure. Die Schauspieler kamen direkt von der Straße – Gelegenheit, einige akute politische Gespräche einzuflechten, die letzten Neuigkeiten –, schließlich begann man, sich über die Aufführung und Piscator zu unterhalten, ihre Meinungen zum Stück, wie sie es verstanden, im Gegensatz zum Autor. Sie beschäftigten sich auch mit der Rolle, die im Kostüm inzwischen Gestalt anzunehmen begonnen hatte, und die dann schließlich in das Spiel überging, sobald die Bühne von den Friseuren und dem Garderobezubehör geräumt worden war. Auf diese Weise wurde der Zuschauer eindringlich darüber belehrt, was er zu erwarten hatte, was der technischen Exposition in einem Schiller-Drama entsprochen haben dürfte. Die Kritik war wie immer begeistert, und die Herren waren drauf und dran, bereits wieder Piscator die Erfindung eines neuen Theaterstils zu attestieren; sie hatten vergessen, daß solche Überleitungen zum ständigen Requisit der Stanislawski-Aufführungen gehört haben.
Wir vermieteten aber das Theater auch an politische und kulturelle Organisationen aller Art, auch an die Freikörperkulturbewegung, die an Sonntagen nur für Mitglieder zugängliche Matinées veranstaltete, an denen nackte Personen beiderlei Geschlechts, meist im bejahrten Alter, krumm und lahm und irgendwie mißgestaltet, auf der Bühne hin- und hergedreht wurden, sich im Kreise bewegten und oft zwischendurch auch zu singen hatten und deklamierten. Die Luft war muffig, und es roch entsetzlich nach Schweiß, was selbst dem Wallner-Theater, das bisher nur an Ratten gewöhnt war, schlecht bekam ... schließlich wurde abends vor zahlenden Besuchern Theater aufgeführt!
Selbstverständlich fanden diese Vorstellungen hinter verschlossenen Türen statt, bei strengster Eintrittskontrolle. Als Pflichtvertreter hatten dagegen anwesend zu sein ein Herr von der Polizei, ein Feuerwehrmann und ein Beauftragter der Piscatorbühne ... diese Leute sind beordert worden; freiwillig wäre keiner gekommen. Seit dieser Zeit begegne ich allem, wo von Natur die Rede ist, mit Mißtrauen und Zurückhaltung. Mit dem Wallner-Theater war für das deutsche Theater die Ära Piscator abgeschlossen.
Ja – was ich wirklich dort noch gesucht habe, ist nicht überzeugend beantwortet. Eine Aufführung meiner Stücke kam

von vornherein nicht in Betracht. Ich war auch nicht daran interessiert, meine Tätigkeit als Dramaturg als Sprungbrett zu benutzen für eine breitere Theaterkarriere; ich hatte zwar einige der – wie üblich – unverbindlichen Angebote. Ich hätte die Ellenbogen benutzen müssen, darum kämpfen, mich an irgendeiner Stelle festzusetzen, an die Künstler-Stammtische gehen, in den Vorzimmern der Direktoren mit herumstehen, die Sekretärinnen ausführen und in den Garderoben der weiblichen Stars auf dem Diwan schlafen ... das alles wurde einem ständig angeboten. Aber wenn jemand beruflich mit den Hysterien der männlichen und weiblichen Darsteller zu tun hat, wie dies ja einer der Hauptaufgaben des Dramaturgen ist, der hat das Märchen vor Augen mit dem Sack voll Flöhen, die er, ein zweiter Herkules, zu zähmen ausgezogen ist; man setzt sich davon ab so schnell wie möglich.

Expressionismus und die Folgen

Man kann diese Jahre, die, was die Beschäftigung mit der Literatur anlangt, eine groteske Note bekommen haben, natürlich auch vergleichen mit meinen ersten Schritten als Romanautor für den Aktions-Verlag während des ersten Weltkrieges. Es war wie damals nicht erst notwendig, daß ich mit meinen literarischen Bemühungen gegen den Strom der Zeit schwamm; die Zeit schwamm selbst schon gegen den Strom. Die Arbeiten beider Epochen haben dem inneren Kern nach etwas durchaus Gemeinsames: es wird eine Frage aufgeworfen, statt Aussage oder Erkenntnis vorzutragen. Es wird auch zu nichts aufgerufen – den Schluß hat jeder in der Stille für sich selbst zu ziehen.
Wenn literarische Dichtung einen Vorgang, Ausschnitt aus der Gesellschaft, Umgebung und Erlebnis, sein soll, ein Spiegel, so wirft dieser Spiegel den Reflex auf den Vorgang selbst zurück und bestimmt damit zugleich den Grad seiner Zugehörigkeit zur Lebensatmosphäre ringsum. Ob sich dieser Reflex in der dichterischen Darstellung zu einem wirklichen Bild entfaltet, ist eine Frage, die weniger den Autor berührt als die Kritik. Ein ähnlicher Projektionsprozeß wird im Leben immer von neuem wiederholt, stößt immer tiefer, selbst bis in die bereits

erkennbar werdenden Grenzen der Existenz. Ich glaube, das ist das, allgemein umschrieben, was die Literaturhistorie sehr oberflächlich und eben nur, um es zu etikettieren, als Expressionismus registriert. Eine sehr unzulängliche Bezeichnung, weil die Bewegung erst in den Ansätzen sichtbar geworden und durch äußere Einwirkungen sehr bald steckengeblieben ist. Zu erwarten gewesen wäre, und darin liegt auch die eigentliche Bedeutung des literarischen Expressionismus, daß der klaffende und zugleich steife Charakter der deutschen Sprache und als Folge davon die umständliche Weitschweifigkeit der Schriftsprache beseitigt wird.

Aber das sind nur Vermutungen, nicht der Nachfolgenden, sondern schon der Beteiligten. Nichts davon ist erreicht worden. Ein vermodernder Baumstumpf, bis in die Wurzeln hinunter bereits zerstört. Ich halte es für zwecklos, die Bemühungen in der Annahme günstigerer Umstände wieder zu erneuern. Die Zeit ist weiter gegangen, die äußeren Umstände haben sich verändert, Projektion und Reflex ist inzwischen auf völlig anderer Ebene, und die neue Frage, die heute zu stellen wäre, beantwortet sich meist von selbst schon, aus den Schutzvorrichtungen dieser Gesellschaft und aus der Statistik; die Zahlen und die Formeln sind wichtiger geworden, auch gemeinverständlicher. Es ist – in der Erinnerung – ein großer Luxus gewesen, eine glückhafte Überschätzung und ein entsprechendes Mißverständnis, Leser zur Literatur zwingen zu wollen. Das wiederholt sich nicht ... Solange eine Schriftsprache besteht, wahrscheinlich nicht nur in Deutschland, obwohl ich selbstverständlich nur davon sprechen kann, ist noch jeder Autor an seinen Lesern zugrunde gegangen; also wozu – ?

Hier gibt es keine Unterschiede, Wert oder Schuld, mit denen sich Professoren beschäftigen, die überflüssigerweise auch noch dafür bezahlt werden. Wenn man zugesteht, daß in diesen Jahren kurz vor und während des Krieges die Literatur in Projektion und Reflex sich zu bemühen begann um die Formulierung einer Frage – alle Reformbewegungen, alle Revolutionen und alle Religionen sind so entstanden – so ist, sehr vergröbert und verallgemeinert ausgedrückt, diese Frage und die entsprechende Antwort in dem infernalischen Lärm des Krieges und in seinen unmittelbaren und späteren Folgen untergegangen. Das ist eine Tatsache. Es ist überflüssig sich auszudenken, wie

die Leser reagiert haben würden – Leuten wie mir und meiner Generation mag zugute gehalten werden, daß uns der Krieg leider völlig ungewohnt gewesen ist; inzwischen ist das anders geworden.
Es hat nichts von Snobismus, wenn ich gelegentlich betone, ich möchte meine frühen Aktions-Romane nicht wieder anfassen. Ich scheue einfach davor zurück, weil ich Angst habe, es würde mir weh tun. Ich kann mit diesen Büchern nichts anfangen, ich kann keine neue Vitalität daraus ziehen. Ich könnte im besten Falle noch die Wurzeln feststellen, aber diese Wurzeln sind vertrocknet, frühzeitig auch abgeschnitten. Es ist wie mit den toten Hunden und Katzen, die irgendwo anschwimmen, aufgedunsen und deformiert und seltsam fremd; mehr noch, eine unsichtbare Warnungstafel hat sich aufgebaut.
Ich möchte gern, daß man das versteht. Es erklärt, warum ich in diesen Jahren immer weiter von der Literatur abgetrieben bin, obwohl ich nach außen hin scheinbar intensiv damit beschäftigt war, mit der gleichen undefinierbaren Warnung: Rührt mich nicht an!
Das schreibt sich so leicht hin, obwohl ich nur zu gut gewußt habe, daß die Berufenen wie Unberufenen, mit denen ich damals zusammengekommen bin und mit denen ich mich zu beschäftigen hatte, nur froh waren, nicht gerufen worden zu sein, sich um mich zu kümmern. Für diese Angehörigen des literarischen Unterhaltungs-Gewerbes reicht es aus, daß mir der Ruf anhaftete, leicht Geld zu verdienen. Das riet zur Vorsicht und zu einer gewissen Distanz, aber ließ die Hand, die sich mir entgegenstreckte, weit offen. Von einem der üblichen Trottel, die von Literatur und Kunst entsprechend ausgebeutet werden, mag ich mich nur insoweit unterschieden haben, als die auf Förderung, Verständnis und finanzielle Hilfe Anspruch erhebenden Persönlichkeiten wahrscheinlich niemals ganz das dumpfe Gefühl losgeworden sind, ich gehöre eigentlich zu ihnen ... was mir dann in diesen Kreisen den Ruf einer von Geheimnissen umwitterten Person, eines gefährlichen Abenteurers eingebracht hat.

Ich möchte hier noch einige kleine Beispiele anfügen. Es liegt mir nicht allzuviel daran, und man sollte mir glauben, die Personen selbst, sofern ich Namen zu nennen mich genötigt

sehe, sind mir völlig gleichgültig. Ich brauche einige dieser Episoden, um die Plattform zu beleuchten, auf der sich das dritte Viertel meines Lebensablaufs abspielte und zu Ende ging.
Meine Beschäftigung am Theater, deren psychologische Hintergründe ich zu erklären versucht habe, hatte von selbst aufgehört. Für den „Bücherkreis" des Vorwärts-Verlages schrieb ich in dieser Zeit einen Roman, „Hausierer", von dem mir auch kaum noch etwas in Erinnerung blieb. Das Honorar diente fast ausschließlich dazu, den Autorenkreis dieses sozialdemokratischen Kulturunternehmens in gutem Standard bei Bier und Korn zu halten. Außer dem schon zur Prominenz gerechneten Max Barthel waren es alte Freunde aus der kommunistischen Arbeiterbewegung, die dort untergekommen waren. Wer die Bücher, die von diesem Kreis verbreitet wurden, gelesen hat, kann ich mir schlecht vorstellen.
Die Lektoren und die hinbeorderten Vertragsanwärter trafen sich meist schon um die Mittagsstunde in einem Lokal am Belle-Alliance-Platz. Wir schoben uns durch das Hallesche Tor allmählich in Richtung Neukölln vor. Die letzten Aufenthalte waren dann schon reichlich obskur. Die beiden Leiter dieser literarischen Zusammenkünfte wurden dort von ihren Frauen aufgefunden und nach Hause gebracht; der Rest tropfte nach allen Richtungen auseinander, neue Romane aus dem Proletariat zu schreiben. Es ging im allgemeinen sehr gesittet zu, leise, melancholisch und etwas dumpf. Der Chef des Unternehmens, der vom sozialdemokratischen Parteivorstand eingesetzt war, hatte sich eben in diesen Wochen in seinem Büro aufgehängt, in einem Anfall von Schwermut.

Die Wurzeln der Hitler-Katastrophe

An dieser Stelle sollte der Leser daran erinnert werden, daß es das so viel gerühmte Doppelleben, ein beliebtes Thema für den Romanschreiber, in Wirklichkeit nicht gibt. Jeder einzelne, der Erfolgreiche wie der Zukurzkommende, der sich im Glück Spiegelnde wie der an seinen Hemmungen Verzweifelnde, lebt immer nur das gleiche eigene Leben, und dieses sein Erlebnis ordnet ihn ein – für die Gesellschaft, für seine nähere Umgebung und für sich selbst. Daran ist nichts zu ändern. Jeder

einzelne, sofern es ihn dazu drängt, kann sich dieses Erlebnis erträglicher machen durch Exhibitionen, Konfessionen und durch Betonung der Beispielhaftigkeit der eigenen Bedeutung. Das hat nichts mit Anpassung, Erziehung und Disziplin, am wenigsten mit Moral zu tun. Wahrscheinlich hat jeder einzelne in der heutigen Gesellschaft die Chance, sich seinen Platz darin von Anfang an selbst zu bestimmen. Der eine nimmt die Gelegenheit wahr, der andere läßt sie verstreichen. Der eine setzt den Stoß falsch an, der andere schwimmt gerade noch so mit, in einer Strömung von Vorstellungen, wie Glauben und Überlieferung und die Notwendigkeit, sich selbst zu gefallen. Beide, der eine wie der andere, werden früher oder später von der gleichen inneren Panik erfaßt, die am Boden der menschlichen Existenz ruht, und für die es keine Lösung gibt. Es ist daher auch völlig gleichgültig, ob der einzelne in der Gesellschaft aufgenommen und betreut wird oder ausgestoßen, von Beginn an oder im Laufe der Lebensentwicklung. Die Intensität dieses Erlebens zählt, nicht die Haltung auf Vordermann.

Was mich betrifft, so habe ich meine Isolierung in der Gesellschaft provoziert, während noch die gleiche Gesellschaft, in dem entsprechenden Abbild meiner engeren Umgebung, damit beschäftigt war, mich aufzunehmen und an einen Platz, der mir vielleicht zugesagt hätte, einzuordnen.

Dies dürfte erklären, warum mein sogenanntes literarisches Come-back gescheitert ist, scheitern mußte, weil ich nichts mehr auszusagen hatte, als das worauf ich mein Leben, meine Erlebnisform sozusagen, gestellt hatte, und das ist nicht mehr die literarische Darstellungsform gewesen.

Nicht, daß ich es nicht immer wieder in diesen Jahren versucht hätte, aber die inneren Hemmungen, die Nachwirkungen des echten Einfrierungsprozesses sind stärker gewesen. Nicht ich allein bin daran schuld, und noch weniger die andern, die, habe ich mir lange Zeit eingeredet, mich hätten „auftauen" sollen.

Es erklärt außerdem die Spielereien mit Wirtschaftsproblemen, mit Korrespondenz und mit Geschäften, von denen ich schließlich in der Praxis so wenig verstehe, wie der Student im ersten nationalökonomischen Seminar. Mich reizt das Räderwerk, ich phantasiere in einen Antrieb hinein, ich sehe eine Zukunft sich aufbauen und ich fühle mich geschützt vor der Bosheit des

Nachbarn – von vornherein fühle ich mich dieser Gesellschaft gegenüber ohne Schutz.
Und ist es nicht doch wie ein Wunder, daß ich bisher dabei nicht umgekommen bin, einfach totgeschlagen wie ein räudiger Hund ... in Wirklichkeit bin ich doch für die Gesellschaft und dem Fluidum ihrer inneren Sicherheit ohne jeden Wert.
Dies mußte ich hier erklären, warum man verstehen soll, daß bei aller todähnlichen Erstarrung das eigentliche innere Leben nicht aufgehört hat. In diesem Zusammenhang muß meine neue Verbindung zu den Aufbauproblemen in Rußland gesehen werden. Dazu gehört in erster Linie meine Rolle bei der Unterbringung des sogenannten Russenwechsels, auf die ich sogleich zu sprechen kommen werde. Von keiner Seite hatte ich hierzu einen Auftrag. Aber es wurde eine Beschäftigung, für die ich mit innerer Genugtuung meine literarischen Mißerfolge eingetauscht hatte.
Die Bindung zu einer Partei hat dabei überhaupt keine Rolle mehr gespielt, wie bei den Millionen von russischen Menschen, die für den Aufbau gearbeitet haben gegen den Widerstand einer ganzen Welt. Bei mir selbst hatte der Widerstand gegen einen Parteiapparat sich bereits zu einer unerträglichen psychologischen Belastung überspitzt. Die Marschkolonnen der SPD und KPD, die Schalmeienkapellen, Rot-Front mit den erhobenen Fäusten – das konnte die Panik in den sozialistischen Parteien nicht überdecken –, leere Gesten. Ihre Panik hat mich nicht berührt, keine Reaktion mehr wachgerufen, am wenigsten die Bereitschaft einer wiederauflebenden revolutionären Aktion. Merkwürdigerweise machen die wenigen, die auf sozialistischer Seite über diese Jahre schreiben, fast übereinstimmend dieselbe Feststellung. Was war wirklich geschehen? Ich möchte sagen, daß die Erstarrung, mit der ich am Boden herumkrebste, eben bereits allgemein geworden war.
Die Anregungen zu einer Wiederaufnahme einer Wirtschaftskorrespondenz sind von der russischen Handelsvertretung in Berlin ausgegangen, an deren Spitze der bereits von mir erwähnte Landa stand, den ich gelegentlich auch wieder aufgesucht hatte. Vor dem großen Bankenkrach Ende der zwanziger Jahre hatten sich die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Sowjetrußland intensiviert. Rückerinnernd kann man heute noch feststellen: je heftiger an der Oberfläche ein Mei-

nungsstreit für oder gegen den Kommunismus – in diesem Falle war es der russische Bolschewismus – ausgetragen wurde, um so weniger waren die direkt daran Beteiligten bereit, zu verstehen oder auch nur zu sehen, was eigentlich vorging.
Schon in der Ära Rathenau und sogleich nach dem Rapallo-Abkommen unter Stresemann war der Grundstein gelegt worden für die deutsch-russische Militär-Allianz, auf die gestützt Hitler später seinen Angriffskrieg vorbereiten konnte. Die kommunistischen Wähler und Parteimitglieder hatten davon keine Ahnung. Die Abgeordneten im Reichstag, die in den zuständigen Kommissionen saßen und die es hätten wissen müssen, haben geschwiegen. Warum? – das müßte man in den Partei-Archiven nachlesen, sofern solche noch auf deutschem Boden vorhanden sind. Auch die Partei hat dieses Abkommen in der allgemeinen Propaganda verständlicherweise verschwiegen. Merkwürdigerweise hat sich auch die Gegenseite genauso verhalten, die lauten anti-bolschewistischen Schreier, die radikale Rechte sozusagen, obwohl diese besonders gut darüber unterrichtet gewesen sein dürfte, daß deutsche Reichsoffiziere in Lagern zusammengefaßt auf russischem Boden und unter der Schutztarnung sowjetrussischer Stäbe ausgebildet wurden mit den verbesserten modernen Waffen, die nach dem Friedensvertrag dem deutschen Berufsheer verboten waren. Die Taktik des Panzer-Krieges, mit der im Weltkrieg Frankreich überrannt wurde, haben die Deutschen in Sowjetrußland beim russischen Militär gelernt. Die ersten deutschen Sturmflieger, die angeblich eine so große Überraschung zu Beginn des Weltkrieges gewesen sein sollen, sind im Kader in Sowjetrußland ausgebildet worden. Und auf litauischem Boden, zunächst unter russischem Tarnschutz nach einem russisch-litauischen Sondervertrag, experimentierten chemische Fabriken und Versuchsanstalten mit neuen Sprengstoffen, auch mit der Herstellung von Giftgasen für das deutsche Oberkommando.
Man wird nicht gerade behaupten wollen, daß dies der Welt verborgen blieb. Auch nicht den deutschen Parlamentariern und der sogenannten politischen Mitte, einschließlich der Sozialdemokratie. Aber, und das ist das merkwürdige, man hat darüber geschwiegen, auch im Auslande. Es sind wohl manchmal hier und da Gerüchte aufgekommen, aber schon von oben sorgfältig dirigiert, sind sie nicht zu ernstgenommen worden,

nicht viel anders als die üblichen Skandale in der Gesellschaft, von denen jedermann weiß, aber über die man besser nicht spricht, Konvention der Wissenden.
Zum besseren Verständnis der letzten Jahre vor dem zweiten Weltkrieg sollte man sich erinnern, daß die engen deutsch-russischen Beziehungen sich allmählich aufgelöst hatten wie ziehende Nebelschwaden im Gegenwind. Beide Seiten begannen, die besonders exponierten Dienststellen zu liquidieren, und wie in einem unwahrscheinlich komplizierten Kriminalroman, durch gegenseitig bestellte Denunziationen, Tuchatschewski und sein Stab auf der russischen Seite und die Hammerstein-Generale bis zu Schleicher und Beck auf der deutschen. Beiderseits war nichts mehr zu lernen und auch nichts mehr zu verdecken. Trotzdem wurden im spanischen Bürgerkrieg deutsche Militärbeobachter über Prag in die Internationale Brigade eingeschleust, die Mehrzahl deutsche Offiziere, die in Sowjetrußland ausgebildet worden waren. Diese Leute stießen kaum auf Schwierigkeiten. Dagegen wurden andere deutsche Spaniengänger, die aus Abenteuerlust oder vielleicht auch innerer politischer Überzeugung über das Pariser Rekrutierungsbüro den Weg zu den Internationalen Brigaden gefunden hatten, die Mehrzahl übrigens Deserteure aus der Reichswehr, sehr bald als Spione verdächtigt und meist ohne weitere Formalitäten erschossen. So verschieden wirkt sich das aus, nur privilegierte Spione sind zugelassen.
Wer das Jahrzehnt vor dem zweiten Weltkrieg verstehen will, das heißt, wer sich die Mühe macht, die Entwicklung noch nachträglich auf sich einwirken zu lassen, muß das wissen. Es erklärt, daß die spätere politische deutsch-russische Allianz nicht ganz so ungewöhnlich gewesen ist, wie es die Historiker erscheinen lassen wollen. Das erklärt auch die entsetzliche innere Leere, die wie ein Krebsgeschwür um sich gefressen hat, in der sich alle befunden haben, die glaubten, sich noch auf etwas stützen zu können, wenn auch nur in der rasch schwindenden Erinnerung einer politischen Existenz; Überlebende nach einem Erdbeben oder einer sonstwie naturgegebenen Katastrophe bleiben nicht ohne Hoffnung, sie können sich erholen, eines Tages wird die Sonne wieder über dem Horizont erscheinen. Für die in diesem Jahrzehnt zu Boden Gegangenen, Ausgestoßenen oder Weggelaufenen aber gab es keine Hoff-

nung. Das äußere Leben ging weiter, die innere Entfaltung, auf der der Daseinsanspruch sich gründet, ist zum Stillstand gekommen. Das erklärt auch die Apathie, die Gleichgültigkeit und den um sich greifenden Zynismus. Es geschieht noch etwas, Tag für Tag und Monat für Monat, aber das konnte man nur sehen oder spüren wie hinter einer dicken Glaswand ... in Wirklichkeit geschah nichts; es erklärt auch im wesentlichen meinen Zustand in diesen Jahren.

Berufsmäßige Pazifisten, die von vornherein nicht ernstgenommen werden, mögen gelegentlich zu Worte gekommen sein, per Druckseite bezahlt zum Durchschnittshonorar. In Deutschland und England hat es Paragraphen genug gegeben, um sie sehr schnell zum Schweigen zu bringen.

Und im übrigen: das deutsche Militär hatte auch eine Gegenleistung offeriert. Das russische Militär-Transportwesen wurde reorganisiert, die Intendantur, die Verpflegung, der Nachschub von Betriebsstoff und Munition. Die russischen Offiziere wurden von deutschen Kommandos angelernt, auch vor der Truppe zu bestehen, mit der Truppe zu verwachsen. Mit einer leichten Übertreibung könnte man sagen, der russischen Armee wurde der Typ des deutschen Feldwebels geschenkt.

Nachdem also die russischen Armeen im zweiten Weltkrieg mit dieser preußischen Disziplin im massiven Einsatz und der hervorragenden Nachschub-Organisation, die mit der Präzision eines Uhrwerks lief, die deutschen Armeen schließlich vor sich hergejagt haben, sollte es erlaubt sein, die Frage zu stellen: Wer betrügt wen? und welche Seite hat diese Frage von Beginn auf die spätere Entwicklung zugespitzt. Es wird müßig sein, sich um die Beantwortung dieser Frage besonders zu mühen. Auch Churchill hat im Vergleich zu dem recht diffizilen deutsch-russischen Tauziehen nur einen recht plumpen Beitrag beizusteuern vermocht. Als auf Einladung der Hitlerschen Arbeitsfront 1938 ein gutes Dutzend Gewerkschaftsführer und Labour-Party-Abgeordnete in Deutschland herumgefahren und auf Banketten in Trinksprüchen gefeiert wurden, hatte Churchill die Delegation aufs eingehendste instruiert, allem zuzustimmen, sogar den Nationalsozialismus als Vorbild für die westliche Arbeiterbewegung hinzunehmen. Churchill hat leider in seinen oft sehr freimütigen und sonst weitschweifigen Memoiren über diese Episode geschwiegen. Warum?

Was sollte erreicht werden? Hitler in Sicherheit zu wiegen und zu veranlassen, vorzeitig in der Erwartung stillschweigender englischer Unterstützung, zum mindesten verständnisvoller Duldung loszuschlagen, zu provozieren?
Die englischen Diskontbanken waren nicht mehr in der Lage, die Flut der Wechselkredite für die deutschen Käufe in Rüstungsmetallen einzudämmen oder überhaupt zu stornieren, ohne eine internationale Wirtschaftskrise heraufzubeschwören. Churchill mag der so provozierte Krieg billiger erschienen sein ... sehr riskant, wie man heute weiß, und die ersten Jahre sind unter Blut und Tränen vorübergegangen; es hätte auch schief gehen können. Die vielen Millionen, die da ausgezogen sind, in Zivil, in Uniform und der Streifenjacke des KZ, die Kreuzritter, die Befreier und Befreiten – die meisten haben keine Gelegenheit mehr zu fragen und sich zu beklagen; sie reden nicht. Die anderen, hier wie drüben, die das Wagnis heil überstanden haben, reden wieder und sie haben jetzt auch wirklich keinen Grund sich zu beklagen. Jedem das Seine!

Der Handel mit Russenwechseln

Für die politische Mitte in Deutschland gab es aber noch einen anderen Grund als nur Angst und Unwissenheit, vor der Entwicklung die Augen zu verschließen: das russische Geschäft. Es gab schon in den zwanziger Jahren ein deutsches Wirtschaftswunder – amerikanische Dollar – englische Wechsel – und Rohstoff-Kredite und französische Kommissionsgeschäfte in den afrikanischen Kolonien. Die Deutschen hatten ein sehr einfaches Verfahren entdeckt: mit Schulden und Reparationsverpflichtungen Anleihen und Kredite zu erpressen. So wurde eine hochmoderne Industriewirtschaft wieder aus dem Boden gestampft, mit der Hitler nicht nur die innerpolitische Opposition hinwegfegen, sondern später auch in den Krieg gehen konnte.
Die Drehscheibe dieser Wirtschaftsexpansion und ihrer Konjunkturbewährung lag im Handel mit Sowjetrußland. Im Wettlauf um den russischen Markt war die deutsche Wirtschaft jeder ausländischen Konkurrenz weit überlegen, zumal das zwar an sich weit kapitalkräftigere Ausland noch in den kapitalistischen Bedenken gegen Kredite für den Bolschewismus be-

fangen war. Deutschland hatte diese Bedenken nicht – dort, wo es darauf ankam, an der Kasse, im Kredit. So entstand diese andere Allianz, das deutsch-russische Wirtschaftsabkommen, um die die Welt das Weimar-Deutschland beneidete.

In einer Reihe von Kreditabkommen, die von einem zu dem Zweck gegründeten Industrie- und Bankenkonsortium jeweils in Blocks von 100–300 Millionen Mark zusammengefaßt wurden, wickelte sich unter der in einem besonderen Staatsvertrag niedergelegten gemeinsamen Garantie der Reichsregierung wie der russischen Staatsbank der Außenhandel mit Sowjetrußland ab mit bis in die letzten Einzelheiten gehenden Vorschriften über Standard, Umfang und Lieferungstermine, die Grundpreise, Abnahmebestimmungen, doppelte Qualitätskontrolle, Transport und Versicherung. Auf jeden Blockkredit wurden nach dem individuellen Lieferabkommen zwischen Fabrik und Trust Wechsel ausgestellt, die sogenannten Russen-Wechsel, mit unterschiedlicher Lauffrist und der Möglichkeit, den Wechsel zu prolongieren. Schließlich waren die Wechsel nicht mehr ausschließlich an den individuellen Kauf- und Liefervertrag gebunden. Sie wurden Teil eines allgemeinen Bankkredits, eine Art Ersatz für den Goldrubel, der international devisentechnisch nicht gehandelt werden konnte. Das ging in einzelnen Fällen so weit, daß nach dem deutschen Kreditvorbild auch das Ausland Lieferungen an russische Trusts kreditierte, besonders aus der schweizerischen Maschinenindustrie und der französischen Motorenindustrie. Die daraus resultierenden Russen-Wechsel konnten bei guten Bankverbindungen in das deutsche Garantie-Volumen mit eingeschleust werden und wurden zu einem international umsetzbaren Finanzpapier.

Das für die deutsche politische Atmosphäre besonders Interessante dieser Zeit bestand in dem Trend einer offensichtlichen deutsch-russischen Wirtschafts-Integration. In vielen Fällen war die russische Abnahmekommission monatelang in den deutschen Lieferwerken installiert. Das Betriebsgeheimnis war praktisch aufgehoben. In den Werken der deutschen Rüstungsindustrie, die meist militärisch abgesichert waren, mit dem Befehl an die Posten, ohne Warnung zu schießen auf Personen, die bis auf fünf Schritte sich dem Absperrzaun nähern, gingen die Russen ein und aus. In dieser Zeit sind Hunderte von deutschen Arbeitern und Technikern unter dem Verdacht der

Industrie-Spionage rausgeschmissen und eingesperrt worden. Darunter eine Menge Idioten, kommunistische Parteimitglieder, die sich glaubten hervortun zu müssen und dem roten Vaterland Betriebsinformationen zu liefern gedachten – nur ihre Meister saßen selbst schon in den Betrieben drin, sie wußten das alles bereits viel besser, und es wird nicht selten vorgekommen sein, daß die russischen Ingenieure nicht anders sich von diesen übereifrigen Genossen befreien konnten, als die deutsche Betriebsleitung auf das Loch in den deutschen Sicherheits-Schutzvorrichtungen aufmerksam zu machen. Es sollte sich jemand finden, der diese Phase des deutschen Wirtschaftsaufbaus eingehender zu beschreiben in der Lage wäre.

Ich selbst war an diesen Vorgängen nur von der finanziellen Seite aus interessiert. Der Durchbruch des russischen Außenhandels war mit einer solchen Explosivkraft erfolgt, daß auch die holländischen und englischen Banken für den deutschen Markt in Russen-Wechseln sich zu interessieren begannen. Die großen New Yorker Überseebanken, die in den Jahren, als die Milliardenbeträge an Stadt- und Elektrizitäts-Anleihen aus Amerika nach Deutschland hineingepumpt wurden, keine eigenen Vertretungen in Deutschland selbst hatten, beeilten sich jetzt, zur Beobachtung des russischen Geschäfts eigene Niederlassungen in Berlin zu errichten. Nur nebenbei: Leiter dieser deutschen Filialen, wie die Guarantee Trust und die National City Bank, waren später ständige Jagdgäste bei Herrn Göring in der Schorfheide, und die besonders herzlichen Beziehungen zu diesen amerikanischen Banken haben es dem Reichsbankpräsidenten Schacht ermöglicht, über die ersten kritischen Jahre des Nationalsozialismus auf finanzwirtschaftlichem Gebiet hinwegzukommen ... non olet.

Es ist schwer zu sagen, woran die Allgemeinverbindlichkeit der von deutschen Finanzexperten erfundenen Konstruktion des Rußlandkredits schließlich gescheitert ist. Wahrscheinlich an den Russen selbst. Das System der Russen-Wechsel lief letzten Endes auf eine ungeheure Ausplünderung der russischen Wirtschaft hinaus. Der Diskont, mit dem diese Wechsel gehandelt und finanziert wurden, der bei einem sonstigen Außenhandels-Wechsel so um 10 % herum liegt, stieg für den Russen-Wechsel bis über 30 %, das ist bis zu einem Drittel mehr des Vertragswertes, den die Russen auf diese Weise zu zahlen hatten. Sehr

viele Leute, Finanzspezialisten in aller Welt und ihre Spekulanten, sind an diesen Wechseln reich geworden.
An solche Interessenten und im weiteren Umfange natürlich auch an die Außenhändler und Industriekonzerne wendete sich die bereits erwähnte Wirtschafts-Korrespondenz, die ich wieder aufgenommen hatte. Ich bekam im wesentlichen das Material von der russischen Handelsvertretung. Der Dienst hatte die verschiedenen Bestimmungen von der russischen Seite her zu erklären, die besonderen russischen Wünsche aufzuzeigen, dabei zugleich auch auf der deutschen Seite die Schwierigkeiten und gewisse Hemmungen, Widerstände und mißliche Erfahrungen bei der Kontrollabnahme auf russischem Boden und ähnliches – kurz, eine Art von privatem Beratungszentrum, mit dem Ziel, das an sich vorhandene gegenseitige Mißtrauen nicht überwuchern zu lassen. Von den beiden Regierungen selbst waren Schiedsgerichte und Beratungsstellen eingerichtet, die von den Beteiligten auch in Anspruch genommen wurden. Als die nächstliegende Aufgabe für die Handelsvertretung in Deutschland erschien damals, das Volumen der Kredite zu erweitern und das Ausland stärker daran zu interessieren. Die Überpreise wurden zunächst ohne weiteres in Kauf genommen, wenn die internationale Kreditfähigkeit damit erkauft werden konnte. So habe ich das damals verstanden. Es war für die Russen eine Zeitfrage, wenn man will, natürlich auch ein Risiko. Später, wird man gedacht haben, konnte man den Spieß umdrehen – wie das ja auch inzwischen eingetreten ist –, die Russen bestimmen im Augenblick den Weltmarktpreis. Hinweis für eine tiefergreifende Analyse: Der zur gleichen Zeit eingeleitete Export von russischen Rohstoffen und Edelmetallen, die weit unter dem Weltmarktpreis auf den Markt geworfen wurden zum Teil gleichfalls über deutsche Zwischenhandelsfirmen, aber auch in guter Gefolgschaft von holländischen und englischen Haifischen, hatte der russischen Wirtschaft enorme Verluste, von der staatskapitalistischen Seite her gesehen, gebracht. Mit solchen Verlusten wurde die Anlage von Devisen-Depots im Auslande erkauft – eine Vorbedingung für den späteren Durchbruch des Außenhandels. Es ist anzunehmen, daß die Forcierung deutscher Exportkredite sich zeitweilig als weit vorteilhafter und auch als weniger verlustreich auf längere Frist gesehen erwiesen hat.

Die Geschäfte dehnen sich aus

Die zu einem wirtschaftlichen Sonderdienst ausgedehnte Korrespondenz wuchs über den rein journalistischen Rahmen sehr bald hinaus. Sie hatte den Charakter einer Finanz-Agentur bekommen. Ich brauchte Leute, die sich mit der weiteren Entwicklung dieses Geschäfts befassen konnten. Wie immer und bei vielen ähnlichen Gelegenheiten hatte ich selbst kein zu aktives Interesse daran. Ich spielte mit der Perspektive, ich gab die Richtung an, aber das war auch alles.

Wir bekamen Angebote und Anfragen aus aller Welt, die ich allein schon nicht mehr beantworten konnte. Ich fand schließlich einen Bankmann, alter Kämpfer aus der Revolutionszeit, eine Zeitlang Leiter der gewerkschaftlichen Arbeiterbank in Berlin, damals Prokurist bei der Firma Goldschmidt, Rothschild & Co., mit dem ich zufällig wieder zusammengetroffen war, Name: Schönherr. Dieser wollte die Sache in die Hand nehmen, zweifellos die geeignete Person und mit den entsprechenden Verbindungen. Er brachte einen zweiten Mann mit, den ich selbst schon vom Theater her kannte, der Typ, der mit fremden Manuskripten herumläuft, Schauspielerinnen empfiehlt, dem Regisseur zur Hand geht, mit alten Bildern handelt und im Vorzimmer der Verleger anzutreffen ist: Hans in allen Gassen, Name: Beye. Dieser Mann, im gleichen Dorf aufgewachsen, in dem seinerzeit der Baron Münchhausen Hof gehalten hatte, war überall zu Hause, leicht belächelt, aber wohl gelitten, eine gute Front, der mit den Leuten zu verhandeln verstand, ganz gleich worüber und zu welchem Ergebnis, im Hintergunde ein biederer Familienvater und nicht unsympathisch in seiner völligen Unverläßlichkeit. Diese beiden stiegen in das Geschäft mit den Russen-Wechseln ein. Wir gründeten aus der Wirtschafts-Korrespondenz den Deutschen Korrespondenz-Verlag, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, mit Jung und Beye als Geschäftsführer, Schönherr im Hintergrunde, der das Betriebskapital einzahlte, aus einem Depot bei Goldschmidt-Rothschild, das der Metallarbeiter-Verband dort laufend einzahlte für Operationen in Tagesgeld auf dem Börsen-Geldmarkt. Unsere Gesellschaft handelte in großen Beträgen mit Russen-Wechseln aus der Schweizer Industrie und war oft über 100 000 Mark in stillem Kredit überzogen bei Goldschmidt-

Rothschild, die oft von Tag zu Tag oder von Woche zu Woche mit den Eingängen aus den Mitgliederzahlungen der Metallarbeiter-Gewerkschaft gedeckt werden mußten. Daß trotzdem das eigentliche Risiko für den Kreditgeber nur gering gewesen wäre, darauf werde ich später noch zurückkommen.
Inzwischen war auch die langwierige Prozedur, die gegen mich noch schwebenden politischen Strafverfahren in die verschiedenen Amnestie-Erlasse unterzubringen, zum Abschluß gekommen. Bis zur Erledigung durch die Kammer eines Oberen Gerichts war der Steckbrief aufgehoben worden.

Der Deutsche Korrespondenz-Verlag, der meines Wissens Anfang 1929 ins Handelsregister eingetragen wurde, flog im Mai 1931 mit einem großen Skandal auf. Ich denke, ich kann dies vorwegnehmen. Es war an einem herrlichen Frühlingsmorgen. Ich wohnte damals eingemietet bei einem Volkskunde-Sammler in Neu-Babelsberg, der ständig auf Reisen war und dessen Frau in seiner Abwesenheit Zimmer vermietete. Im Haushalt herrschte ein sehr vornehmer Ton, man bewegte sich gegenseitig mit größter Distanz, eine Mischung von Tradition des alten Adels, Pleite und germanischen Runen, Mathilde von Ludendorff und wahrscheinlich Richard Wagner – ein idyllischer Platz für mich, wo ich mich völlig isolieren konnte. Ich hatte gerade angefangen, mich ein wenig mehr wieder mit mir selbst zu beschäftigen, ich war dabei, mich von der Frau zu trennen, wieder einmal von vorne anzufangen. Die Atmosphäre des Hauses sagte mir außerordentlich zu.
Die Wälder in der Wannsee-Gegend haben einen eigenartigen Reiz. Die schnurgerade ausgerichteten Kiefernstämme, die so rachitisch aussehen – sie sind nicht bestimmt, in die Höhe zu wachsen und sich auszubreiten, wie wenigstens einmal im Dasein tief Atem zu holen – können einem außerordentlich auf die Nerven fallen. Kein Unterholz, über dem Teppich von braunen Nadeln wölbt sich kein Dom. Es hat nichts von einer ins Endlose verlaufenden Halle, Vorhof einer Ewigkeit, eher wie der Bodenbelag einer Küche, in kurzbemessener Zweckmäßigkeit. Die Wannsee-Wälder geben kaum Raum für allzu schweifende romantische Phantasie. Aber sie konzentrieren die Gedanken nach innen, sie vermitteln preußische Disziplin, karg, nüchtern und hart, der kategorische Imperativ. Wer sich sam-

meln will, kann sehr gut damit in diesen Wäldern auskommen. Man spürt im Dahinschreiten, wie man ständig angestoßen wird: weiter; und Kopf hoch! vorwärts! Zeitweilig ist dies sehr nützlich. Es bringt etwas hoch an innerer Spannung, was so lange verschüttet war und, wenn ich das so ausdrücken darf, ein wenig von neuem Zutrauen und Glück.

So war dies an jenem Morgen im späten Mai. Ich war auf dem Wege nach dem Bahnhof Wannsee, um mit der Stadtbahn nach Berlin zu fahren. Ich war den Weg von etwa einer Stunde beschwingt durch den Wald gegangen, die Sonne stand schon hoch am Horizont; ich hatte es nicht besonders eilig. Ich war innerlich ausgeglichen wie selten bisher. Ich hatte beschlossen, mich von meinen Partnern zu trennen, den ganzen Rummel um den Korrespondenzverlag aufzugeben, alles hinzuschmeißen und meiner Wege zu gehen. Es wäre nicht einmal ein besonderes Abenteuer gewesen; Arbeit war mir bereits angeboten worden, die mir mehr zugesagt hätte.

Auf dem Bahnhof am Zeitungskiosk gab es bereits die Berliner Mittagszeitungen. Die „BZ am Mittag" war mit einer über die ganze Breite des Blattes gehenden Schlagzeile erschienen, in einer Größenordnung der Lettern, als ob der Papst von kommunistischen Banditen in die Abruzzen entführt worden wäre: Wo ist Franz Jung? Und darunter: Eine internationale Devisenschieberbande aufgeflogen.

Schönherr war in seiner Bank verhaftet worden, Beye in der Zentralstelle der deutschen Bauhütten in Stettin, wohin er von Paris mit einer Reihe neuer französischer Bauverträge geflogen war. Der Leiter der Bauhütten-Genossenschaften in der Hauptgeschäftsstelle des Metallarbeiter-Verbandes, der den Bauhütten das Kapital vorgeschossen hatte, wurde festgenommen. Das Büro des Verlages war von Steuerfahndern, die als Exekutivorgan für die Devisenpolizei dienten, besetzt. Die Bücher beschlagnahmt, Verhör der Angestellten zur Zeit im Gange und ähnliche Einzelheiten mehr. Wo ist Franz Jung?

Auf dem Bahnhof in Wannsee. Der „Angriff" des Herrn Goebbels hatte seinen großen Tag. Seit Wochen war in diesem Blatt eine politische Verleumdungskampagne im Gange gegen die Gewerkschaften, gegen deren wirschaftliche Betätigung, gegen die Anlage von Gewerkschaftsgeldern auf dem Geldmarkt. Es war nach dem Staatsanwalt gerufen worden, der Devisen-

Aufsichtsbehörde, und in dem Netz, das schon seit Monaten gesponnen worden war, hatte sich jetzt der Korrespondenz-Verlag gefangen. Nicht mal völlig unerwartet – der Verlag hatte Rechtsgutachten eingeholt, den Bauhütten nahestehende Anwälte hatten verschiedentlich mit den zuständigen Stellen der Reichsbank verhandelt, die schließlich für die Auslegung der Devisenbestimmungen zuständig sein sollte.
Trotzdem wurden unsere Leute von dem loskrachenden Gewittersturm völlig überrascht. Praktisch hatte das, wie man später sehen wird, auch mit uns direkt kaum etwas zu tun. Ich hatte nur in diesem Augenblick, noch erfüllt von der lichten Heiterkeit des Frühlingsmorgens, sofort einen Entschluß zu fassen, den Entschluß, der wesentlich das spätere Schicksal mitbestimmen sollte: Gehe ich jetzt hinein nach Berlin und ins Büro? oder bleibe ich draußen – ich blieb draußen. Ich ging in die Pension nach Neu-Babelsberg zurück. Am nächsten Tage bot mir die Hausfrau ein anderes Zimmer an, mit einem zweiten Zugang vom Garten her – sie wird die Zeitungen gelesen haben – zum doppelten Mietpreis.
Ich kann jetzt nachholen: Die Geschäfte über den Korrespondenz-Verlag hatten eine so außerordentliche Ausdehnung angenommen, daß weder eine zentrale Leitung funktionierte noch überhaupt halbwegs eine Übersicht aufrechterhalten werden konnte. Jeder Teilhaber beschäftigte sich auf seinem eigenen Gebiet, ohne den andern wissen zu lassen, was gespielt wurde. Dieser andere war ich, Schönherr und Beye arbeiteten enger zusammen, die Interessen ergänzten sich auch eher: Beye als ursprünglicher Theater-Agent paßte zu Hans Albers und der Gefolgschaft von Schauspielern und Künstlern, die im Hause der Brüder Wallach, den Inhabern von Goldschmidt-Rothschild, ständige und hochgeschätzte Gäste waren und denen er Schönherr zuführte, diesem die Gelegenheit gebend, sich im Hause der Chefs gesellschaftlich und familiär zu bewegen. Außerdem wurde Trude Hesterberg dort präsentiert, deren zweite Welle einer Bühnenkarriere Schönherr zu fördern und zu finanzieren sich vorgenommen hatte; ich nehme an, daß Schönherr zu dieser Zeit mit der Hesterberg nach dem Ausscheiden von Heinrich Mann verheiratet gewesen ist. Aus dieser Kombination Schönherr–Beye ist die Aufführung von Brechts „Mahagonny" im Theater am Kurfürstendamm hervorgegan-

gen, die der Frau Hesterberg den Start zu einer Opernsängerin geben sollte.
Geduld: ich komme auf die Bauhütten-Angelegenheit noch zurück.
Ich will nicht alle die Geschäfte, die über die Verlagsgesellschaft abgewickelt wurden, hier aufzählen und erörtern. Ich muß mich auf die Akzentuierung einiger weniger beschränken, bei denen ich zumindest am Rande mit verwickelt und hineingezogen worden war. Mit der weitaus größten Mehrzahl, die zwar meist erst durch meine Unterschrift rechtsverbindlich wurden, hatte ich nichts zu tun; ich kannte oft nicht einmal die Einzelheiten. Die beiden Partner führten ständig neue Leute zu, die ihrerseits mit echten oder fiktiven Kapitaleinzahlungen als „stille" Partner mitredeten und oft auch allein die Entscheidungen trafen.
Beye als der zweite Zeichnungsberechtigte war selten zu erreichen. Er war ständig in Geschäften zwischen Paris und London unterwegs mit einem enormen Aufwand an Spesen, die ich zu überweisen hatte, wenngleich aus der Kasse von Schönherr. Ich selbst hielt nur die eigentliche Zelle, die Wirtschafts-Korrespondenz, intakt. Ich hatte eine kleine Privat-Korrespondenz, Herausgeber und Angestellte, mit in den Verlag hereingenommen, so daß wenigstens ein täglicher Dienst und Vertrieb und Abrechnung gesichert war. Wirklich war dieser Dienst auch das einzige, was reguläre Einnahmen aufwies, die aufgezeigt und verbucht werden konnten. Alles andere war – für mich wenigstens gesehen – Luft, Schall und Rauch, obwohl Millionen umgesetzt wurden, das heißt von einer Hand in die andere gingen. Vielleicht war damals die Zeit für solche Geschäfte.
Ich hatte mehr wie einmal die beiden Partner aufgefordert, die Basis unserer Gesellschaft zu konsolidieren. Ich hatte vorgeschlagen, die Korrespondenz mit der Rückverbindung zur russischen Handelsvertretung aus dem Verlag herauszunehmen. Ich wäre bereit gewesen, der verbleibenden Gesellschaft alle Informationen, die sich zur Anknüpfung von Kommissionsgeschäften auf der Basis der Russen-Wechsel ergeben würden, ohne jede Gebühr zu übergeben. Ich war bereit, Schönherr bei der Handelsvertretung einzuführen, so daß er sich selbst alle Informationen direkt zu besorgen in der Lage wäre. Ich habe das auch getan, herausgekommen ist dabei leider nichts. Schön-

herr konnte gelegentlich geradezu abschreckend wirken.
Das hat er erreicht, als ich ihm bei der russischen Botschaft, dem ersten Botschaftsrat Alexandrowski, der mir damals besonders gewogen war, nach Voranmeldung einführte. Es wurde eine Katastrophe. Schönherr war von der Nacht vorher noch offensichtlich betrunken, er stank nach Schnaps drei Meter gegen den Wind, und bot Alexandrowski sogleich den Ankauf von Waffen und Sprengmitteln an, hunderttausend Maschinengewehre und ähnliches. Es war ein betroffenes Schweigen im Zimmer entstanden. Ich hatte von der Sache keine Ahnung, es war auch vorher davon nicht gesprochen worden, und es war eine große Kunst, wie gelassen uns Alexandrowski hinauskomplimentierte. Er hat es mir, wie ich noch am gleichen Tage durch einen gemeinsamen Bekannten erfuhr, sehr übel genommen; er würde mich nicht mehr sehen. Ich habe ihn zwar noch kurz vor dem Einmarsch Hitlers in die Tschechoslowakei trotzdem in Prag sprechen können, aber das Vertrauen war weg, und auch das freundschaftliche Verständnis. Alexandrowski war in diesem kritischen Jahr russischer Botschafter in Prag, eine tragische Figur, die Liquidierung bereits in Sicht.
Mit meinen Vorschlägen bin ich bei den beiden Partnern auf einen soliden Widerstand gestoßen. Sie zeigten sich nach solchen Auseinandersetzungen bereit, mich gelegentlich mehr zu ihren Geschäften heranzuziehen – im wesentlichen spielte sich das so ab, daß ich von Schönherr in die Nachtklubs und die teureren Eßrestaurants eingeladen und bewirtet wurde.
Aber im Enderfolg bin ich regelrecht bestochen worden. Die beiden kamen mit dem Plan, ihre Kommissionsgeschäfte nach außen besser abzusichern dadurch, daß aus der bisherigen Gesellschaft ein wirkliches Verlagsunternehmen entwickelt werden sollte. Zunächst die Herausgabe einer Zeitschrift, später ein Buchverlag – beides ganz allein unter meiner Zuständigkeit und der alleinigen Leitung. Aus dem Buchverlag ist nichts mehr geworden, aber die Zeitschrift haben sie mich noch herausgeben und drucken lassen. So bin ich noch ein Jahr länger bei der Gesellschaft geblieben, als ich es hätte tun sollen.

Also – zunächst die Mahagonny-Aufführung, Sprechoper von Bert Brecht, Musik von Kurt Weill. Die Aufführung lief unter der Firma Aufricht-Produktion – Ernst Aufricht, in den Jah-

ren vorher im Theater am Schiffbauerdamm, bekannt geworden durch die Aufführung von Brechts Dreigroschenoper; dieses Stück lief eine volle Saison bei ausverkauftem Haus. Dabei verlor Aufricht ein Privatvermögen von etwa einer halben Million Mark – Produktion war zu teuer, intelligente Schauspieler, wenn auch überbezahlt, ausgezeichnete Unterhaltungskunst, ausgefeilt bis zur Vollendung, Aufricht als der Antipode von Piscator in der Berliner Theaterwelt dieser Jahre. Aus dem alten Ensemble hatte Aufricht für „Mahagonny" Harald Paulsen und Lotte Lenya mitgebracht. Die Wirtin sang Trude Hesterberg; sie hatte sich schon ein Jahr vorher bei Aufricht in der Rolle der Marketenderin in Donizettis „Regimentstochter" versucht. Auch diese Aufführung war großartig durchgefeilt, als Einlage ein amerikanisches Grotesk-Ballett – von der Weltanschauung trompetenden Kritik lächerlich gemacht, vom Publikum gemieden, zwanzig Jahre vor der Zeit, bevor das amerikanische „Musical" dann große Mode geworden ist ... das Publikum geht nicht ins Theater, um etwa Kunst verstehen zu lernen, es will auch eigentlich nicht unterhalten werden, der Zuschauer pflegt sich selbst zu unterhalten. Er benötigt dazu etwas gröbere Mittel und dick aufgetragene Weltanschauung fördert die Verdauung, reichliches Essen muß vorangegangen sein.

Die Aufricht-Produktion war eine von den stillen Partnern des Korrespondenz-Verlages. Sie erschien noch nicht in den Büchern, vorläufig nur in den Abrechnungszetteln bei der Kasse. Wahrscheinlich ist damals das Ziel gewesen, die Produktion nach den ersten Erfolgen allmählich und von Stufe zu Stufe wieder als ein selbständiges Theaterunternehmen auf die Füße zu stellen.

Die Oper benötigte ein Orchester von sechzig Mann. In dem bisher nur als Sprechbühne benutzten Theater am Kurfürstendamm mußte der Orchesterraum tiefer gelegt und umgebaut werden. Trotzdem blieb die Akustik schauerlich, was die Beteiligten sich ständig gegenseitig vorwarfen; ich glaube, der Brechtsche Text hat diese Mängel dann zugedeckt. Die reinen Vorkosten waren zu einer beträchtlichen Summe bereits angestiegen. Meiner Erinnerung nach liefen die großen Proben mit vollem Orchester und Chor allein über drei Wochen.

Die Aufführung wurde ein großer Erfolg. Die Oper hatte an

die 60 Vorstellungen, das Haus war meist ausverkauft. Der Verlust wird sich in der Endabrechnung auf etwa 70 000 Mark belaufen haben, obwohl schließlich nicht alle Gagen und Tantiemen voll ausgezahlt worden sind. Der Besucher erhielt als eine Aufmerksamkeit von der Direktion mit der Eintrittskarte eine Grammophonplatte überreicht in Miniaturformat mit einigen der Gesangsnummern, in unzerbrechlichem Plastik. Im Normalformat konnte die Platte in der Vorhalle und bei den Logenschließern gekauft werden – meines Wissens die erste großzügige Theater- und Schlager-Reklame in Deutschland. Es wurde, wie gesagt, ein ganz außerordentlicher Erfolg.

Der Verlust wäre bestimmt noch größer geworden, wenn es nicht gelungen wäre, die Künstler und sonstigen Mitwirkenden schließlich unter einen Hut zu bringen, das heißt, überhaupt eine halbwegs mögliche Form von Zusammenarbeit zu garantieren. Ich erwähne das, weil hier ich selbst wieder in die Szene geschoben worden bin.

An und für sich hatte ich mit der ganzen Aufführung nichts zu tun, am wenigsten mit den langen und schwierigen Vorbereitungen. Ich wußte nur, daß es Schönherr endlich gelungen war, der Hesterberg einen Start zu verschaffen. Dann tauchte Aufricht bei uns im Büro auf, bezog einen Raum mit einem Schild an der Tür: „Aufricht-Produktion". Schreibtische im Büro mit Leuten dahinter – so hat es angefangen.

Im Theater endete jeder Tag mit gegenseitigen Ultimaten. Es sah immer so aus, als ob die Beteiligten jetzt endgültig auseinanderlaufen würden. Ernst Aufricht, von dem schließlich jeder wußte, daß er außer Schulden nichts mehr zu bieten hatte, um seine Leute zusammenzuhalten, besaß nicht mehr die notwendige Autorität. Darsteller und Sänger, die Musiker, das sonstige Personal wollen den Geldgeber sehen, wenn möglich in Person; sie brauchen jemanden, zu dem sie gehen können, sich belobigen zu lassen oder sich zu beschweren. Das Unternehmen hatte sich in Gruppen aufgelöst, von der jede einzelne bestimmte Interessen vertrat oder vertreten zu müssen glaubte. Die Hesterberg, von der man zwar wußte, daß dahinter der Geldgeber stand, war sehr unbeliebt unter den Kollegen. Traditionsgemäß tritt im Theater eine solche Person in den üblichen Stimmungsdifferenzen nicht offen auf den Plan, sondern übt den Einfluß mehr hinter den Kulissen aus. Wahrscheinlich

mit Recht hat man der Hesterberg vorgeworfen, daß sie „Mahagonny" für sich umgeschrieben haben wollte, mehr Klassik, mehr Arien und eine klarere Sicht von Primadonna. Weill kämpfte um die Musik, die Brecht mit zu viel Dialog zu durchlöchern begonnen hatte, und Brecht hinwiederum fühlte sich mit zu lang auseinandergezogenen Akkorden zugedeckt, so daß der Dialog ins Stottern geriet, um eben noch ein paar Töne zwischenzuquetschen. Die Spannung entlud sich meist auf die übrigen Sänger und nicht zuletzt auf den Chor, der ständig in Bewegung gehalten werden mußte, allein schon, um Weill und Brecht am Regiepult festzuhalten. Mehr als einmal haben die Musiker sich geweigert weiterzuspielen. Dazwischen liefen die Herren von der Steuer herum, die Beamten der Baupolizei, die einen Teil der unteren Logenreihe für die Besucher nicht freigeben wollten und die sich mit den Architekten und den Anwälten des Grundstück-Eigentümers herumstritten.
In diesen Hexensabbat wurde ich als Strohmann für die Geldgeber vorgeschoben. Ich bot weniger Angriffsfläche wie die Hesterberg, und schließlich war ich für die Interessentengruppen der Geschäftsführer einer Gesellschaft, von der, wie man wußte, Aufricht das Geld abholte, um die laufenden Kosten zu bezahlen. Ich war die ganze Zeit über an der Seite Aufrichts und seiner Regie-Mitarbeiter. Die streitbaren Geister blieben im Hause, statt einfach wegzulaufen. Weill hatte seine Freunde, mit denen er, sobald ein Krach im Anzug war, sich in eine Ecke oder in einen Abstellraum zurückzog, um Skat zu spielen. Sein ständiger Begleiter und Berater, der Volksschlager-Filmmusiker Theo Mackeben, hatte schon immer einen Satz Karten bereit in der Tasche.
Brecht hinwiederum breitete über sein Regiepult eine Straßenkarte von Berlin und trug allerlei ein. Als ich ihn fragte, was es damit auf sich hätte – er hielt die Probe auf, kümmerte sich nicht darum, was auf der Bühne vorging, reagierte nicht, wenn etwas geändert werden sollte –, gab er mir ganz trocken zur Antwort: das sind die Aufmarschstraßen, wenn Rot-Front die Stadt erobert, Maschinengewehrnester auf den Dächern, die Beobachtung des Prinzips vom toten Winkel, Wasser und brennendes Öl ... ich habe das anfangs für einen provokativen Witz gehalten, aus der Lektüre der „Eisernen Ferse" von Jack London zurückgeblieben. Ich habe dann aber auch in seinem

Studien-Atelier in der Nähe der Kantstraße eine solche Karte gesehen, über die ganze Rückwand des Zimmers gespannt, mit Punkten, Kreisen und Strichen in verschiedenen Farben, und Brecht davor mit einem langen Stock, demonstrierend vor einem halben Dutzend respektvoll zuhörender Besucher, Funktionäre vermutlich der Rot-Front.

Trotzdem ist die Aufführung von „Mahagonny" zum angesetzten Termin zustande gekommen. Das wirkliche Verdienst daran gehört der Schauspielerin Weigel, der Frau von Brecht. Unter den einzelnen Gruppen von Interessenten hatte Brecht an sich den schwächsten Stand. Dazu kam das geradezu feindliche Verhältnis zu Kurt Weill, dessen Antagonismus mir niemals ganz verständlich gewesen ist. Die beiden haben zusammengearbeitet, und diese Zusammenarbeit hat meist auch Erfolg gehabt. Dabei beschuldigten sie sich gegenseitig, der eine verhindere nicht nur eine ursprüngliche Leistung des andern, sondern unterdrücke und verwässere sie obendrein. Es kann nicht nur der äußere Erfolg gewesen sein, der die beiden trotzdem zusammengehalten hat ... sie haben oft für Tage nicht ein einziges Wort miteinander gesprochen, sie sind sich geradezu aus dem Weg gegangen; aber sie haben auch nicht übereinander gesprochen zu Dritten.

Frau Weigel hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß wir die volle Mitarbeit von Brecht, unbehindert von allen Launen und Kaprizen, gewinnen könnten, wenn die Aufricht-Produktion nebenher auch die Dramatisierung von Gorkis „Mutter" zur Aufführung bringen würde, reichlich grob konstruiert als Streik- und Klassenkampf-Drama, in der stark aufgetragenen Moralbetonung der Weltanschauung ein Vorläufer des späteren literarischen Realismus im kommunistischen Kultur-Sektor. Brecht wäre sehr viel daran gelegen, diese Arbeit auf die Bühne zu stellen. Die Rolle in dieser Dramatisierung, von der ich ohne weiteres annahm, daß sie von Brecht stammte, war der Weigel geradezu auf den Leib geschrieben, eine sympathische Geste des sonst nicht gerade im persönlichen sehr rücksichtsvollen Dichters.

Die Spekulation ging auf. Aufricht für sich allein hätte sich nicht getraut, den Geldgebern diesen Handel vorzuschlagen. Auf mich würden sie eher hören; bei dem verschwenderischen Aufwand an Spesen, die ich mit meiner Verpflichtung mit zu

unterschreiben hatte, fast immer ohne gefragt zu sein, spielt es keine Rolle, auch noch die „Mutter"-Aufführung mit zu finanzieren. Es wurde das seit Jahren leerstehende Theater in der unteren Friedrichstraße in der Nähe des Belle-Alliance-Platzes gemietet. Frau Weigel hatte bereits ihre Truppe selbst zusammengestellt. Ich hatte mich um nichts weiter zu kümmern. Der Stab der Aufricht-Produktion hielt sich von selbst so fern wie möglich.

Ich hatte mich mit den Leuten, die mir die Weigel gebracht hatte, zusammengesetzt und ein Budget aufgestellt. Ich glaube, wir hatten an Vorkosten an die 30 000 Mark zu zahlen und die Garantie für die Theatermiete zu übernehmen. In die Aufführung selbst und in die Einzelheiten der Vorbereitung habe ich mich nicht eingemischt, trotzdem mir sozusagen offiziell die Leitung übertragen worden war – als Strohmann. Was mich dagegen damals verwundert hat, war – daß als Autor der Dramatisierung Günther Weisenborn bei mir eingeführt wurde.

Die Kosten für die Aufführung der „Mutter" hatten wir gut zur Hälfte schon damit wieder hereingebracht, als die Proben von „Mahagonny" von nun an reibungslos verliefen, Brecht war milder gestimmt und Einwänden zugänglich. Außerdem wurde die „Mutter" – beinahe überraschenderweise – ein großer Publikumserfolg, auch bei der großen bürgerliche Presse. Das Stück hielt sich aus den eigenen Einnahmen mehrere Wochen, so daß der Mietsvertrag verlängert werden mußte.

Ich möchte nicht verschweigen, daß auch eine leichte Groteske mit verbunden gewesen ist. Letzten Endes hatte ich mit einigen technischen Einzelheiten zu tun, wie mit den Druckaufträgen für Programme und Plakate, den Mitteilungen an die Presse und ähnlichem. In den Vorankündigungen war, wie mir mitgeteilt worden war, Günther Weisenborn als Autor angegeben; so stand es auch im Programmheft. Schon am Morgen nach der Premiere, die ersten Kritiken lagen bereits vor, entlud sich über meinem Kopf ein großer Krach. Ich wurde von allen Seiten angerufen, ich hätte vergessen, Brecht als Mitautor anzugeben, es müsse sofort eine Nachricht an die Presse herausgegeben werden, das Programmheft eingezogen und neu gedruckt, neue Programme, neue Plakate und so weiter. Der Krach war offensichtlich mehr Feuerwerk als tief gemeint; in-

dessen die Schönherrschen waren sehr besorgt. Wieder einmal stand die Mahagonny-Aufführung auf dem Spiel.
Ich habe mir nicht die Mühe gemacht, mich zu verteidigen, von den direkt Beteiligten nähere Aufklärungen zu verlangen, sondern ich habe die entsprechende Mitteilung an die Presse und die Nachrichten-Agenturen versandt mit der Bitte, das Versehen zu entschuldigen und die Berichtigung an sichtbarer Stelle zu bringen. Hätte jemand nach dem Schuldigen gesucht, wäre ich der Schuldige gewesen, ein technisches Versehen; nur keine weitreichenden Kombinationen aufkommen lassen!
So ist die Sache auch eine Zeitlang gelaufen. In den nächsten Wochen erschienen dann beide Autoren in einträchtiger Zusammenarbeit auf dem Programm. Gegen Ende war auch dann schließlich der Name Weisenborn als Mitautor aus dem Programm verschwunden, nur noch Brecht allein war geblieben. Warum? – ich habe mich nicht bemüht, das herauszufinden und wie man sich geeinigt haben mag; ich bin nicht neugierig. Inzwischen war auch der Vorhang über der Brecht-Weill-Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny" aufgegangen.

Es war schließlich nur eine Episode in meiner Schattentätigkeit für den deutschen Korrespondenz-Verlag, wie manche andere. In direktem Zusammenhang mit dem Theaterunternehmen stand die Gründung eines billigen Nachtklubs, Mittelding zwischen Künstler-Rendezvous und Ganoven-Kneipe, der Dreigroschen-Keller in der Kantstraße. Dieser Keller ist eine Zeitlang große Mode gewesen in Berlin. Es gehörte zum guten Ton, nach dem Theater mit einer Gesellschaft im Dreigroschen-Keller zu landen, nicht nur die Theaterleute, die in den ersten Wochen das Lokal allein frequentiert haben, bald auch die Gesellschafts-Snobs – wer immer sich zur Kultur rechnete, die Diplomaten und die Ganoven vom Typ der starken Männer und Zuhälter, Journalisten und Polizeispitzel. Der Keller wurde eine Zeitlang ein großer finanzieller Erfolg.
Wir hatten vom Verlag das erste Geld vorgeschossen, einen Pächter eingesetzt und eine Art Manager oder Kontrolleur, Freund von Schönherr, den dieser im ersten Revolutionsjahr während einer politischen Haft im Polizeipräsidium dort als den amtierenden Kalfaktor kennengelernt hatte, und dem er seit dieser Zeit her anscheinend verpflichtet war; der Mann

hörte auf den Namen Messing, stammte aus Polen, soll in seinen jüngeren Jahren ein sehr begabter und renommierter Taschendieb gewesen sein, Unterweltsaristokratie.
Herr Messing rechnete für den Groschenkeller ab; nicht mit dem Verlag, sondern mit Schönherr persönlich. Ich hatte mit diesem Mann oft Differenzen. Ich erinnere mich, daß er mich sehr ungern als Gast im Keller gesehen hat. Ich bin für diesen Messing immer verdächtig geblieben, obwohl ich ihn gewähren ließ, von vornherein auch kaum Möglichkeiten gehabt hatte, in irgendeiner Weise in seine Stellung einzugreifen. Als Unterweltstyp war er nicht ohne Reiz, aber besser hinter einer Glaswand zu betrachten. Sein Name ist nach dem Kriege noch einmal in der deutschen Presse aufgetaucht, im Zusammenhang mit einer Reihe von Anschuldigungen jüdischer Emigranten, denen er in der Hitlerzeit die Ausreise aus Deutschland organisiert hatte. Damit war immer verbunden, daß er vorher auch den Transfer von Vermögenswerten, Geld und Schmuck, Aktien und sonstige Wertpapiere und Dokumente übertragen bekam, die er an eine bestimmte Stelle im Ausland abzuliefern sich bereit erklärt hatte. Diese Werte blieben verschwunden, sie sind verlorengegangen. Auf Anfragen reagierte Messing nicht mehr. Wurden die Anfragen dringender oder rückten ihm etwa noch zurückgebliebene Verwandte auf den Leib, hat Messing mit einer Anzeige bei der Gestapo gedroht. Dies alles wurde Ende der vierziger Jahre in den deutschen Tageszeitungen veröffentlicht. Es ist leider eine bestätigte Tatsache: Schönherr war kurz vor Ausbruch des Krieges und in den ersten Kriegsjahren Sonderbeauftragter der Gestapo in Paris, auf der Jagd nach Fluchtvermögen. Ich habe das von einer Reihe von Leuten bestätigt bekommen, mit denen ich damals in Berlin zusammengekommen war und die ich zufällig in New York als Emigranten wiedergetroffen habe. Schönherr hatte noch aus Paris diese Bekannten, Freunde aus seinen Revolutionsjahren, wissen lassen, daß er der „alte" geblieben sei ...? mit Messing als der rechten Hand für zusätzliche Geldbeschaffung; im Groschen-Keller hatte das angefangen.
Messing war übrigens, als der Skandal in der Presse aufkam, Inhaber eines Nachtklubs in Braunschweig, der unter dem besonderen Schutz der englischen Besatzungsbehörden stand. Die

Engländer haben auch verhindert, daß die deutsche Justiz gegen Messing eingeschritten ist.
Schönherr dagegen ist an der Spitze der russischen Truppen in Berlin eingezogen, in einem offenen Panzerauto, als Begleiter eines russischen Offiziers. Leute, die Schönherr näher gestanden sind, Ex-Kommunisten aus der Gruppe um Dr. Paul Levi, behaupten, er hätte den Auftrag gehabt, die Kassenbestände, die Dokumente und Wertpapiere aus den Depots der Berliner Großbanken herauszuholen, zu registrieren, zu sortieren und so weiter. Immerhin weiß das niemand genau, solange man darüber nichts von einer zuständigeren Seite erfährt. Es würde sich sicher verlohnen, den Weg dieses Schönherr zu verfolgen und aufzuzeichnen. Während der ersten Emigrationsjahre ist er auch in Prag aufgetaucht. Dort soll er mit tätig gewesen sein, das Vermögen der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften, soweit dies den Nazis noch entgangen war, aus Deutschland herauszubringen.
In Berlin allerdings, an der Schwelle einer neuen Aufgabe, während des russischen Einmarsches, ist Schönherr damals auf der Prenzlauer Allee von einem Heckenschützen abgeschossen worden; Auftrag nicht ausgeführt. Es gehört mit zur Geschichte des Groschen-Kellers.
Nicht zu vergessen der Pächter, ein Herr Hopmann. Auch mit diesem war etwas nicht in Ordnung, es waren schon von Beginn an Gerüchte im Umlauf über sittliche Verfehlungen oder ähnliches, für die sich die Polizei interessiert haben soll. Hopmann hat sich noch einige Zeit nach der Blüte des Kellers, die mit der Liquidierung des Korrespondenz-Verlages zu Ende gegangen war, gehalten. Er hatte nur ein Auge. Er sah mit diesem Auge etwas verwundert und, wie mir immer schien, leicht ironisch über das Treiben um ihn herum. Er ist regelmäßig beim Verlag erschienen, um Rechnungen von Lieferanten zu präsentieren, die ich zu bezahlen hatte; eine Abrechnung habe ich nie gesehen.
Ich möchte die an sich reichlich peinliche Episode mit der Wiedergabe eines Erlebnisses abschließen, das einen starken Eindruck zurückgelassen hat. Eines Nachts, es war schon nahe der offiziellen Polizeistunde, einige Schauspieler von „Mahagonny" waren die letzten Gäste, ich saß mit Lotte Lenya an einem Tisch etwas abseits in einer hinteren Ecke des Raumes – tönte von

der Kantstraße her der Lärm einer Prügelei oder Straßenschlacht, alles nicht so ungewöhnlich in diesen Monaten. Die Tür wurde aufgerissen, hinein stürzte ein junger Mann, dem die Kleider in Fetzen am Leibe hingen, Blut im Gesicht. Der junge Mann war auf der Flucht und auf der Suche nach einem hinteren Ausgang, den er vielleicht hinter unserem Tisch vermutete. In wenigen Sekunden war der vordere Schankraum des Kellers gefüllt mit einer lärmenden und wild gestikulierenden Menge von Verfolgern, gut zwei Dutzend, der lokale SA-Sturm in Uniform. Der Junge stand hinter dem Tisch, in der Absicht sich zu verbarrikadieren, er hatte bereits einen der Stühle auseinandergerissen, hielt die Sitzflächen über dem Kopf bereit, sie in die Einstürmenden zu schleudern, ein wildes Tier in der Falle, uns als Schild und Schutz benutzend – das war alles in Sekundenschnelle vor sich gegangen. Die Lenya war aufgestanden, hatte den Mann an die Hand genommen und auf einen Stuhl neben sich heruntergezogen, als der Führer in der Tür zum Schankraum erschien und mit Stentorstimme brüllte: Wir tun Ihnen nichts! Sie haben freien Abzug. Erst aber geben Sie den Jungen raus!

Der Sturmführer, der sich durch den Lärm der hinter ihm Nachdrängenden schwer genug verständlich machen konnte, unterschied sich etwas von den Bulldoggenfressen der Gefolgsleute, intelligenteres Gesicht, vielleicht Student oder jüngerer Angestellter in bereits gehobenerer Position. Lotte Lenya war auf ihn zugegangen, hatte ihn gleichfalls bei der Hand genommen und aufgefordert, zunächst am Tisch Platz zu nehmen. Der Mann war, mit sichtbar innerer Überwindung, zögernd und steif der Einladung gefolgt. Auch das hatte sich in Wirklichkeit viel schneller abgespielt, als es hier erzählt werden kann.

Um der Situation völlig gerecht zu werden, muß ich erwähnen, daß die ganze Mahagonny-Theatergruppe, gegen die täglich im „Angriff" gehetzt wurde, an sich bei der SA schlecht genug angeschrieben war. Dazu war gerade in diesen Monaten auf den Charlottenburger Straßen nachts der Höhepunkt des Horst-Wessel-Rummels, – Demonstranten wurden zu Dutzenden auf beiden Seiten zu Krüppeln geschlagen oder einfach umgebracht, ohne daß die Polizei weiter davon Aufhebens gemacht hätte. Wer jemals in diesen letzten Jahren vor der Machtergreifung einen solchen SA-Sturm in voller Aktion erlebt hat,

weiß, daß diese Jungens so hysterisiert gewesen sind, so völlig hemmungslos, daß man hätte glauben können, eine Horde von Wahnsinnigen vor sich zu sehen. Man kommt dem Verständnis viel näher, wenn man endlich zugeben würde, daß bei Ausbruch und in der ersten Entwicklung dieses Massenwahnsinns die eigentlichen Schwerpunkte wie Kommunisten, Juden, Radfahrer oder Brillenträger rein zufällig gewesen sind und zuerst nur eine fast nebensächliche Rolle gespielt haben. Ich selbst bin einmal in einer Wirtschaft in einen Streit zwischen Gästen und einer solchen Gruppe hineingeraten. Ein Hitlerjunge hatte sich auf mich gestürzt, ich war eben in das Lokal hineingekommen und völlig unbeteiligt. Wie eine Wildkatze hat sich der Junge mir angehängt, den Rock aufgerissen von oben nach unten und jenseits der Nähte – eine beachtliche Leistung, und dabei geschrieen, als ob ich dabei wäre, ihn zu morden. Obwohl der Junge physisch sehr viel schwächer war als ich, hatte er sich so stark in mich verkrallt, daß ich ihn nicht anders loswerden konnte, als ihn mit voller Wucht gegen die Wand zu rammen, mehrere Male, bis er von mir abfiel wie ein toter Sack ... er wird einige Knochen gebrochen haben; das war der Geist dieser Jahre.

Und das hätten wir in dieser Nacht im Groschen-Keller zu erwarten gehabt, wenn die Horde auf uns losgestürzt wäre. Die Chancen, sich überhaupt und wirksam zu verteidigen, waren gering.

Stattdessen blieben die Mannen draußen an der Theke und tranken eine Lage Bier, die Herr Hopmann gestiftet hatte. Eine zweite Lage gab dann die Lenya, was bereits mit zustimmenden Rufen quittiert wurde. Es kam noch eine dritte Lage. Dann gab der Führer den Befehl zum Abzug.

Der Führer hatte schon vorher verschiedene Befehle gegeben. Erst, das Zimmer zu räumen, an diejenigen seiner Leute, die nachgedrängt waren, – dann, die Türe zu schließen und draußen im Schankraum zu bleiben, – und schließlich, sich ruhiger zu verhalten ... die Befehle schneidend und scharf, in dem Disziplin heischenden Unterton der eingesetzten Autorität, kein Widerspruch – keine Erklärungen.

Inzwischen hatte Lotte Lenya sich vorgestellt und auch die anderen Kollegen allgemein eingeführt. Auch der Sturmführer hatte sich vorgestellt und war dabei aufgestanden. Er versuchte

zu erklären, warum er den Flüchtling in Empfang nehmen müsse, er sei verdächtigt, ein Mitglied des SA-Sturms umgelegt zu haben; als kommunistischer Totschläger in seinem Territorium genügend bekannt, obendrein Jude.
Der Jude saß am Tisch, dicht nebenbei, zwischen der Lenya und mir, dem Sturmführer direkt gegenüber. Er verzog keine Miene, das Gesicht totenbleich, Blut tropfte aus dem einen Mundwinkel, es tropfte auf die Hemdfetzen, der Junge saß steif wie ein Stock. Ich weiß allerdings nicht, was geworden wäre, wenn jemand ihn angefaßt hätte. Dem äußeren Aussehen nach Arbeiter-Intelligenz, durchtrainierter Körper, der athletische Typ des Juden, der heute Israel aufbaut; ich bin sicher, der Mann hätte keine Theaterstücke geschrieben, der Sturmführer wäre dazu eher imstande gewesen.
Die Lenya hatte Letzteren wieder genötigt, Platz zu nehmen. Von einem der Nachbartische brachte jemand ein Glas Champagner und nötigte den Mann, anzustoßen. Die Lenya wollte noch mehr Champagner bestellen, der Führer lehnte höflich ab, er hatte seinen Leuten ein Beispiel zu geben. Aber er hörte zu, als die Lenya ihm erklärte, der junge Mann neben ihr sei ihr Gast, ein Flüchtling, der bei uns Schutz gesucht und gefunden hätte. Sie sagte das keineswegs pathetisch, sondern mit einem freundlichen, Verständnis erwartenden Unterton, kameradschaftlich, gleich zu gleich. Sie sprachen einige Minuten in diesem Ton, im Grunde hatte der Mann keine Einwände. Im Altertum und im deutschen Mittelalter wäre das eine geheiligte Sitte gewesen, und die sollte auch für diese Zeit wieder gelten. Wir alle haben dazu geschwiegen. Nicht ein einziger hat auch nur ein Wort gesagt oder selbst sich geräuspert. – Es war eine große Viertelstunde.
Der Sturmführer ist aufgestanden, hat sich nach allen Seiten hin verbeugt, hat Lenya die Hand geküßt und ist hinausgegangen. Wir hörten die Männer den Keller verlassen.
Die Geschichte klingt unwahrscheinlich, aber es war so. Es war eine großartige schauspielerische Leistung von Frau Lotte Lenya und ein tief beeindruckendes Beispiel von persönlichem Mut.
Wir alle sind dann sehr bald aufgestanden und haben alle nicht mehr viel gesprochen. Wir sind sehr still nach Hause gegangen.

Als eine weitere Episode in der Abteilung Theater ist das Gastspiel der „Vier Nachrichter" aufzuzählen. Einer der guten Kunden in Russen-Wechseln, der meiner Einschätzung nach diese als Kommissionär weitergehandelt hat entsprechend der hohen Beträge, die er von uns kaufte, war ein pensionierter Militär, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, seiner gut zwanzig Jahre jüngeren Frau eine Theater-Karriere zu öffnen. Im Renaissance-Theater, das er gemietet hatte, ließ er Stücke aufführen, französische Dutzendware, mit der Frau in der Hauptrolle, umrahmt von anerkannten Darstellern, die zugleich nebenbei als Berater, Regisseure, Dramaturgen und was sonst noch in Erscheinung traten – alles nur, um dem Mann das Geld aus der Tasche zu ziehen. Für mich war es erstaunlich zu sehen, daß Prominente in diesen Jahren, wie zum Beispiel Ernst Deutsch, sich dazu hergegeben haben. Der Major verlor eine Menge Geld, ohne praktisch mehr zu erreichen, als daß die Frau ihn und sich selbst lächerlich gemacht hat.
Es mag Ausnahmen geben, wo eine Frau, wenn sie als Schauspielerin begabt ist, sich unter solchen Voraussetzungen durchsetzen kann; in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle klappt es nicht. Diese Frau war aber obendrein unbegabt. Ihre Mitspieler machten sich auf offener Szene über sie lustig, schon um sich zu distanzieren und dadurch ihren eigenen Ruf zu retten. Die dritte Garnitur der Theaterkritik, die zu diesen Aufführungen erschien, war gekauft worden.
Aufricht hatte dem Mann geraten, zunächst eine normale Direktion auf die Beine zu stellen, den bereits stark lädierten Ruf der Bühne durch eine Reihe von Gastspielen auswärtiger Theatertruppen wiederherzustellen, die Subventionen an die kleineren Kritiker einzustellen und die Frau auf eine indirekte Art im Theater zu lancieren, vor allem dadurch, daß die Dame in eine der besseren Privatschulen für Schauspielkunst eingeschrieben wurde: über eine solche Schule, mit einem Theater im Hintergrund, würde es leichter gehen. So ist dann als Untergesellschaft der Aufricht-Produktion, die bekanntlich selbst nur eine Schattenfirma des Korrespondenz-Verlages gewesen ist, die Direktion Bluth entstanden.
Für diese Direktion hatte sich Aufricht auf den Weg gemacht, eine Gastspieltruppe in der Provinz ausfindig zu machen. Er hat mich dann gebeten, nach München nachzukommen, er

hätte vielleicht dort das Geeignete gefunden, – eine sehr ausgefallene Idee, der inneren Komik der Zeit aber durchaus angepaßt und nicht zu teuer. Ich habe mir mit Aufricht zusammen das Projekt angesehen, das Aufrichtsche Projekt; die eigentlich Beteiligten hatten davon zunächst keine Ahnung.

In einem der größeren Münchner Kabaretts trat eine Truppe auf mit einem Sketch über ein Thema der Literaturgeschichte: „Hier irrt Goethe". Die Reklame war nicht unbegabt mit dem unbeschwerten Unterton einer literarischen Satire, wie von Studenten praktiziert bei der Examensschlußfeier. Die Nummer nannte sich „Die vier Nachrichter", Erinnerung an die Scharfrichtertradition des Überbrettls des Herrn von Wolzogen. Keine reinen Amateure, aber völlig ohne Bühnenpraxis und ohne die Sicherheit des Professionellen. Der eine war der Klavierspieler, der die Begleitmusik zu den Gesangscouplets praktizierte, später auch selber die Musik schrieb, bis sehr viel später zu dem größten Schlager, der Lilli Marleen an der Laterne. Ferner zwei Couplet-Sänger, auch ihre eigenen Texter, beide ausbaufähige Darsteller, Held und jugendlicher Liebhaber. Der eine davon ist nach dem Krieg beim Film gelandet, als Regisseur. Der Vierte in dieser Gruppe, ein kleiner Chargenkomiker mit Praxis aus Budapest und Wien, Format für Vereinsfestlichkeiten. Die „Vier Nachrichter" hatten zudem ein kleines Ensemble von reinen Amateuren um sich versammelt, wahrscheinlich Studenten oder Schauspielschüler, für die dann Szenen aus der Goetheschen Dramenwerkstatt zurechtgehobelt worden sind.

Der reklamewirksame Trick bestand darin, daß der Eindruck erweckt werden sollte, und wie man sehen wird, auch erweckt wurde, die Mitglieder des Seminars für Literaturgeschichte des Münchner Professors Kutscher – damals eine Autorität in Deutschland für moderne Literatur –, hätten sich den Spaß gemacht, die Langeweile im Seminar in Persiflage auf die Bühne zu bringen, mit oder ohne Segen des Professors. Schließlich war es auch für Kutscher selbst eine Reklame. Es ist also auch kein Grund vorhanden gewesen, zu dementieren; Witz ist Witz.

Ich bin niemals ganz sicher gewesen, ob die Nachrichter mit dem Seminar überhaupt je etwas zu tun gehabt haben. Aber das beiseite – wir engagierten die Truppe in München für ein

Gastspiel im Berliner Renaissance-Theater. Und an diesem Abend haben wir uns alle, glaube ich, ziemlich betrunken. Schließlich kam es darauf an, aus einer krausen Idee mit provokativer Nachwirkung eben das Beste herauszuholen, was man daraus noch machen kann.
Der Sketch mußte abendfüllend ausgewalzt werden, die Musik breit arrangiert und mit Schlagzeug und Harfe aufpoliert. Selbstverständlich wurde das Kutscher-Seminar für das Berliner Gastspiel groß in den Vordergrund geschoben, besonders auch der Amateur-Charakter dick unterstrichen – gegen den Protest der Nachrichter, die sich bereits beruflich als perfekte Darsteller fühlten. Das Münchener Rahmen-Ensemble haben wir völlig gestrichen, und dafür uns ein paar Berliner Schauspieler geholt, um das Ganze halbwegs in einem professionalen Rahmen zusammenzuhalten.
Es ist nicht ganz leicht gewesen, die Nachrichter davon zu überzeugen, daß diese Auffassung und Disposition in ihrem eigenen Interesse lag. Aufricht, der letzten Endes auch seinen Ruf bei diesem Experiment aufs Spiel gesetzt hat, ist dies schließlich gelungen: Die „Vier Nachrichter" haben Theatergeschichte gemacht.
Um aber ganz sicher zu gehen, haben wir die führenden Kritiker der Berliner Blätter besonders bearbeiten lassen: Studentenwitz, ausgelassene Satire und heitere Ironie und vor allem echte Begabung – die leicht beschwingte Literaturhistorie der Zukunft. Wir sind fast wider Erwarten damit gut durchgekommen.
Einen besonderen Erfolg hatten wir bei Alfred Kerr zu verzeichnen, dem Senior der Theaterkritik. Kerr hatte zwar nicht mehr den entscheidenden Einfluß wie zehn oder zwanzig Jahre früher, als er Gerhart Hauptmann und Bernhard Shaw in Berlin durchgesetzt hat, aber für einen guten Teil der gutbürgerlichen Zeitungsleser und Theaterbesucher galt noch immer seine Kritik als Richtlinie für die Auswahl der abendlichen Unterhaltung.
Es gab Leute, die behaupten, daß Alfred Kerr schon etwas schwerhörig geworden war. Wie dem auch sei – wir haben es nicht darauf ankommen lassen. Es war dafür gesorgt worden, daß rechts wie links von seinem Platz im Parkett in angemessener Entfernung sowie außerdem noch zwei Reihen direkt

hinter ihm von der Direktion je ein Mann und eine Dame saßen, die durch lautes und anhaltendes Gelächter die Vorgänge auf der Bühne begleiteten, natürlich in die dafür sorgfältig ausgesuchten und offengelassenen Intervalle eingeschnitten. Das steckt an. Der gesamte Sektor in diesen Reihen, mit Alfred Kerr im Mittelpunkt, wurde das Zentrum einer ausgelassenen Heiterkeit.
Alfred Kerr hat das am nächsten Tage mit einer sich vor Begeisterung geradezu überschlagenden Besprechung quittiert. Sie hat uns einige volle Häuser eingebracht, besonders die Logen gefüllt, die von den gut verdienenden Herrschaften frequentiert werden, und die nur ins Theater kommen, um einmal von Herzen zu lachen, meistens über sich selbst.
„Hier irrt Goethe" lief einige Monate. Die Direktion Bluth wuchs sich aus zu einer großen Theater-Agentur, die mit den „Nachrichtern" überall in Deutschland Gastspiele veranstaltete, bis in die dunkelste Provinz; auch noch, als längst der Vorhang über der Aufricht-Produktion gefallen war.

Es gab noch eine Reihe anderer Geschäfte, bei denen zum mindesten der Verlag die Chancen gehabt hätte, groß Geld zu verdienen, und oft auch Geld verdient hat. Das war zum Beispiel Handel und Vermittlung von Patenten. Wir haben eine Konkurrenz des monopolartig den Weltmarkt beherrschenden Kronen-Korkverschlusses, in den Händen einer englisch-kanadischen Gesellschaft, finanziert. Die Prozeßkosten allein, das Patent gegen den Widerspruch der Kanadier in der Mehrzahl der Länder eintragen zu lassen, gingen in mehrere Tausende. Das Patent bestand im wesentlichen darin, daß im Vergleich zum Kronen-Korken an der oberen Hülle die Schnitte, den Flaschenhals zu fassen, etwas anders angebracht waren – Patentinhaber war ein Dr. Robert Landau aus Wien, der, um dem Mechaniker die erste Probe-Stanze zu bezahlen, die Goldplomben aus seinen Zähnen wieder herausgebrochen und versetzt hatte. Dann hatte sich die Gesellschaft seiner angenommen und alle Vorarbeiten, die Reisen und die Aufenthalte vorfinanziert, erhebliche Beträge, da Herr Landau sich sehr bald angewöhnt hatte, reich und in Luxus zu leben und in Damenbegleitung. Auch Landau hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine Sängerin auf die Bühne zu bringen. Immerhin wurde noch

der erste größere Auftrag perfekt, bevor die Devisenpolizei den Laden dann geschlossen hat – nach Frankreich an die Eisenwerke Commentry, die einige Millionen Franken gezahlt haben allein für die Option –, nach Robert Landau hieß das neue Millionenprodukt Roland-Korken. Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken: auch dieser Korken hat nicht lange oben geschwommen.

Wir haben eine Getreide-Entmuffungsanlage nach Kopenhagen verkauft, das Patent eines ungarischen Ministerialrats, Vater des bei Aufricht verschiedentlich aufgeführten Dramatikers Ödön Horváth. Auch hier gegen einen erbitterten Widerstand der Schweizer Conzentra-Gesellschaft, die als eine Spezialversicherung für den Proteingehalt des Weizens ohne ein neutrales und unabhängiges Entmuffungsverfahren, das der Kontrolle der Hafenbehörde unterliegt, praktisch den internationalen Getreidehandel beherrscht. Die Anlage im Kopenhagener Hafen, für die ich verhandelt habe, wäre nur der Anfang gewesen, den Kampf in allen Welthäfen gegen die Conzentra aufzunehmen. Dazu waren wir allein zu schwach. Der russische Export-Getreidetrust, dem die Anlage angeboten war, hat sich zwar interessiert gezeigt, nach monatelangen Verhandlungen ist indessen nichts herausgekommen. Soviel ich damals noch gehört habe, soll die Conzentra den Russen eine Prozentquote im Proteingehalt für russischen Exportweizen ein für allemal angeboten haben, was den Trustbeamten vorteilhafter hat erscheinen lassen, sich in dem Kampf um die Beseitigung der Auswüchse im internationalen Getreidehandel neutral zu verhalten.

Wir haben an die tschechoslowakischen Molkerei-Genossenschaften eine bulgarische Joghurt-Lizenz vermittelt. Aus dieser Vorgeschichte ist später der Central European Service entstanden, mit Hauptgeschäftsführung und Sekretariat in London, Mitglied des Verwaltungsrats: Winston Churchill. Inzwischen hatte dieser Service in der Seitenlinie den Charakter eines politischen Informationsdienstes erhalten; ich habe dann diesen Dienst während der ersten Jahre meiner Emigration in Prag und Wien vertreten.

Bei den meisten solcher Geschäfte habe ich nur am Rande mitgewirkt. Die wenigen Aufträge, mit denen ich persönlich zu tun habe, sind mir zugeschoben worden, weil sich niemand anders gefunden hatte, sie durchzuführen. Zum Beispiel bin ich

in den Wochen, als unser Theaterunternehmen noch in voller Blüte war, nach London gereist, um dort Kartoffeln zu verkaufen. Im Winter 1930/31 herrschte in ganz England, besonders aber in den Restaurants des inneren Citydistrikts, eine große Knappheit an Kartoffeln. Die Zeitungen haben davon ein Aufheben gemacht, als stünde die englische Wirtschaft vor einer ernsten Krise. Die Nachrichten hierüber waren bis in die Kartoffelhandelszentren nach Magdeburg vorgedrungen, zu denen eine Reihe Kartoffelanbau-Genossenschaften in Brandenburg und Sachsen zusammengeschlossen waren.
Wie ich mich erinnere, war in diesem Jahr die holländische Kartoffelernte mißraten. Die holländische Kartoffel ist auf den englischen Verbraucher spezialisiert: eine bestimmte Größe, weit größer als der in Deutschland produzierte Durchschnitt, rund wie ein Kinderkopf und vor allem genau sortiert, im Sack und in der Ladung gleich an Maß und Gewicht.
Jedenfalls – die Magdeburger hatten von der holländischen Mißernte gehört und sich vorgenommen, in die Bresche zu springen. Sie hatten sich an die Bank Goldschmidt-Rothschild gewandt um Finanzierung, und so war, nehme ich an, das Objekt an Schönherr gekommen, der für den Verlag darin eine Chance gesehen haben mochte.
Ich konnte von London aus die Magdeburger Zentrale nicht von dem Ernst der rigorosen englischen Abnahmebedingungen überzeugen, auf denen die englischen Importeure mir gegenüber bestanden. Für den Lieferverband ging es nach dem Grundsatz: Kartoffeln sind Kartoffeln, ich hätte meine Verhandlungstaktik darauf einzustellen. Zudem waren vom Verband schon im voraus bei den Mitgliedern Spesen, Provisionen und Werbekosten einkassiert worden. Um meine Verhandlungen voranzutreiben, hatte die Handelszentrale bereits eine Schiffsladung Kartoffeln auf den Weg gebracht, ich sollte mich um Lagerung, Verteilung, den direkten Weg zum Großhändler und so weiter kümmern, Preisfrage spielte bei der ersten Sendung keine Rolle. Die Deutschen haben damals England mit Kartoffeln nicht erobert. Ich habe nicht einen einzigen Händler gefunden, der sich die Ware auch nur anzusehen bereit gewesen wäre.
Ich bin schon vorher abgefahren, bevor die deutschen Kartoffeln noch auf englischem Boden gelandet sind. Inzwischen

hatte auch die englische Presse den Fall aufgegriffen, perfider deutscher Versuch, dem englischen Konsumenten unter Ausnutzung einer vorübergehenden Notlage in der Versorgung unsortierte Kartoffeln als Ausschuß anzubieten. Die Kartoffeln werden bestenfalls als Schweinefutter verkauft worden sein. Ich glaube aber kaum, daß dabei die entstandenen Fracht- und Lagerkosten hereingekommen sind.
Der Verlag hatte obendrein Spesen und Zeit verloren. Nach diesem Mißerfolg geriet ich noch in eine zweite Panne, wiederum in London, und wahrscheinlich mit noch größerem Verlust für die Beteiligten. Eine deutsche Interessentengruppe, in der Hauptsache aus der rheinischen Industrie stammend, hatte bei der Goldschmidt-Rothschild-Bank die Absicht bekundet, sich an einem Londoner Syndikat zu beteiligen zur Unterbringung von einigen hunderttausend Pfund in Gründeranteilen an einer australischen Goldminen-Konzession. Für die deutsche Gruppe war vorgesehen, einen der Röchling-Nachkommen in das Londoner Direktorium des Syndikats zu delegieren. Aus irgendeinem Grunde aber wollte der junge Röchling, der vorher schon Schönherr eine Reihe seiner Freunde zugeführt hatte und dem daher Schönherr sich verpflichtet fühlte, nicht fahren. Entweder er hatte bereits kalte Füße bekommen oder, was wahrscheinlicher ist, selbst kein Geld mehr, nachdem er bereits Anzahlungen auf Gründungsanteile von anderen Mitgliedern seines Konsortiums einkassiert hatte. Ich sollte statt seiner zur Direktionssitzung nach London fahren und ihn vertreten – mit vagen Zusagen und allgemeinen Versprechungen einer großen Werbeaktion in Deutschland.
Solche Leute wie diesen jungen Röchling konnte man damals überall in Deutschland zu Dutzenden treffen, in dem grauen Niemandsland zwischen Finanz und Kunst, beim Film, in den Zeitschriften-Chefredaktionen und im Autohandel, Söhne einflußreicher Väter, aber von der Nachfolge zum Industriebaronat bereits ausgeschaltet. Wir nannten sie die „Wattierten". Sie liefen in gut geschnittenen Anzügen herum, oft imponierend, aber es war nichts weiter drinnen als eben Watte. Dabei waren sie nicht eigentlich dumm oder sonstwie zurückgeblieben, nur sehr reich und unsympathisch. Einige von dieser Kategorie sind sehr schnell beim Nationalsozialismus gelandet, zu Anfang auch mit gutem Erfolg; die meisten sind allerdings bei der

ersten Säuberung der SA ihrer homosexuellen Neigung wegen wieder hinausgeschmissen worden; als Schlächter hätte man sie sowieso nicht gebrauchen können.
Ich ließ mich also breitschlagen und fuhr nochmals nach London. Ging in die Direktoren-Konferenz in eines der pompösen Bürohäuser in der Nähe der Bank von England und ließ den Röchling als Direktor für Deutschland bestätigen, nachdem ich eine Zusage von 30 000 Pfund Gründeranteile als die Einlage der deutschen Gruppe hatte ins Sitzungsprotokoll eintragen lassen. Es war schon damals und wird auch später noch das Geheimnis des Herrn Röchling geblieben sein, wie er dieses Geld hätte aufbringen und dann auch noch ins Ausland schaffen können.
In dieser Konferenz hatten die Herren, die sich sehr würdig gaben – ich sah mehr aus wie der Kassenbote, der sich im Zimmer geirrt hat –, Telegramme bündelweise auf dem Tisch liegen, über umfangreiche Wasserfunde. Von Gold wurde dort überhaupt nicht gesprochen. Allerdings hing die Goldausbeute in den australischen Gruben damals noch von reichlichem Vorhandensein von Wasser ab, so daß die Gesellschaften weniger nach Gold als nach Wasser gesucht haben. Das Syndikat verfügte auf Grund der vorliegenden Berichte über genügend Wasser, sämtliche Minen im Kilgary-Distrikt in Betrieb zu setzen; vorläufig waren noch keine Arbeiter da, Buschmänner gab es dort auch nicht.
Und es stellte sich später heraus, daß es auch kein Wasser gab; das Wasser hatte, als die Gerichte sich mit dem Syndikat zu beschäftigen begannen, sich inzwischen wieder verlaufen. Ich muß sagen, daß ich selten um einen Tisch so viele Schwindler auf einem Haufen zusammengesehen habe, gleichgültig, ob mit Wasser oder Gold. Ich habe später, aber noch lange vor dem Kriege, in der Zeitung gelesen, daß einige Direktoren des Syndikats eingesperrt worden sind; sie sind unglücklicher dran gewesen als der amerikanische Präsident Hoover, der mit genau den gleichen Praktiken als Minen-Ingenieur in Australien seinerzeit in einem völlig gleich gelagerten Falle vor Gericht mit einem blauen Auge davongekommen ist.
Diese letzte Reise nach London war übrigens noch insofern bemerkenswert, als ich trotz eines gültigen englischen Visums auf meinem ordnungsmäßig ausgestellten deutschen Auslands-

paß, diesmal sogar auf meinen richtigen Namen, in Harwich von der Polizei festgenommen wurde: das Betreten englischen Bodens sei mir verboten. Ich hatte einige Stunden auf dem Fährboot zu verbringen, das mich nach Hoeck van Holland zurückbringen sollte. Die Beamten haben immer wieder mit London und den verschiedensten Stellen telefoniert, zumal ich mich glatt geweigert habe, wieder zurückzufahren und eher bereit war, in ein englisches Gefängnis bis zur Klärung des „Mißverständnisses" zu gehen. Schließlich hat das Syndikat beim Home Office interveniert und eine Art Bürgschaft für mich gegeben. So wurde ich schließlich an Land gelassen, allerdings mit der Auflage, mich täglich beim Fremdenamt in der Bow Street zu melden.

Der englische Beamte in Harwich hatte mir ein Buch vorgehalten, so dick wie eine Bibel, worin in gekürztem Lexikonstil ziemlich lückenlos meine Abenteuer aufgezeichnet waren, meine letzte Reise und auch die Reise ein paar Jahre vorher unter einem andern Namen; ein Hurra für die englische Fremdenpolizei!

Ich komme jetzt, der Wirkung wie auch dem Ausmaß nach, auf das größte Unternehmen zu sprechen, mit dem der Korrespondenz-Verlag sich beschäftigt hat: das Geschäft mit der deutschen Bauhütten-Bewegung. Auch hier war ich an der Durchführung nur indirekt beteiligt, wenngleich diese indirekte Verbindung den eigentlichen Anstoß erst gegeben hat. Ich habe schon früher erwähnt, daß meine Partner mir die Herausgabe einer Zeitschrift finanzierten, zu der sie mir allerdings erst reichlich zureden mußten ... ich hatte von Beginn keine allzu große Neigung, und vor allem auch keinen Ehrgeiz, als Herausgeber zu erscheinen. So ist damals die Zeitschrift „Der Gegner" entstanden; ich werde noch kurz darauf zurückkommen.

Hier mag vorerst nur erwähnt werden, daß für diese Zeitschrift Beye in Paris einen engen Kontakt hergestellt hatte mit der französischen Zeitschrift „Plan". Die Zielsetzung beider Zeitschriften war ungefähr die gleiche: Zweifel an der Gültigkeit des Bestehenden, Zweifel an der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Perspektive der Zukunft. „Plan" war darin bereits viel gediegener und innerlich ausgeglichener. „Plan" brachte in jeder Nummer Aufsätze aus dem „Gegner", und

dieser druckte im Extrakt das Wesentliche aus dem Inhalt von „Plan" ab.
Auch der Einfluß von „Plan" auf die obere Plattform der französischen Politik war sehr viel größer als etwa der Einfluß des „Gegner" in Deutschland, der zwar schon von sich aus anders gelagert, aber im Grunde gleich null war. Die Franzosen hatten uns darin falsch eingeschätzt.
„Plan" wurde herausgegeben von Philippe Lamour, späterem Rechtsanwalt, der die Interessen der Madrider Regierung während und nach dem spanischen Bürgerkrieg vor französischen Gerichten zu vertreten pflegte, auch in der Freigabe der spanischen Goldreserve für die Flüchtlinge des Krieges auf französischem Boden eine besondere Rolle gespielt hat. Kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges war Lamour zu einer besonders peinlichen Mission benutzt worden, im Namen des französischen Ministerpräsidenten als dessen Sonderbeauftragter der Prager Regierung die feierliche Versicherung zu überbringen, daß Frankreich die Tschechoslowakei nicht im Stich lassen wird ... genau eine Woche vor dem Einmarsch Hitlers in das Sudetenland. Ich erwähne das hier, eine Entwicklung vorwegnehmend, um darzutun, daß Lamour schon damals 1931 mit seiner Zeitschrift zu den aufsteigenden Sternen am politischen Horizont in Frankreich gehört haben mag.
Ein besonderer Teil der Zeitschrift „Plan" war ausschließlich dem Architekten Le Corbusier vorbehalten, der diesen Teil auch allein redigierte. Ein anderer Teil, in der gleichen Weise, dem Wirtschaftsberater der französischen Gewerkschaften, dem Ökonomen Delaisi. Aus der Verbindung „Plan"–„Gegner" über Le Corbusier–Delaisi sind die französischen Bauprojekte und Verträge mit den deutschen Bauhütten entstanden.
Sie sind weit über die sonst üblichen allgemeinen Projektplanungen hinausgegangen, wo sonst die Vertragsinteressenten dann Offerten einreichen, an deren Kuchen sich im Parlament die einzelnen Parteigruppierungen ein gutes Stück abschneiden, wenn die Frage der Bewilligung der Kosten zur Debatte steht. Im Gegenteil, im Grundzug der Projekte lag die Voraussetzung, daß die Regierungen, die zentralen Außenhandels- und Devisen-Institute nicht herangezogen werden sollen, daß keine Kredite verlangt und auch keine Bewilligungen nachgesucht werden. Die Städte, in denen gebaut werden sollte,

finanzieren sich selbst, das heißt, sie gehen Baupartnerschaft mit den Gewerkschaftsverbänden ein, die die ersten flüssigen Mittel aufbringen, bis die Stadt aus den Steuergeldern eine Anleihe garantieren kann. Mit der technischen Durchführung durch den Genossenschaftsverband der deutschen Bauhütten, das ist die deutsche Gewerkschaft der Bauarbeiter, Techniker und zugehöriger Arbeitszweige als eine Form wirtschaftlicher Selbsthilfe, war eine Gemeinschaftsarbeit zwischen den französischen und deutschen Gewerkschaften eingeleitet, die in der politischen Perspektive von großer Bedeutung hätte werden können. Das war der Grundzug der Planung von Le Corbusier–Delaisi, vom Vorstand der deutschen Bauhütten bis in die letzten technischen Einzelheiten erweitert.

Die Zeit geht zu schnell, als daß konstruktive wirtschaftliche und soziale Entwicklungstendenzen in ihrer Zielsetzung lebendig bleiben, in den Einzelheiten auseinander gehalten und in ihren politischen Auswirkungsmöglichkeiten noch untersucht und studiert werden können. Jede Gegenwart neigt dazu, dies zu ignorieren und zu vergessen; die Zeit drängt ... statt daraus vielleicht noch etwas zu lernen. Man unterhält sich zwar noch gelegentlich über die Le Corbusier-Siedlung in Marseille und macht Witze über die jedem ersten Versuch anhaftenden technischen Unzulänglichkeiten, ohne sich zu erinnern, welche Auseinandersetzungen zwischen Staat und Stadt, den Banken, den Steuerzahlern und allen Bevölkerungsschichten und natürlich auch zwischen den Professoren, den Ästheten und Briefträgern vorangegangen sind.

Unter Benutzung der Le Corbusierschen Raumplanung, der äußeren Form nach aber weniger provokativ, im Stil der deutschen Gartenstadt-Siedlungen, sollten für Marseille 30 000 Wohnungen gebaut werden, Einzelhäuser und Blocks, mit Grünfläche dazwischen, Vorgärten, Gemeinschaftszentren für administrative Zwecke und kulturelle Veranstaltungen, Zola hat solche Siedlungen in der Zukunft beschrieben, Fourier hat ihre sozial-psychologische Struktur aufgezeigt.

Die Deutschen Bauhütten gingen eine Arbeitsgemeinschaft ein mit einer von der Stadt Marseille gegründeten Gesellschaft, deren finanzieller Grundstock von den französischen Gewerkschaften übernommen war. Von der Gründung selbst ist in der Öffentlichkeit wenig berichtet worden, die Partner

waren bestrebt, die Arbeiten aus den politischen Meinungskämpfen der Parteien tunlichst herauszuhalten. Vermutlich ist das, mit dem Gewitter über Deutschland bereits im Anzug, ein großer Fehler gewesen.
Handelte es sich bei Marseille nur um die Wiederaufnahme und Weiterführung eines bereits in Gang befindlichen Umbaus der alten Stadt, so war bei einem zweiten Projekt die Zielsetzung viel weitreichender. Der sogenannte äußere Festungsgürtel von Paris sollte aufgeschlossen und bebaut werden, ein Projekt, daß alle drei bis fünf Jahre in irgendeiner Form vor dem französischen Parlament aufgetaucht und immer wieder sehr schnell fallen gelassen worden ist; zu viel Interessen nach allen politischen Richtungen hätten berücksichtigt werden müssen. Zudem, wer war schon daran interessiert, aus Paris eine gesunde Wohnstadt für zehn Millionen Einwohner zu machen, die unter den von der heutigen Gesellschaftsform gegebenen Bedingungen vernunftgemäß leben könnten, wenn die Advokaten und Politiker mit ihrem Anhang auch unter den heutigen Formen gut leben und durchaus zufrieden sind. Hier handelte es sich dann nicht nur um einzelne Wohnsiedlungen, sondern ganze Städte waren neu zu bauen, verkehrstechnisch untereinander zu verbinden, in unterschiedlichen Bautypen, daneben neue Fabrikanlagen, um die antiquierten Fabriken aus dem Norden der Stadt aufzusiedeln, Warenumschlagplätze nächst der Seine – ich möchte sagen, eben ein völlig neues Paris zu bauen, die bisherige Innenstadt als Schaustück zu belassen, als Zentrum der Verwaltung, Naturschutzpark der Bürokratie, die Stadt für die Fremden.
Wir haben solche Vorverträge für die Bauhütten mit einer Reihe von französischen Baugesellschaften unterzeichnet. Die Bauhütten würden als ihren Anteil die Maschinen stellen und das technische Personal. Im Laufe der fortschreitenden Arbeit vielleicht auch einzelne Bausektoren allein übernehmen.
Die großen deutschen Baufirmen, die seit Jahren im Hinblick auf die großen schwebenden Bauprojekte eigene Zweigniederlassungen in Paris unterhalten hatten, fühlten sich ausgeschaltet. Sie hatten sich darauf eingerichtet, unter hohem Aufwand von Vorspesen, bei Vergebung solcher Großaufträge sogleich zur Stelle zu sein, das Scheckbuch für die fälligen Schmiergelder bereits in der Hand. Von diesen deutschen Baufirmen kam

auch der erste Stoß und die wohlvorbereitete Denunziation gegen die Bauhütten, als diese mit dem ersten Trupp von Technikern und Ingenieuren, mit den ersten Baumaschinen in Paris erschienen. Sozusagen im ersten Ansturm, mit Hilfe des französischen Gewerkschaftsverbandes waren Widerstände beseitigt worden, die in Jahren von kostspieliger Propaganda so großen Baufirmen wie Julius Berger, der Hoch- und Tiefbau-Gesellschaft und der Berliner Bau-Union zu überwinden nicht gelungen war.
Ganz davon abgesehen, daß die deutsche Wirtschaft und insbesondere der deutsche Baumarkt damals bereits völlig stagnierte – die steigende Arbeitslosenzahl bereitete Hitler vor –, war das denunziatorische Vorgehen der deutschen Baufirmen besonders unklug, da die Pariser Bauprojekte über die Kapazität der Bauhütten-Bewegung weit hinausgingen, sowohl technisch wie auch finanziell. Wir hatten, das heißt der Verlag wie eine besondere Plankommission der Bauhütten, an der auch andere Gewerkschaftsverbände beteiligt waren, wie zum Beispiel der Metallarbeiter-Verband, uns entschlossen, die deutschen größeren Baufirmen an den Arbeiten zu beteiligen, den Auftrag nach Kapazitätsquoten aufzuteilen. Besprechungen waren bereits angesetzt; zu diesen Besprechungen aber ist es dann nicht mehr gekommen.
Ich habe hier versucht, nur einen allgemeinen Aufriß dieser Möglichkeiten, Planungen und Verhandlungen zu geben. Zu guter Letzt, nach all diesen grauen Jahren war ich wie in einer Spirale nach unten wieder in einer ähnlichen Lage gelandet wie während der letzten Jahre in Sowjetrußland. Ich fand alle Wege verbarrikadiert. Man hat mich zu den eigentlichen Arbeiten nicht herangezogen. Ich wurde völlig auf die Zeitschrift abgeschoben, bei deren Herausgabe ich zwar freie Hand hatte, mit der Ausnahme, daß es als unerwünscht galt, über die Bauprojekte und deren Zielsetzung zu schreiben, war die schriftstellerische Tätigkeit oder Leitung – ich möchte mir erlauben, das Wort Phantasie zu benutzen – schon damals so verachtet und überflüssig?
Der Kreis der französischen und deutschen Interessenten hatte sich außerordentlich verbreitert. Das ursprüngliche Verlagsbüro war auch schon längst zu klein geworden, um selbst nur als Verbindungszentrale noch funktionieren zu können. Diese

Zentrale war der Korrespondenz-Verlag nur mehr dem Namen nach.
Mittlerweile lief auch die Aufricht-Produktion, mit der Zweigagentur Bluth im Schlepptau, von selbst und in einem eigenen Büro.
Ich weiß daher auch nur wenig, wie es schließlich von Fall zu Fall zu dem Zusammenbruch gekommen ist. In den Jahren von 1930 bis 1932, also bereits kurz vor Hitlers Machtergreifung, hatten in Deutschland die Einschränkungen im Devisenverkehr mit dem Ausland begonnen. Die einzelnen Verordnungen, die solche Verbote und Einschränkungen brachten, folgten aufeinander in Abständen von drei bis sechs Monaten, so daß bald etwas verboten war, was noch in der Abwicklung begriffen war und bei Eintreten des Vertrages noch durchaus erlaubt gewesen ist. Dazu gehörte zum Beispiel die Ausfuhr von Maschinen, auch wenn diese nur leihweise zur Verfügung gestellt wurden, schließlich sogar die vertragliche Verpflichtung von Arbeitern oder technischen Beratern nach ausländischen Arbeitsplätzen, wie das bei Verträgen mit den Bauhütten der Fall war. Schließlich wurde auch der Abschluß von Verträgen, bei denen erst spätere Zahlungsverpflichtungen in Frage kamen, ohne Rücksicht auf deren Erfüllbarkeit, unter Strafe gestellt. Zwar waren theoretische Ausnahmen zugelassen. Man konnte mit der Devisenstelle verhandeln, besonders, wenn eine hohe Behörde, das Auswärtige Amt oder das Außenhandelsministerium das Projekt befürwortete – für die Bauhütten kam das von vornherein nicht in Frage. Nicht nur wurden sie an und für sich täglich in der nationalsozialistischen Presse angegriffen, ein besonders beliebtes Ziel, weil sie angeblich die deutsche Bauwirtschaft zugrunde richteten, sondern die Gewerkschaften schreckten damals bereits ängstlich davor zurück, deutsche Behörden in Anspruch zu nehmen. Ihre Tätigkeit war zudem der sozialdemokratischen Partei, die sich hätte öffentlich für sie einsetzen müssen, unbequem geworden. In einer bereits politisch prekären Situation, mit Hitler vor der Tür, heißt die Parole: Nicht auffallen! – sich ruhig verhalten! – am besten zu Hause bleiben! – Die Politik hat sich seit dieser Zeit wenig verändert; sie folgt dem Gesetz ihrer eigenen Unfähigkeit. Aber es ist nicht meine Aufgabe, das zu erklären.
Auch der Fall der Bauhütten geht mich eigentlich nichts an.

Die Anwälte haben hier und da mit den Behörden und der Devisenstelle verhandelt. Es war nichts zu verbergen, und es ist auch den zuständigen Stellen nichts verborgen geblieben. Es wäre einfach gewesen, den Bauhütten bzw. dem Korrespondenz-Verlag die Durchführung von Verträgen, die gegen die Devisenverordnungen verstießen, zu untersagen. Der Verdacht liegt nahe, daß man nach einem wirksamen Anlaß gesucht hat, gegen die Tätigkeit der Bauhütte vorzugehen.
Diesen Anlaß lieferte dann Herr Beye, der praktisch nicht nur alle Verhandlungen mit der französischen Seite führte, sondern inzwischen auch als Vertreter der Bauhütten in die französische Dachgesellschaft eingetreten war und bereits in Paris ständige Wohnung genommen hatte. Seine beträchtlichen Spesen aber wurden vom deutschen Partner, praktisch vom Korrespondenz-Verlag bezahlt.
Da ich Beye weder in Berlin noch im Büro seit Monaten gesehen hatte, wußte ich auch nicht, auf welche Weise und wie frisiert er seine Gelder von Schönherr nach Paris überwiesen bekommen hat.
Beye rief eines Tages im Büro von Paris aus an, wir sollten ihm sofort und sehr dringend einige Tausend Mark überweisen. Ungewöhnlich wie es an sich schon war, hätten wir uns das Geld sowieso erst von der Bank besorgen müssen, und über diese Möglichkeit verfügte nur Schönherr persönlich, der an diesem Tage aus irgendeinem Grunde für Beye in der Bank nicht zu erreichen war. Ich hatte die Bank benachrichtigen lassen mit der Bitte, Schönherr von dem Anruf Beyes zu verständigen. Dieser Anruf brachte die Sache ins Rollen.
Schönherr bekam Schwierigkeiten mit der Bank, die anscheinend nur ungenügend unterrichtet war, was mit den von Schönherr betreuten Konten vorging. Schönherr stritt sich dann mit Beye über das Ferntelefon über diese Art von Anruf. Beye kam schon am nächsten Tag wütend nach Deutschland geflogen. Die Verhaftungswelle setzte ein. Alle diese Gespräche waren von der Devisenstelle abgehört worden, obwohl praktisch das Geld nicht einmal überwiesen worden war, aber es bestärkte den Verdacht ... kleine Ursachen, große Wirkungen.
Wie sich später herausstellte, war Beye, um sich von einer nächtlichen Überanstrengung zu erholen, in den Morgenstun-

den in den Louvre gegangen. Beye hatte ja auch ursprünglich Kunstmaler werden wollen. Er war dort auf einer Bank, in Betrachtung eines Meisterwerkes, eingeschlafen, und dann hat ihm jemand die Brieftasche gestohlen mit einem nicht unbeträchtlichen Inhalt an Mark und Franken, was Beye über das Telefon berichtet hatte.

Ich habe vielleicht über Gebühr die Geduld des Lesers mit der Schilderung meiner Tätigkeit beim Korrespondenz-Verlag und dessen Geschäftspraktiken in Anspruch genommen. Ich glaube, ich mußte das tun; zugleich auch will ich zu erklären versuchen, warum ich mich nicht der Polizei gestellt habe, die eine phantastische Suchaktion gegen mich entfesselt hatte, warum ich an jenem Frühlingsmorgen im Mai vom Bahnhof Wannsee aus nicht in die Stadt nach dem Büro gefahren bin, um mich dort verhaften zu lassen. Ich habe keine Verpflichtung gefühlt zu einer persönlichen Loyalität, zur sogenannten Kollektivhaftung, von Kameradschaft schon überhaupt nicht zu sprechen. Vielleicht hätte ich durch ein Auftreten vor dem Untersuchungsrichter und später vor dem Gericht wenigstens der Sache dienen können. Aber auch diese Möglichkeit wurde schon in den ersten Tagen verbaut. Die ganze Affäre war zugleich begleitet mit einer geradezu hysterischen Presse-Kampagne gegen mich. Ich wurde schon zu Beginn als der allein Schuldige erklärt. Man war froh, auf mich alles abschieben zu können. Ich hätte Hunderttausende von Mark in sauer ersparten Arbeitergroschen verspekuliert und verschleudert, versoffen und verhurt.

Was hätte ich da tun sollen? Vor Gericht auftreten und mich rechtfertigen, Dutzende von Zeugen benennen und einen Kampf mit den Rechtsanwälten führen, die mich bereits als Prügelknaben zurechtfrisiert hatten? – ich hätte nicht nur mich allein lächerlich gemacht, sondern auch die Sache, zum mindesten soweit ich mir deren wertvolleren Gehalt zu eigen gemacht hatte.

Ich habe geschwiegen und habe das Spiel abrollen lassen. Es ist nach einigen Monaten zu einer Verhandlung gekommen, bei der die drei Hauptbeteiligten, Schönherr, Beye und der Vorsitzende der Bauhütten, zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt wurden. In der Berufungsverhandlung, die ein Jahr später stattgefunden haben soll, wurden sie wahrscheinlich

freigesprochen; das Urteil soll, wie ich gehört habe, zum mindesten nicht vollstreckt worden sein.
Das Urteil gegen den Bauhütten-Mann ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. An und für sich konnte man dem Mann keine direkten Devisenvergehen nachweisen. Er wurde aber trotzdem verurteilt, weil er, wie in der Begründung wörtlich ausgeführt wurde, durch seine Assoziation mit gerichtsnotorisch asozialen Elementen, wie diesem Jung, der noch flüchtig ist und der Verfolgung durch das Gericht sich bisher zu entziehen verstanden hat, ein gewissenloser Abenteurer und Unterweltcharakter, die Treuhandspflicht gegenüber den Mitgliedern seiner Gewerkschaft gröblich verletzt hat.
Auf diesen Tenor war schon vorher die gesamte Presse abgestimmt. In einem der Ullstein-Blätter war ein Artikel erschienen „Die Männer von Mahagonny", fast ausschließlich gegen mich gerichtet, in Gegensatz gestellt zu der soliden Reputation der anderen Beteiligten, mit einer erstaunlichen Fülle von Verdrehungen, Unterstellungen und einfach groben Lügen, sozusagen aus den Fingern gesogen und in „Reporter-Farbe" getaucht.
Der Erfolg war, daß ich von Freunden und Bekannten gemieden wurde, selbst von Leuten, mit denen ich auch schon vorher so gut wie nichts zu tun gehabt hatte und die jetzt erklärten, sie hätten das kommen gesehen und hätten das auch schon vorher gewußt.
Seltsamerweise ist das seit dieser Zeit so geblieben, und es ist, etwas überspitzt gesagt, wahrscheinlich heute noch so. Wenn ich jetzt mit Leuten, die ich nach fast dreißig Jahren nur dem Namen nach noch kenne, zufällig ins Gespräch komme, taucht sehr bald die Frage auf: Und was ist damals aus Ihrem Devisenprozeß geworden? ... hören Sie darüber noch etwas? Diese Leute wollen sagen: das bist doch *du,* der seine Freunde und Kameraden damals in der Stunde der Not im Stich gelassen hat – soll es so sein!
Ich möchte nicht gerade prätentiös erscheinen, aber ich kann nur sagen: es ist mir völlig gleichgültig, was die Leute denken und reden, damals wie heute. Ich habe ausreichend mit mir selbst zu tun, viel bitterer in der Eigenbewertung, als sich diese Figuren das vorstellen könnten. Allerdings gehört es auch dazu, daß ich mich schäme, je mit diesen Freunden und Feinden

zusammengekommen zu sein. Und ich beachte und brauche sie nicht, weder ihre frühere Ablehnung noch etwa ein nachträgliches Verstehen.

Der neue Gegner

Es bleibt mir nur übrig zu wiederholen: ich war bereits in Bewegung geraten. Ich war auf dem Wege. Bei allen äußeren Unzuträglichkeiten hatte mir ein Ziel vorgeschwebt. Ich hatte die Richtung wieder gefunden, noch reichlich im Nebel, aber mit magnetischer Anziehungskraft. Was sich an Widerständen noch ergeben hätte, wäre zu überwinden gewesen. Ich sah die Chance, mich einzuordnen. Und so war ich erneut die Treppe wieder hinuntergefallen, gestrauchelt und gestoßen worden. Waren die Umstände schuld, die Welt und die Heimat? War ich für mich ganz allein? –

Zu den Leuten, die damals auf Anhieb sich von mir getrennt haben und davongelaufen sind, gehörte auch der aktivere Mitarbeiterkreis des „Gegner". Mit einigen wenigen Ausnahmen, darunter Schulze-Boysen, den ich zu den technischen Arbeiten der Redaktion herangezogen hatte, ich sollte eher sagen: angelernt. Er hatte darauf bestanden, die Tradition der Zeitschrift aufrechtzuerhalten, sie den vorhandenen Mitteln entsprechend billiger herauszugeben und mich weiter als Herausgeber erscheinen zu lassen. In dem letzteren Fall konnte er sich gegen den Widerstand der Mitarbeiter nicht durchsetzen. Schulze-Boysen war aus dem Kreis des Jungdeutschen Ordens gekommen. Er unterhielt Beziehungen zu fast allen politischen Jugendgruppen, von den Kommunisten bis zu den Nationalsozialisten, überall aber mehr zu den Splittergruppen der jeweiligen Opposition. Für die Redaktion einer Zeitschrift wie der „Gegner" war er wie geschaffen. Ich habe ihm auch sehr bald freie Hand gelassen und blieb im wesentlichen darauf bedacht, dem Inhalt ein gewisses zielbetontes inneres Gleichgewicht zu erhalten.

Ich habe schon erwähnt, daß ich mich keinesfalls zu dieser Zeitschrift gedrängt habe und eigentlich von den ersten Vorbereitungen bis zur letzten Nummer unter meiner Herausgeberschaft bin ich mir selbst im Zweifel gewesen, ob ich über-

haupt noch in der Lage sei, eine solche Arbeit hinzustellen und durchzuführen. Gewiß, ich bin damit auf dem Wege gewesen, mich wieder aufzurichten, vielleicht sogar zu gesunden und für mich selbst arbeitsfähig zu werden. Vorerst fühlte ich mich aber noch zu stark angeschlagen, zu sehr abseits von einer zentralgebundenen Entwicklung, als daß ich noch etwas von Wert auszusagen gehabt hätte ... dazu wäre ein längeres Training, Selbstdisziplin, mit anderen Worten: Zeit und Tiefe notwendig gewesen. Aus dem tödlichen Kreislauf von Depression und Revolte, Schwäche und Flucht vor sich selbst, dem Widerwillen nach außen und innen kommt man nicht aus eigener Kraft heraus – es sei denn, es nimmt einen jemand an der Hand oder gibt den Stoß. Das war nicht der Fall und war auch nicht zu erwarten.

Trotzdem habe ich wenigstens die Chance benutzt, mit dieser Zeitschrift eine Plattform zu schaffen und den Weg offen zu lassen für das Aggressive und das Zukunftsträchtige dieser verrottenden Zeit. Was gehört zu werden verdiente oder selbst nur den Anspruch darauf erhob, sollte gehört werden. Unabhängig von meiner Person und meinen Anschauungen, vor einem Forum Unruhiger, Unorthodoxer, Zweifelnder, die noch nach einer „Richtung" suchen. Ich bin noch heute davon überzeugt, daß der „Gegner" nicht nur eine solche Plattform war, sondern auch eine Richtung aufgezeigt und gefunden hätte, wäre mehr Zeit gewesen, die Zeitschrift sich durchsetzen zu lassen. So ist sie nach nicht viel mehr als einem Jahr des Erscheinens in ihrer ursprünglichen Form von der Hitlerflut hinweggespült worden.

Die Zeitschrift hat sehr viel Geld gekostet. Ich hatte zwar niemals damit gerechnet, nennenswerte Einnahmen zu erzielen. Dafür allein schon fehlte es an der üblichen Werbung. Die Zeitschrift sollte für sich allein werben, und zwar nur bei denjenigen, um die es sich verlohnt hätte und die auch selbst dazu beitragen konnten, das Endziel zu erreichen. Das bedeutet, daß die Zeitschrift nur sehr langsam Wurzeln fassen konnte. Diese wären dann aber auch nicht mehr so leicht zerstörbar gewesen. Immerhin, in diesen äußeren Umständen habe ich mich auch getäuscht – Beweis, daß die Mehrzahl der Mitarbeiter, die meisten sind von selbst zu uns gestoßen, bei der ersten Krise sofort davongelaufen sind.

Sicherlich haben viele der üblichen Beobachter in den geistigen Belangen einer Gesellschaft die Herausgabe des „Gegner" als einen an Snobismus grenzenden Luxus bezeichnet; ich kann das auch noch heute von Leuten bestätigt hören, die noch einzelne Exemplare der Zeitschrift aufgetrieben haben. Abgesehen davon, daß diese inzwischen gewissen Sammelwert haben werden, ist indessen von diesem Vorstoß ins Unbekannte nichts mehr zurückgeblieben. Die Geschichtsschreibung über die letzten Jahre vor der Machtergreifung Hitlers in Deutschland hat jedenfalls weder auf dem sozialen, wirtschaflichen und kulturpolitischen Sektor davon Notiz genommen. Was solchen Leuten nicht direkt ins Haus getragen wird, fassen sie nicht an. Dabei erschien die Zeitschrift in einem für die deutsche Publizistik ungewöhnlichen Format, in der Größe, der äußeren Aufmachung und Einteilung dem englischen „Economist" nachgebildet, im Groß-Oktav-Format von 64 Seiten; man sollte annehmen, daß auf diesen Seiten von einem Dutzend Gegnern auf allen Gebieten genügend Beachtliches gegen die Zeit und die drohende nationalsozialistische Machtübernahme gesagt worden ist. Von 3000 Druckexemplaren gingen etwa 1000 an die Zeitschriften-Kioske in den größeren Städten und Bahnhöfen, einige Hundert an Lesehallen und Universitäten, vielleicht einige Dutzende ins Ausland und der Rest an Einzelpersonen, darunter wurden auch zehn oder zwanzig Stück an Abonnenten verschickt. Man könnte sagen, die Zeitschrift wurde praktisch weggeworfen.

Aber dem war nicht so. Selbstverständlich mit dem Geld, das dafür ausgegeben wurde, hätten wir eine kleine und billige Zeitschrift drucken können, im Pamphlet-Stil, mit Haus-zu-Haus-Kolportage in den größeren Städten, mit der Werbeunterstützung irgendwelcher politischer Splittergruppen – solche Vorschläge sind uns auch sehr oft gemacht worden, sowohl von der linken wie der rechten Seite. Vielleicht wären wir zwanzig Jahre später damit bekannter geworden, erreicht hätten wir aber auch nichts. Das Spiel, das ich letzten Endes mit dem „Gegner" verloren habe, war trotzdem den Einsatz wert – die Erkenntnis und zugleich der Beweis: es gibt in Deutschland keine Schicht von Erziehung und Intelligenz, die geistig am Leben bleiben will, als Basis, als die Wurzel für Entwicklung und Zielsetzung, mit einer Einstellung zu sich

selbst, aus der überhaupt erst eine Gemeinschaft entsteht ... das gibt es in Deutschland nicht.
Schulze-Boysen, bereits schon mehr zur nachfolgenden Generation gehörend, wollte auf seine Weise versuchen, mich von dem Gegenteil zu überzeugen. Ich hatte nichts einzuwenden.
Ich ließ ihn regelmäßig sogenannte „Gegner"-Abende veranstalten. Dort wurde diskutiert, Kritik an den verschiedenen Artikeln geübt und Vorschläge gemacht. Diese Diskussionsabende wurden von allen möglichen Parteigruppierungen besucht. Sowohl die Linken wie die Rechten schickten offensichtlich geschulte Diskussionsredner vor. In der Mehrzahl aber kamen junge Leute, die Fragen stellten, eine Antwort hören wollten, mit denen sie ihre eigenen Zweifel, die eigene Unruhe hätten überkommen wollen. Schulze-Boysen und ein Kreis seiner engeren Freunde leiteten diese Aussprachen, ohne daß die Leitung sichtbar geworden wäre. Die Abende, zuerst in kleineren Versammlungsräumen, waren bald so überfüllt, daß wir Parallel-Veranstaltungen abhalten mußten. Es herrschte eine außerordentliche Disziplin, eine merkwürdige Kameradschaft zwischen Links und Rechts. Junge Leute, die sich auf der Straße sofort verprügelt hätten, hörten sich Argumente an, die zudem meist in der Fragestellung vorgetragen wurden, einig in der gemeinsamen Ablehnung des doktrinären bramarbasierenden Parteibonzentums und der steifnackigen Übermenschen; bekanntlich sind diese in Deutschland auf allen Seiten und in allen Schichten zu finden.

Ich will hier nicht nachträglich den „Gegner" in einem Erinnerungsrückblick glorifizieren. Ich will nur die Möglichkeiten aufzeigen, die uns in die Hand gegeben waren. Zur Glorifizierung würde gehören, daß ich mich ernsthafter darum gekümmert hätte. Ich habe mir zuviel Zeit gelassen, bin zu sehr Zuschauer geblieben, zu sehr auch direkt im Hintergrund. Gewiß – ich hätte mich nach einiger Zeit gefunden. Ich hatte bereits angefangen, wieder Literatur zu schreiben. Ich sah den Verlag auf eigenen Füßen, losgelöst von meinen bisherigen Partnern. Die Art der Herausgabe und die Form der Einführung hatte einige größere Verleger aufmerksam gemacht, mit denen ein Patronat verhandelt werden konnte, auch ein Mäzen hatte sich gemeldet, Herr Roselius aus Bremen, der sein Inter-

esse an einer Art Werkgemeinschaft bekundet hatte – zu allen diesen Verhandlungen aber ist es nicht mehr gekommen.
Zu den geistigen Stützen der Zeitschrift gehörte in erster Reihe Ernst Fuhrmann. Ich war alle die Jahre vorher immer von Zeit zu Zeit mit Fuhrmann zusammengekommen, ohne mich zu dem engeren Kreis von Gefolgsleuten zu rechnen, die Fuhrmann um sich versammelt hatte. Fuhrmann hatte gerade die „Wege" veröffentlicht und ließ die erste Gesamtausgabe seiner Schriften in zehn Bänden bei Leuten, die sich zur geistigen Elite in Deutschland rechneten, kolportieren durch Paul Guttfeld, aus den ersten Revolutionsjahren unter dem Namen Pegu bekannt – mit recht geringem Erfolg. Die Vertreter der geistigen Prominenz trauten sich zwar nicht direkt abzulehnen, aber sie waren tief erschreckt. Sie zogen es daher vor, Fuhrmann totzuschweigen, geradezu zu boykottieren – die Leute in den Verlagen mit hochgezogenen Augenbrauen und wissendem Lächeln. Diese Praxis ist inzwischen bedeutend vervollkommnet worden.
Fuhrmann war mit diesem „Versuch angewandter Biosophie" am stärksten verwandt der fanatischen Aggressivität gegen die Zeit, die im „Gegner" ihren Niederschlag finden sollte. Von der ersten Nummer an, hatte Fuhrmann Beiträge zur Verfügung gestellt. Die Kritik in den „Gegner"-Abenden war dabei meist gegen Fuhrmann gerichtet, den die politisch Eingefrorenen von vornherein nicht verstehen konnten, dabei unterstützt von Fuhrmann selbst, der provokativ das Verstehen nicht gerade erleichtert hat. Ich hatte dabei mit anderen regelmäßigen Mitarbeitern, wie Adrien Turel, Raoul Hausmann und Hilary Flaszenberg, große Schwierigkeiten, die nicht nur untereinander selbst, sondern gemeinsam gegen Fuhrmann ultimative Forderungen stellten, die Mitarbeit zu beenden. Sicherlich wäre es ihnen auch gelungen, wenn es sich bei der Zeitschrift um ein normal-geschäftliches Unternehmen gehandelt hätte. So konnte ich diesen Sturm im Wasserglas mit Gelassenheit betrachten ... wenn überhaupt jemand, so hat Ernst Fuhrmann der Zeitschrift zu ihrer eigenen Atmosphäre verholfen. Flaszenberg, unsern „Plan"-Freunden in Paris nahestehend, war zu dieser Zeit ein Attaché bei der litauischen Gesandtschaft in Berlin, Verbindungsmann zur Moskau-Linie, und ich verrate kein Geheimnis mehr, wenn ich sage, daß die

russische Botschaft für den Vertrieb des „Gegner" regelmäßig einen Zuschuß gezahlt hat; die meisten der echten „Gegner"-Interessenten hatten sich das sowieso gedacht.
Adrien Turel war besonders schwierig zu behandeln. Er duldete trotz seiner selbstzerstörerischen Tendenzen nur sich allein, er nahm weder Kritik an noch Zweifel an seiner Patentlösung, rechts und links in eine gemeinsame Angriffsspitze einzuschmelzen. Als der einfachste Weg diese Theorie unter Beweis zu stellen, muß ihm erschienen sein, eine Oppositionsgruppe innerhalb des Mitarbeiter-Kreises gegen mich zu organisieren. Er benutzte daher auch die Gelegenheit des äußeren Zusammenbruchs, sich sofort des „Gegner" zu bemächtigen, den er dann auf Grund noch laufender Druckkontakte einige Monate länger herausgab, zuletzt in der Form eines kleinen Bulletins voll Turelscher Perspektiven über die biologische Kraft des Ameisenstaates, angewandt auf die verschiedenen Emanationen der Geisteswissenschaften.
Von allen Mitarbeitern hat Turel am sichtbarsten eine Art Brücke zum Nationalsozialismus zu bilden versucht, den er zwar analysiert, aber nicht verstanden hat. Auf Turels Betreiben sollte das Bulletin auch noch nach der Machtergreifung Hitlers weiter erscheinen. Die Redaktion wurde aber schon in den ersten Wochen von einem SA-Sturm ausgehoben. Die in den Räumen Anwesenden landeten mit Turel an der Spitze in einem SA-Keller, wo sie fürchterlich verprügelt wurden; zwei Studenten, Freunde von Schulze-Boysen, blieben als Tote auf dem Platz. Schulze-Boysen, der in seiner Wohnung verhaftet wurde, hatte eine Reihe höherer Beamte in seiner Verwandtschaft, die sich für ihn einsetzten, so daß er nach einigen Monaten Schutzhaft in die Luftwaffe abgeschoben wurde zur Bewährung. Im Krieg ist er dann als Organisator der Widerstandsbewegung „Rote Kapelle" hingerichtet worden.
Flaszenberg ist dem Exekutions-Kommando einer deutschen Polizeitruppe in Litauen zum Opfer gefallen. Er war nicht nach dem Westen ausgewichen, sondern später nach Litauen zurückgegangen, um dort auf den Einmarsch der Russen zu warten ...
Adrien Turel wurde nach der Schweiz ausgewiesen, nicht – bevor er nicht verschiedentlich versucht hatte, während seiner

Haft im Verhör einem SA-Führer seine Theorien verständlich zu machen, sie seien im Grunde auch für einen fortschrittlichen Nationalsozialismus tragbar. „Wir werden uns von Ihnen unsere Bewegung nicht zerquatschen lassen", soll der Mann geantwortet haben.
Das war der „Gegner", mein letzter Versuch, zu Wort zu kommen, und das grotesk-tragische Nachspiel. Die große Zeit hatte begonnen, das tausendjährige Reich war angebrochen.
Ich hatte in guter Voraussicht auf der Titelseite der letzten Nummer der Zeitschrift, die noch unter meiner Herausgeberschaft erschienen war, den Vers aus Goethes Faust, 2.Teil, gesetzt, Lynkeus der Türmer:

Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe
sie ziehen munter hafenein
Ein großer Kahn ist im Begriffe
auf dem Kanale *hier* zu sein.

Vom Ringplatz aus in die Zeit

Über die folgenden Monate, die dem Zusammenbruch des Korrespondenz-Verlags gefolgt sind, weiß ich kaum etwas zu berichten, das in einem direkteren Zusammenhang stehen würde mit den Aufzeichnungen bisherigen Geschehens oder nur ein Licht weisen würde auf die allgemeine Entwicklung. Für eine sozial-psychologische Untersuchung sind diese letzteren Monate des Weimarer Regimes sicherlich von besonderer Bedeutung, um so mehr als die offizielle Geschichtsschreibung kaum davon Notiz nimmt – ähnlich der medizinischen Forschung, die sich nicht um den Menschen kümmert, der stirbt, was als selbstverständlich hingenommen wird, nicht mehr aufzeigt den Verfall der Bindungen, der physischen wie der sensitiven Reflexe, das Nach-Leben im Sterben, die aufziehenden Veränderungen in allem, was bisher im Leben gewesen ist, im Guten wie im Bösen, einschließlich der beglückenden Leere, das Ich ... obwohl wahrscheinlich sehr viel daraus zu lernen wäre, auch für die Forschung.
Was mich selbst betrifft, so habe ich einfach die weiteren Vorgänge um mich herum, im Hintergrunde die gesellschaftliche Kulisse, nicht mehr gesehen. Sie haben mich nicht interessiert,

und sofern ich mir überhaupt darüber klar geworden bin, ich fühlte mich nicht mehr zugehörig, mit nichts mehr dieser Gesellschaft verbunden. Ich habe keine weiteren Entwicklungen zur Gesellschaftsgeschichte mehr zu beschreiben, mit meiner Person im Brennpunkt der Spiegelungen.
Meine Uninteressiertheit ist so weit gegangen, daß ich mich auch nicht darum gekümmert habe, wie und ob überhaupt eine Liquidation zustande kam. Von mir aus gesehen ist die ursprüngliche Wirtschafts-Korrespondenz, beginnend mit dem Nachrichtendienst über die Rußland-Kredite, die als mein Beitrag in die Partnerschaft anzusehen ist, das einzige gewesen, was einen realen Wert gehabt hat, derjenige Teil des Verlages, der regelmäßig gearbeitet und verdient hat, auch genügende Überschüsse, um das Büro und die Angestellten zu bezahlen. Die anderen hatten entweder nichts oder nur fiktive Werte, wie Verbindungen; Schönherr hatte zwar die Verfügung über die Einlagen der Gewerkschaften als tägliches Geld, aber schließlich gehörten ihm die Depots nicht. Wenn man das von dieser Seite sieht, bin ich auch der einzige gewesen, der einen wirklichen Verlust zu verzeichnen hatte.
Der Wirtschafts-Dienst wurde als selbständige Gesellschaft weitergeführt von dem Journalisten, den ich früher in den Dienst hineingenommen hatte. In den ersten Wochen mit Unterstützung von Cläre Jung. Später hat der Mann es verstanden, dem ständigen Druck auf Heranziehung zur Liquidationsmasse sich zu entziehen, indem er auf seinen Namen die Abonnenten beliefert hat, bis der alte Dienst praktisch in Vergessenheit geraten ist. Da sich niemand darum kümmerte, ist er damit auch glatt durchgekommen.
Ich war von alledem ausgeschlossen. Nicht nur, weil ich wieder vor der Justiz flüchtig geworden war, sondern weil man es von mir als selbstverständlich vorausgesetzt hat, daß ich Verbindungen nicht aufrechterhalten würde, die allein meine Chance, unbehelligt aus der Liquidation herauszukommen, gefährdet hätten. Das war auch bei der Aufricht-Produktion der Fall, die sich selbständig mit „Nachrichter"-Gastspielen in der Provinz über Wasser halten konnte. Die Gläubiger blieben still, die Weiterausdehnung eines politischen Skandals flaute ab. Selbst den Leuten, die in der Presse zu berichten wußten, sie hätten

mich in Zürich auf der Straße gesehen, in Paris oder auf dem Wege nach Moskau, war das langweilig geworden. Ich hatte zudem selbst für die Berliner Mittagsblätter an Nachrichtenwert verloren.
Ich wundere mich oft noch, dreißig Jahre später, warum das damals mich so tief betroffen hat. Ich bin sonst, was den äußeren Ruf anlangt, nicht so zimperlich gewesen, und ich habe ähnliche Situationen über mich ergehen lassen, wo ich mich auch gegen offensichtliches Unrecht nicht zur Wehr gesetzt habe, ohne daß es mich tiefer berührt hätte. Vielleicht ist der Boykott niemals so vollkommen gewesen, die Lage so aussichtslos ... ich war wie gelähmt, ich hätte auch nicht mehr den Entschluß aufbringen können, mich zu rechtfertigen, noch weniger die Kraft, Beweise zu feilen und vorzubringen.
Es ist schwer, einen solchen Zustand zu beschreiben. Ich möchte hier nochmals erwähnen, daß ich nicht die Absicht habe, eine Geschichte der sozialen und politischen Bewegung in diesen Jahrzehnten vor und zwischen den beiden Weltkriegen zu schreiben, auch nicht die Geschichte literarischer Gruppen – in beide bin ich zufällig mit verwickelt gewesen. Aber das ist auch nicht die Geschichte dieses Franz Jung, auch das ist mehr ein Zufall, daß ich diesen Namen verwende. Ich könnte auch einen anderen herausgegriffen haben aus dieser Zeit, für mich war nur Jung am naheliegendsten, weil ich diesen Jung am besten zu kennen glaube.
Ich versuche eine Analyse anzudeuten, leider nicht zu geben, einer durchschnittlichen Entwicklung an einem Einzelwesen, in seiner Stellung zur Umwelt, in der Widerspiegelung, im Strudel der Zeit, in der Auflösung aller Tradition und Bindung, in der Unfähigkeit, der Gesellschaft dafür einen Ersatz zu schaffen. In dieser Entwicklung die Aufenthalte, die Hemmungen, die Widerstände aufzuzeigen gegen diese Zeit, gegen diese Gesellschaft und für den einzelnen gegen sich selbst ... das ist, glaube ich, allgemein, und ich könnte jeden beliebigen Namen gewählt haben, bei einem verdeckter, stärker unter Kontrolle bei einem anderen, offener durchgebrochen bei einem dritten. Wo immer ein solcher Einzelner hinblickt, bricht bereits das Gemeinsame auseinander, ich möchte mir erlauben zu sagen, das Menschliche. Das ist weder eine Moral noch ein Fehler noch eine Schuld; das ist eben so.

Der Ekel vor den Menschen, die um einen herum sind, das Abbild dieser Scheußlichkeit von Existenz, wo dann nichts mehr bleibt ..., das ist schwer zu ertragen. Weil es sich auch in der Erinnerung immer wiederholt, die gleichen Erlebnisse über ein langes Leben verteilt rücken näher zusammen, sie gehen ineinanderüber in eine einzige Narbe, die als ein Krebsgeschwür sich ausbreiten wird ..., das ist es, was steht und bleibt.
Ich bitte mich nicht mißzuverstehen: ich leide weniger darunter, und es ist mir oft gleichgültig, wie sich andere gegen mich benehmen, ich kann ein solches Verhalten auch mit der Zeit verstehen ... ich leide darunter, daß ich oder der einzelne bestimmt ist zu leiden, er existiert ungeschützt, mit einem völligen Mangel an Selbstverteidigung und Lähmung zur Gegenwehr, aus der die Gemeinschaft entspringt. Der einzelne bleibt allein ... es ist bedauerlich, daß mir das jeweils erst vorexerziert werden muß, weil ich trotz aller Erfahrungen anscheinend nicht daran glauben will.
Ich bitte mir diese Abschweifung zu verzeihen; diese Erkenntnis ist der rote Faden, der von Beginn an durch die Chronik hindurchgeht. Es kann nichts wachsen, ob Sonne oder Regen, Pflege und Düngung, weil die Wurzel nicht ausreicht; Feuerwerk und Bluff, aber nicht das Leben, das dem Menschen zu eigen sein sollte.
Ich brauche das nicht weiter zu erklären, es würde auch nichts ändern, wenn ich dafür eine maßgerechte Analyse einsetzen würde, ich will nur sagen, daß ich den Ablauf der weiteren Geschehnisse, soweit ich noch dazu Stellung zu nehmen hätte, das heißt, soweit ich noch automatisch mit hineingezogen bin, mit äußerster Teilnahmslosigkeit betrachtet habe und noch betrachte. Es geschieht so vieles, was nur den anderen interessant sein mag.
Ich weiß kaum etwas darüber, in welcher Weise die Fundamente der Weimarer Republik unter dem Anprall der braunen Welle in diesen Monaten eingestürzt sind.
Diesmal habe ich die Erfahrung machen müssen, daß ich, um am Leben zu bleiben, etwas mehr einsetzen mußte als spielerische Kombinationen. Für Essen, Wohnung und Kleidung muß man das Geld verdienen durch Arbeit, ohne den geringsten Anspruch auf Romantik und Selbstbestätigung, im Dunkel wie im Licht, und ohne daß jemand zusieht und Beifall klatscht,

für oder gegen diese Welt; oder man muß das Geld stehlen und erbetteln. Bisher hatte ich dieses Problem kaum beachtet. In welcher Lage ich auch immer gewesen bin, Geld habe ich eigentlich immer zur Genüge gehabt, oder ich hätte es wenigstens haben können. Geld zu verdienen ist mir jetzt erstaunlich schwer gefallen.

Ich habe mich an eine Frau geklammert, die mir in besseren Zeiten entgegengekommen war; ich könnte sagen, ich habe diese Frau geliebt, weil ich selbst um sie geworben habe, weil ich Hemmungen, Widerstände, anderweitige Bindungen habe niederbrechen müssen – anders wie es bisher meist gewesen war, daß ich einfach aufgegriffen worden bin, auf den zugehörigen Platz gestellt und in die Zweisamkeit gestoßen ... in Wirklichkeit habe ich mich an diese Frau geklammert aus der reinen Existenzangst heraus, unterzugehen. Ich hatte für diese Frau zu sorgen. Die Frau war schwanger. Sie hat versucht, es nicht aufkommen zu lassen und nicht zu zeigen, daß ihre Angst vielleicht noch größer gewesen ist, als meine.

Ich bin genötigt gewesen, dem Journalisten, der die Wirtschafts-Korrespondenz inzwischen auf seinen Namen übernommen hatte, um Arbeit zu bitten. Ich konnte mich nicht mehr so frei auf der Straße bewegen wie Jahre vorher, als ich von der Polizei gesucht wurde. Die Mehrzahl meiner Bekannten hätte sich ein Vergnügen daraus gemacht, mich der Justiz zu überantworten, schon aus der Panik und der allgemeinen Unsicherheit heraus, die jene zwielichtigen Intelligenzschichten in Deutschland erfaßt hatte, zu denen ich schließlich auch gehörte; solange einer eine Chance sieht für sich selbst davonzukommen, wird er nicht bereit sein, dem andern zu helfen oder sich gar mit ihm solidarisch zu erklären. Ich bin für die Leute dieser Schicht das geeignete Objekt gewesen, solche Hysterie abzureagieren.

Ich verdiente bei dem neuen Inhaber der Korrespondenz, der diese, um dem Prozeß gegen den Verlag auszuweichen, vorübergehend nach einem Badeort auf Rügen verlegt hatte, praktisch nur Wohnung und Essen; wir beide wurden mehr als Dienstboten behandelt und ausgenutzt, die Frau hatte die Stenogramme aufzunehmen und schrieb auf der Schreibmaschine – wie tief sich einer demütigen lassen kann! Es bestand innerlich

kaum eine Chance, sich umzubringen, und keine Chance, sich zu behaupten, überleben zu wollen; gegen wen ...?

Ich habe naturgemäß in diesen Monaten und auch noch in den späteren Jahren oft daran gedacht, mich umzubringen. Aber dazu gehört eine klare Einsicht, eine große Kraft und ein starker Glauben. Ich war bereits so tief unten, daß ich nichts mehr davon aufweisen konnte. Zudem haben mich die Demütigungen, die mir von Freunden und Feinden zugedacht worden sind, immer weniger berührt.
Im Herbst wieder nach Berlin zurückgekehrt, hatte ich Schwierigkeiten, eine Unterkunft zu finden. Es muß an der bereits drohenden Katastrophe gelegen haben, die dann in wenigen Wochen über Deutschland hereingebrochen ist, die selbst den wenigen Leuten, die mir vielleicht hätten helfen wollen, zur Vorsicht riet. Ich schien bereits für die Liquidation zu offensichtlich bestimmt, als daß es sich noch verlohnt hätte, etwas zu riskieren. Es lag wahrscheinlich nicht einmal so sehr direkt an meiner Person, als an der Atmosphäre, dem Zuschnitt, der Erinnerung, die solche noch verbliebenen Figuren, mit denen ich zu identifizieren war und zu denen ich eben gehörte, umgeben haben wird: Nicht mehr anfassen!
Die Frau, die von mir mehr erwartet haben wird, als ich zu entsprechen noch fähig gewesen bin, war trotzdem bereit, mit mir gemeinsam in die sich bereits ankündigende allgemeine Panik hineinzugehen. Sie wurde von Frau Cläre Jung bis zur Geburt des Kindes aufgenommen.
Ich hatte meinen alten Larsz-Paß wieder hervorgeholt, allerdings war dessen Gültigkeit längst abgelaufen. Ich konnte damit zur Not, wenn auch jeweils nur für eine begrenzte Frist, unterkommen.
Es hatte mir bisher niemals Schwierigkeiten gemacht, ohne Geld und selbst ohne Unterstützung zu leben, ich hätte sogar einen ganz leidlichen Hochstapler abgegeben, an Phantasie hat es mir nie gefehlt; aber ich hatte jetzt diese Fähigkeit völlig verloren. Auch in meinem Haß gegen die Zeit war ich milder geworden. Daher habe ich, wie schon früher gemeldet, mit Dankbarkeit die fünf Reichsmark angenommen, die Hanns Eisler mir in die Hand gedrückt hat.

Ich habe hier und da mich betätigt und das Notwendigste an Geld aufgepickt.
Das Kind wurde in den hektischen Wochen kurz vor der Machtergreifung in einem Heim geboren, das von der städtischen Wohlfahrt betreut wurde. Es ist dies der bereits in Auflösung begriffenen Gleichgültigkeit der städtischen Behörden zu verdanken gewesen, daß die Frau die Prozedur der Bürokratie hat überhaupt passieren können. Ich hätte dort nicht aufkreuzen können; nicht nur wäre die Frau dann nicht aufgenommen worden, mein Erscheinen hätte auch das Bleiben für sie unmöglich gemacht.
Und dann war es soweit. Während auf den Straßen mit Aufmärschen und Fackelzügen politische Leidenschaften exerziert wurden, hatte ich für Frau und Kind eine Unterkunft zu finden. Unter dem Einfluß von Adrien Turel, der sich in meiner früheren Wohnung einquartiert hatte, durfte Cläre Jung Frau und Kind nicht wieder aufnehmen, getreu nach Meister Nietzsche: was schwach ist und zu fallen droht, soll man noch stoßen.
Für sehr viele Menschen meines Schlages muß eine Art Alptraum plötzlich in die Wirklichkeit versetzt worden sein. Sie liefen herum wie die aufgescheuchten Hühner und gingen in Deckung, sobald einer auch nur laut gehustet hat. Wer Geld hatte, kaufte die Fahrkarte nach dem Ausland. Das neue Regime lief sehr langsam an, besondere Verordnungen waren noch nicht erschienen.
Ich würde sagen, ich beobachtete die Vorgänge als Zuschauer, sehr dicht bereits an der Rampe, aber unbehelligt und gleichgültig. Trotzdem würde das nicht den Kern treffen: ich beobachtete überhaupt nicht. Es ging etwas vor sich, was ich einfach nicht mehr wahrnahm, nicht mehr wahrnehmen konnte ... so sehr war ich bereits innerlich von der Außenwelt entfernt. Ich hatte es kommen sehen, ich hatte es vorausgesagt, nicht nur ich, auch alle die vielen andern, die sich jetzt wie Veitstänzer gebärdeten, wie die Gnomen in einer irischen Sage, die auf dem offenen Herdfeuer geröstet werden ... und es war nichts geschehen. Für mich direkt, soweit ich am Leben bleibe, wird auch weiter nichts geschehen, werde ich gefühlt haben.
Ich hatte bei einem Besuch in meiner früheren Korrespondenz,

die wieder respektabel geworden war und sich in einem Bürohaus im Berliner Westen niedergelassen hatte, auf dem Korridor zufällig einen alten Bekannten aus München getroffen, der in dem gleichen Haus ein Büro unterhielt, eine Art Verbindungsstelle der syndikalistischen Arbeiter-Organisationen im In- und Ausland, getarnt als eine Firma für Import und Export. Ich habe dann dort zwei bis drei Stunden am Tag gearbeitet, im wesentlichen mit den technischen Schreibarbeiten beschäftigt. Nach einigen Wochen flog die Firma auf, für die Beteiligten nicht ganz unerwartet. Wir waren gut gewarnt worden, und die Polizei hatte niemanden mehr in dem Büro angetroffen. Stattdessen wurde der Bodenbelag aufgerissen, die Wände demoliert und eine Reihe sonstiger Zerstörungen durchgeführt, vermutlich auf der Suche nach einem geheimen Versteck von Waffen, mit denen das knappe halbe Dutzend Leute, das in der Firma zu tun hatte, die Hitlerregierung hätte stürzen wollen.

Der Widerstand löst sich auf

Ich war auch wieder in Verbindung gekommen mit einigen alten Freunden aus der Naturheilbewegung, die ich gegen Ende des ersten Weltkrieges in Berlin kennengelernt hatte. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir mein Freund Raffalowicz, der sich damals Ostweg genannt hat. In jenen Jahren war diese Nahrungs- und Lebens-Reformbewegung sehr konform mit den Anfängen der kommunistischen Bewegung in Deutschland; die meisten ihrer Propagandisten konnte man als Mitglieder der Partei wiederfinden. Auch Ostweg, der im Laufe der Jahre sich eine kleine Druckerei aufgebaut hatte – er druckte in der Hauptsache Prospekte für die Reformhäuser und daneben, mehr als eine persönliche Spielerei, eine kleine Zeitschrift im Interesse der Verbreitung der Fuhrmannschen Biosophie – war am Rande der internen Machtkämpfe um die Spitze innerhalb der Partei Mitglied geblieben, ohne allerdings sehr aktiv zu sein.
Die Leitung der Kommunistischen Partei, lange schon vor dem Reichstagsbrand in die Illegalität gegangen, war aufgesplittert

in eine Unzahl von Sonder-Apparaten, die, selbst jeweils bereits in die Illegalität untergetaucht, eine außerordentliche Verwirrung angestiftet haben in ihren Parolen für und gegen den offenen Widerstand, mit den Vorbereitungen zu einem bewaffneten Bürgerkrieg, der über die völlig unorientierten und beinahe sagenhaften Vierer-Gruppen kaum durchgeführt werden konnte: Hütet euch vor Provokateuren! Spione in unsern Reihen ... wer seinem Unmut über die Untätigkeit der Spitze Laut gab, war schon von vornherein verdächtigt – jeder des nächsten Spitzel. Er blieb das auch noch, als er längst eingesperrt war, ein guter Grund, um die Unterstützungszahlungen der Roten Hilfe an die Familien einzusparen.
Ich möchte an dieser Stelle die Aufforderung in aller Dringlichkeit wiederholen, daß sich jemand finden sollte, der von der parteikommunistischen Seite her alle die Vorgänge innerhalb der Partei beschreibt und, wenn möglich, wenigstens ideologisch rechtfertigt, die sich kurz vor und dann in den nächsten Monaten nachher abgespielt haben. Viele Tausende sind in diesem Wirrwarr von Richtlinien umgekommen, viele Tausende sind in die Konzentrationslager geworfen worden, und viele Tausende sind in die Reihen des Stahlhelms und der SA beordert worden, und viele haben dort auch den Krieg überdauert. Wo ist die Grenze – sagen wir, bis heute? Man konnte solche Genossen finden im KZ als Mithäftlinge, später bevorzugt als Kapos und Blockälteste, aber auch unter den Wachmannschaften, mit oder ohne Codewort. Ich glaube, für die Analyse der sozialen Bewegung wäre sehr viel daraus zu lernen. Und wer war berechtigt oder fühlte sich so, die Richtlinien auszugeben, ihre Durchführung oft selbst zu überwachen, das Mandat – meine ich, auch ... wenn dieser Funktionär später liquidiert worden ist, und auch dann: von wem?
Damals bei Ostweg habe ich mit solchen Vierer-Gruppen zu tun gehabt. Einer dieser illegalen Apparate zur Vorbereitung des Bürgerkrieges hatte auf Ostweg zurückgegriffen, der mit seiner Profession als Drucker in irgendwelchen Listen der Partei registriert gewesen sein wird. Er bekam jetzt in steigendem Maße Aufträge zum Druck illegaler Flugblätter. Solche Aufträge werden nicht verhandelt, sondern aufgezwungen und befohlen. Sie sind kein reales Vergnügen, wenngleich ein einträgliches Geschäft. Es wird bar bezahlt gegen Vorlage von Proben.

Vierer-Gruppen mit dem jeweils für den Auftrag wechselnden Code nehmen die Blätter in Empfang und bringen sie andern Gruppen zur Unterteilung und schließlich zum Vertrieb. Die Organisation läuft nach der Uhr, genau auf die Minute, Druck, Empfang und Verteilung.
Der Ostwegsche Druckbetrieb war in einer Seitengasse zum Alexanderplatz gelegen in einem Keller, beinahe vor der Nase des Polizeipräsidiums. Nur mit einem Druck, bei einem Auftrag von oft hunderttausend Blatt, liefen die kleinen Pressen bis spät in die Nacht. Dazwischen kam das Wegschaffen in Bündeln und Säcken, was auch nicht ganz einfach gewesen ist. So ist es nicht zu verwundern, daß oft über die Hälfte der Ballen von Flugblättern in der Druckerei liegengeblieben sind. Der Abgesandte einer der beorderten Gruppen hatte sich etwa geweigert, ein zu großes Paket zu schleppen, um nicht aufzufallen. Bald wurden solche Weigerungen allgemein. Man hatte sich stillschweigend inzwischen geeinigt, nur jeweils die Hälfte eines Auftrags zu drucken. Das ging wieder einige Zeit. Dann blieben ganze Gruppen aus ... vielleicht waren sie Stunden vorher gerade aufgeflogen ... wer hätte das Risiko auf sich nehmen wollen, danach Erkundigungen einzuziehen. Oft ist auch der Auftraggeber selbst an dem vorbestimmten Treffpunkt nicht erschienen. Und es ist vorgekommen, daß erst sehr viel später abgerechnet werden konnte, wo dann auch die Proben bereits nicht mehr vorhanden waren. Trotzdem – ich möchte betonen, von keiner Seite wird ursprünglich die Absicht vorhanden gewesen sein, nicht genau nach dem befohlenen Schema zu handeln, in der Menge des Drucks, im Vertrieb und der vorbezeichneten Verteilungsdichte im Bezirk. Es hat sich von selbst ergeben, daß wenn auch nur ein Teil des Apparates ins Stocken geriet, die Moral dann nachgelassen hat. Was sollte zum Beispiel geschehen, wenn die Flugblätter in der Druckerei nicht genau auf die Stunde abgeholt wurden? Wohin damit? – das wurde eines der nicht mehr zu lösenden Probleme. Man kann nicht 20 000 Flugblätter einfach in die Toilette stopfen und versuchen, hinunterzuspülen; auch nicht in den Toiletten im Haus oder ringsum in der Nachbarschaft; am wenigsten in den öffentlichen Toiletten auf der Straße oder in den Bahnhöfen. Es ist auch schwer, solche Pakete einfach in die Vorortzüge zu legen, nachdem der Bote vorher mit diesem Paket in den Zug

eingestiegen ist. Es ist zu erwarten, daß jemand dann hinter dem Boten herläuft und das Paket zurückbringt. Man kann auch nicht diese Menge Papier in einem Ofen verbrennen, ohne daß es auffällt; das konnte zum Beispiel in dem eisernen Ofen im Keller der Druckerei nicht versucht werden. Es bleibt schließlich bei allen das innere Mißbehagen zurück, an einer völlig sinnlosen Aktion beteiligt zu sein, im vornherein zum Scheitern verurteilt und ohne weiterreichende Bedeutung ... nur um etwas noch an Aktivität vorzutäuschen. Es ist ein bitterer Leidensweg, etwas, das aus einer glühenden Zuversicht an den Endsieg entspringt, dem starken Glauben und einem guten Teil Opferwillen und Bereitschaft aufzugeben, in Zynismus sich aufzulösen und in Feigheit und Betrug abgleiten zu sehen. Nicht viele haben das halbwegs gesund an Leib und Seele sozusagen noch überstanden. Obwohl jeder einzelne gewußt haben mag, daß auch der zuständige Apparat, anonym und geheimnisumwittert wie er sich gibt, auch nichts weiter tut, als eine Vollzugsmeldung nach oben an eine Spitze weiterzugeben, obwohl er sich von der Durchführung nicht überzeugt hat, und schon von vornherein nicht sich zu überzeugen in der Lage gewesen ist.

Der letzte Ausmarsch

Es war soweit.

In Erinnerung geblieben aus den ersten Monaten der neuen Zeit, in die ich beinahe mehr aus Versehen noch mit hineingeraten war, ist mir der 1. Mai des Jahres 1933, der von der Regierung durch ein Sondergesetz bestimmte „Feiertag der nationalen Arbeit". Über die Vorbereitungen zu diesem deutschen Feiertag hatte ein offiziöser Sprecher zusammenfassend berichtet: Zu den Maifeiern werden in ganz Deutschland die Angehörigen der Betriebe geschlossen anmarschieren. Dreißigtausend Jugendkundgebungen mit 10 Millionen junger Menschen, vierzigtausend Kundgebungen in Städten und Dörfern mit 36 Millionen Menschen, vierzigtausend Fackelzüge mit 10 Millionen Fackeln, die Aufstellung von 400 000 Lautsprechern, der Bau von 5000 Zuschauer- und Rednertribünen, fünfzigtausend Städte und Dörfer werden mit Maiengrün und

Fahnen geschmückt, eine Million Transparente hergestellt, 800 000 Fahnen für die Feststraßen, sechs Millionen Plakate und 30 Millionen Festzeichen werden beschafft.
In Berlin war an diesem Tage das Wetter besonders schlecht. Es schneite, typisches Aprilwetter. Im Laufe des Tages ging das Schneegestöber in Regen über. Auf den Straßen lag tiefer Matsch.
Zum ersten Male in der Geschichte sollte – wie es in der Presseverlautbarung hieß – auf dem Tempelhofer Feld eine Masse von anderthalb Millionen Menschen auf einem einzigen Platz versammelt werden. Aus dem Propagandaministerium wurde dazu der folgende Lagebericht veröffentlicht:
Bei einer Breite von sechs Gliedern können von einem Sammelplatz 18 000 Menschen in der Stunde abgelassen werden, von günstiger gelegenen Sammelplätzen eine Marschbreite von acht bis zehn Gliedern. Im Durchschnitt werden 20 000 Menschen pro Stunde von jedem Sammelplatz zum Tempelhofer Feld marschieren. Eine Million Menschen werden marschieren, 500 000 benutzen die Verkehrsmittel. Dreizehn Abmarschplätze, zehn Anmarschwege in zehn großen Kolonnen. Die Spitze der ersten Züge erreicht um 14 Uhr das Tempelhofer Feld, um 20 Uhr wird die Kundgebung beginnen.
Sie marschierten mit Trommlern und Pfeifern, Schalmeien und Blockflöten, mit über 700 Blaskapellen ... Sieg Heil!
Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund hatte die ihm angeschlossenen Freien Gewerkschaften angewiesen, sich geschlossen und in möglichst großer Zahl an dem Aufmarsch zu beteiligen. Das taktische Ziel mag gewesen sein, den neuen Machthabern den guten Willen zur Zusammenarbeit zu zeigen, zugleich mit der Hoffnung, die Regierung wird die Gewerkschaften am Leben lassen; der Vorsitzende des ADGB, Genosse Leipart, hatte sich Hitler zur Verfügung gestellt.
So sind an diesem Tage die sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter, die gewerkschaftliche Elite der deutschen Arbeiterschaft, auf dem Tempelhofer Feld marschiert, eingestreut zwischen den SA- und SS-Standarten von Groß-Berlin, der Hitler-Jugend, den Ortsgruppenführern, Blockwarten, dem Bund Deutscher Mädchen, dem Nationalsozialistischen Reiter-Sturm, dem NS-Kraftfahrer-Korps, dem NS-Fliegerkorps und der NS-Frauenschaft ... sind marschiert die Berufsgruppe Me-

tall in etwa 20 Teilkolonnen, die Berufsgruppe Verkehr mit den Eisenbahnern, den Omnibusschaffnern und den Taxichauffeuren, die Berufsgruppe Papier und Druck, Chemische Industrie, Textil, und die Großbetriebe in für sich geschlossenen Kolonnen unter Führung der NS-Betriebs-Organisation, die Siemens AG, die Borsig-Werke, die Knorrbremse und die AEG und einige Dutzend andere, marschiert sind die Angestellten der städtischen Betriebe, der Banken, der Versicherungsgesellschaften und der Warenhäuser.
Der nasse Dreck auf den Straßen flog nach rechts und links, vorwärts! – mit Trommeln und Pfeifen, Schalmeien und Marschtrompeten ... Sie sind marschiert, die Angst im Nacken und bereits die Hosen voll ... Sieg Heil!
Auf dem Feld waren die Plätze für die Kolonnen vermessen, Barrieren errichtet, 500 Laternen aufgestellt, neun je 14 Meter hohe Scheinwerfertürme gebaut, 19 Riesenlautsprecher, Telefonleitungen, 14 Befehlsstellen, 100 Meldestellen, über 100 Sanitätszelte mit Ärzten besetzt, und Abtritte gebaut.
In den Abtritten hatte sich die Organisation verrechnet. Oder sie sind überhaupt vergessen worden. Zudem waren die Kolonnen der Gewerkschaftler zwischen SA und SS so eingekeilt, daß es unmöglich geworden war, sich aus der Kolonne zu entfernen; die Ordner hätten das auch verhindert. Sehr viele hatten den Abend vorher im stillen Abschied gefeiert, von der Gewerkschaft, von der Partei, vom Sozialismus, mit Bier und Korn, in den Stammlokalen. Das machte sich jetzt bemerkbar. Die Festteilnehmer konnten, vor Kälte schlotternd, das Wasser nicht halten, es ging in die Hosen und in die Marschstiefel, im Lärm der Trommler und Pfeifer, der Schalmeien und der Blockflöten ... Sieg Heil! ... Heil Hitler –
In dem Buch „Meilensteine des Dritten Reiches" wird weiter berichtet: „Um 8 Uhr morgens sammeln sich am 2.Mai in den Sturmlokalen Berlins Stürme der SA und der SS. Dann geht es auf Lastkraftwagen los zu den Häusern der einzelnen Gewerkschaften. Punkt 10 Uhr fahren die Lastautos bei den Gewerkschaftshäusern vor. Zwei Minuten später sind sämtliche Ausgänge besetzt, stehen Posten an den Fahrstühlen, Treppen und Durchgangstüren."
Am Abend des 2.Mai haben die Freien Gewerkschaften zu bestehen aufgehört.

Der Kreis dieser Erinnerungen schließt sich:
Das war noch in der frühen Jugend, daß in Neiße die Prozession zu Fronleichnam einen tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Mit ihren Innungsfahnen und den Standarten der Schutzheiligen sind sie einhergezogen die Metzger und Bäcker, die Sattler, die Stellmacher und Zimmerleute, die Böttcher, die Spengler und die Fischer und die Schützengilde, die Kongregationen, die Kinder und sehr viel Volk am Schluß des Zuges, unter der machtvollen Hymne des Augustinus: Tantum ergo ... laus et jubilatio!

IV

UND DIE LETZTEN JAHRE

Nunquam efficies
ut recte incedant canceri.

Seneca

Der Torpedokäfer

Der Torpedokäfer ist wissenschaftlich nicht genügend beschrieben, um in seiner Art für die Einordnung in einem fachlich zuständigen Nachschlagewerk reif zu sein.
Der Käfer hat etwa die Länge einer Gewehrpatrone, auch die Form. Zu beiden Seiten des Körpers sind die Platten, hart wie Panzerplatten, zum Schutz gegen Feinde am Boden. Die Platten decken die Flügel, die nach innen gefaltet sind. Sie klappen nach unten, wenn die Flügel auseinanderschwingen, zugleich der Stabilisierung des Fluges dienend, als Tragfläche. Der Kopf ist eingehüllt in einen Kranz kleinerer und zugespitzter Platten, die sich nach vorn schieben, sobald der Käfer dem Flugziel sich nähert, Kanzel des Piloten, in die hinein sich die Fühler einziehen – diese sind nicht zu lang, eher kurz; sie tasten nicht so sehr das Ungewisse einer Richtung, sie halten das Gleichgewicht, sie steuern. Die Beine sind im Flug in die Bauchseite hochgefaltet, in die Tragflächen geborgen. Der Rücken ist mit weichem Pelz bedeckt.
Das Besondere an diesem Käfer ist die Kraft, mit der er das Ziel anfliegt, vorwärtsgetrieben wird, wie ein Torpedo. Der Antrieb dieser Kraft ist am Körper selbst nicht zu finden, im koordinierenden System der Nerven vielleicht, in der Ausscheidung von Wärmetropfen in den Gelenken. Der Käfer hebt sich vom Boden, scheints schwerfällig und ungeschickt und beinahe, würde man sagen, mit einigem Widerwillen. Und dann setzt die Triebkraft ein. Der Käfer kommt in Fahrt, schnellt nach vorwärts, ständig akzelerierend dem Ziel entgegen.
Die Flugkraft wird zu einer selbständigen Wesenheit, vibrierend mit eigenen Empfindungen von Lust und Widerspruch, Angst, und der Triumpf über Enge und Weite ... ich erinnere mich, daß es weh tut, selbst im Jubel der Ungewißheit, wie das so im Leben ist und sein wird.
Ablauf der Zeit in einer panikgeladenen Spannung, die Augen geschlossen. Stoß gegen den Widerstand – und dann der Sturz.
Das Ziel ist groß genug. Das Ziel ist geradezu drohend, in abschreckender Klarheit, überdimensionale Präzision. Es wird sein, daß mehr Anziehungskraft ausgeht von diesem Ziel, als in dem motorisierten Antrieb des Fluges sich umsetzen ließe ...

Ein sehr schmaler Eingang, der Durchgang zum Ziel, der verdeckt ist und sich wahrscheinlich verschiebt, in der Blitzsekunde des Anpralls; daher der Sturz. Dieser Sturz wird sich wiederholen. Es ist die biologische Eigenschaft des Torpedokäfers, daß er das Ziel anfliegt und stürzt.
Einmal am Boden, ist dann alle Kraft gewichen. Es ist Schaden entstanden. Der weiche Rücken ist im Sturz verletzt. Die Platten sind angeschlagen, später auch gebrochen. Am Boden klaubt sich der Käfer zusammen, bewegt, was sich noch bewegen läßt, schleppt sich zurück und kriecht – für den Beobachter steht es bereits fest: der Käfer wird es nicht schaffen. Aber er schafft es. Wieder zurück zu dem Punkt, von wo aus er startete.
Der Start muß warten. Die Verletzungen müssen heilen, die Schäden auswachsen. Leben schwingt bereits wieder in vorbestimmtem Rhythmus. Der Körper pulst und wird sich weiter straffen. Der pflaumig weiche, der ungeschützte Rücken, würde jemand die Hand darüber streichen lassen, ist warm – und würden aus dieser Liebkosung Worte sich bilden können, so wären sie voller Zutrauen und Zuversicht.
Ich habe den Flug unzählige Male in mir selbst erlebt, bei Tag und bei Nacht. Das Ende ist immer das gleiche gewesen: Anprall, Sturz, Kriechen am Boden, sich zurückzubewegen zum Ausgangspunkt, zum Startplatz – mit Mühe und jedesmal unter größeren Anstrengungen.
Die Wand, gegen die der Käfer anfliegt, ist solide gebaut. Generationen von Menschheit stehen dahinter. Möglicherweise ist die schmale Öffnung, die angepeilt wird und die noch von Zeit zu Zeit aufleuchtet, vorher wie nachher, nur ein Trugbild und sie besteht in Wirklichkeit nicht. In der Folge von Generationen wird sie erst geschaffen, in Opfern herausgemeißelt und aufgesprengt werden –

Es ist nicht die Frage der Zweckmäßigkeit, der besseren Vorbereitung, der Erfahrung, aus der etwas zu lernen wäre – es ist das Ziel, und das Ziel wird immer das gleiche sein: nichts zu verbessern, nichts zu lernen.
Ich habe oft den Käfer dann in der Hand gehalten. Er bewegte sich in einem engen Kreis und war noch nicht fähig, ein Ziel anzunehmen. Er war stark angeschlagen. Dazu kam die Panik, daß alles noch einmal begonnen werden muß und

daß es weitergeht. Ich habe die Wärme des Körpers gespürt, der entspannt gewesen ist, das Weiche dieser Hülle von Pelz, etwas von einem Zutrauen zwischen mir und einem Etwas, das nicht mehr zu den Menschen ringsum gehört.
Die Mißerfolge sind leichter zu tragen. Es gibt die Hoffnung: eines Tages wird es dem Käfer nicht mehr möglich sein, sich wieder zusammenzuklauben und zurückzukriechen.
Trotzdem wird dann die Sonne weiter über den Horizont ziehen.

Unter dem Zelt in Italien

In der weiten Ebene zwischen Pisa und Livorno, inmitten der Hunderttausende von deutschen und italienischen Kriegsgefangenen, die von den Amerikanern in einer großen Zeltstadt zusammengefaßt waren – sie wurden dort registriert, der Heimatbestimmung nach in Kolonnen und Gruppen eingeteilt, auf Arbeitskommandos nach Frankreich abgeschoben oder auch direkt nach Hause abtransportiert, wobei diese Durchschleusung viele Monate in Anspruch genommen hat – zwischen Pisa und Livorno ist mir der Torpedokäfer vertraut geworden. Ich habe ihn nicht nur gesehen, ich habe mich auch mit ihm verständigen können.
Vermutlich aus Gründen der Verwaltung, Verpflegung und sonstigen Betreuung, Sicherung eines geordneten Abtransportes, befanden sich unter den Kriegsgefangenen auch Gruppen von Ausländern, die aus den italienischen Konzentrationslagern entlassen worden waren. Solche Lager waren in den letzten Monaten des Krieges die Auffangstellen für die aus dem Festungsgefängnis Verona sowie aus ungarischen Lagern evakuierten Häftlinge. Nur die slowenischen und kroatischen Partisanen wurden sogleich nach Hause entlassen, die italienischen Zivilgefangenen nach einer verhältnismäßig kurzen Überprüfung. Für die übrigen, oft nach jahrelanger Haft jetzt befreiten Gefangenen mußte erst die Erlaubnis der jeweils zuständigen Regierung für die künftige Aufnahme im Lande eingeholt werden. Diese Papiere ließen Monate auf sich warten.

Die Chronik eines privaten Lebens steht nur in einer sehr zweckbedingten und künstlich konstruierten Verbindung zur äußeren Chronik dieser Zeit. So sehr die beobachtete Umwelt auch versucht, als Parallele ein Spiegelbild zu reflektieren, dieser Reflex bleibt an der Oberfläche und schwindet nach der Tiefe zu völlig. Auf den Hintergrund von Staat und Gesellschaft, den verschiedenen Gemeinschaften und Gemeinsamkeiten projiziert sich die Einzelpersönlichkeit, Träger und Objekt des Geschehens, nur sehr verschwommen. Zeit und Person – sie treiben aneinander vorbei, sie greifen nicht ineinander über, sie passen nicht zusammen. Offensichtlich genügt es nicht, etwa nur gegen diese Zeit zu sein.
An der Brüchigkeit dieses Gegensatzes droht die Chronik auseinanderzufallen. Sie wird nur noch zusammengehalten aus der Panik eigener Unzulänglichkeit heraus, der Erkenntnis, zu kurz gekommen zu sein. So wird statt dessen eine Beziehungslosigkeit gepflegt und vergrößert, was zudem den gesellschaftlichen Hintergrund jeweils verzerren wird. Ich muß diese Einschränkung hier machen, und ich habe auch keine halbwegs überzeugende Erklärung hierfür anzubieten.
Das Urteil, die Wahrheit in der Beurteilung, ist wahrscheinlich nicht so wichtig. Die Bewertung ist von vornherein auf die Erlebnisfähigkeit des einzelnen begrenzt, Prozeß von Anpassung und gegenseitigem Übereinkommen. Aber der Ton muß eindeutig sein, die Klangfarbe sollte stimmen – statt der üblichen mißtönenden und vielstimmigen Schwankungen in Tonhöhe und Tondichte, den Tonschwingungen, die einige noch hören und schon viele überhaupt nicht. Ich kann darauf hinweisen, daß es auch mit der Sprache selbst nicht viel anders ist. Lautbildung und Lautfolge sind jeder beliebigen Auslegung offen; nichts zählt mehr, was man noch verstehen kann.

Zwischen Pisa und Livorno – ich habe nicht viel mehr aus dieser Zeit in Erinnerung behalten. Unsere Gruppe, Polen, Tschechen, Ungarn und Rumänen, vielleicht ein halbes Dutzend Deutsche, war von der obersten Lagerleitung so gut wie vergessen worden. Wir erhielten oft am Tage nicht die allgemein ausgegebene Verpflegung, und meist erst nach Intervention der Wachmannschaften, die sich mehr zufällig und selten genug unserer annahmen. Vor allem fehlt es an der regelmäßigen Zu-

teilung von Wasser. Da unsere Gruppen am äußeren Rande der Zeltlagerstadt der Kriegsgefangenen kampierten, im allgemeinen überhaupt nicht unter Bewachung standen, mag das verständlich sein. Entscheidend wird aber gewesen sein, daß sich niemand unter uns aufraffen konnte, die Verpflegung besser zu organisieren. Wir lagen zu viert im Zelt und ließen die Dinge gehen, zu apathisch, sich um etwas zu kümmern. Das war der Zustand, an den ich mich erinnere.
Schließlich werden die meisten auch darüber hinweggekommen sein.
Was mich betrifft – ich bin damals überzeugt gewesen, daß dies das Ende ist; ich bin nicht der einzige gewesen. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich von einem meiner Zeltgenossen gehört hätte, wie er sich die Zukunft vorstellt, was ihn erwartete und was er zu tun gedenke, um damit fertig zu werden.
Im besonderen Maße traf dies auf mich selbst zu, verschärft durch endlose Selbstvorwürfe. Von allem, was zusammengebrochen und zerstört worden ist, kann nichts wieder hergestellt werden, nichts kann noch verbessert oder erklärt werden, nichts in der Katastrophe aufgehalten ... zu spät, endgültig vorbei. Die anderen haben wahrscheinlich auch so gedacht. Ich möchte mich keiner allzu großen Übertreibung schuldig machen, aber ich kann sagen: wir sind beinahe schlimmer dran gewesen als im Lager.
Es ist in diesen Monaten unerträglich heiß gewesen. Kein Baum, Wellblechbaracken am Horizont, kein Schatten. Es lag schon deswegen wenig Reiz darin, aufzustehen und auf die Lagerstraße zu gehen, auf die Verpflegung zu warten. Immer hat sich schließlich einer gefunden, der das für die andern getan hat; ich bin dazu nicht mehr fähig gewesen.
Ich wartete auf das Ende. Ich war überzeugt gewesen, daß das Ende nicht mehr fern sei. In kleinen Gruppen, zu zweit und zu dritt, je nach der Laune des Lastwagenfahrers und dem guten Willen der einheimischen Zivilbevölkerung, die in Kolonnen von Lastwagen befördert wurden – die Flüchtlinge aus dem Süden nach Norden und die aus dem Norden nach Süden –, sind schließlich auch die Leute aus dem Ausländer-Lager abtransportiert worden. Ich wurde infolgedessen ständig umgelegt. Meine bereits bearbeiteten Register gingen verloren und mußten von neuem bearbeitet werden. Ich geriet von

einer Untersuchung in die andere, und zuletzt wußten die Neubearbeiter nicht mehr, wie ich überhaupt unter die Kriegsgefangenen geraten war. Ich bin beinahe einer der Letzten gewesen, die aus dem Lager entlassen worden sind. Das war: ich wollte nicht nach Deutschland zurück und hatte die Papiere für Italien beantragt. Die italienische Regierung hatte mit der notwendigen Aufnahmebewilligung sich nicht beeilt.

Ins Tausendjährige Reich

Von den Vorgängen in Deutschland ist, was zur Betrachtung meiner Person gehören würde – Entwicklung, Balance und der Zerfall –, wenig zu berichten. Es ist nur erstaunlich, sich daran zu erinnern, daß immerhin ein Dutzend Jahre, in dem üblichen Zeitmaß gerechnet, darüber vergangen sind; es hätten ebensogut auch ein paar Wochen sein können. Spätere Soziologen werden zu untersuchen haben, unter welchen Vorbedingungen im Rahmen der Gesellschaft und als gesellschaftsbindende Funktion ein Widerstand gegen Irrsinn und Betrug, gegen diese Welle von Massenwahn überhaupt noch möglich ist, gegen eine Bewegung, die aus der Ausnutzung nationaler Schwächen und Vorurteile, der Unfähigkeit des einzelnen, in eine Gemeinschaft hineinzuwachsen, und zwar aus eigener Kraft und der Einsicht in die damit übernommene Verpflichtung – ihre Anziehungskraft erhalten hatte.
Vielleicht wird man mir glauben, wenn ich sage: für mich haben in diesen Jahren selbst diese Erwägungen keine Rolle gespielt. Ich war an keiner dieser Gruppen, die sich gegenseitig die Schuld zuschoben und die vielleicht noch hätten eine Front bilden können, beteiligt. Ich habe diese Front vor mir gesehen, die nur noch künstlich gehalten wurde von einer imaginären Spitze; nicht einmal mehr das reguläre Täuschungsmanöver, um Zeit und eine bessere Ausgangsposition für einen Kampf zu gewinnen, sondern einfach nur Ausfluß eines Beharrungsprinzips, das Tausende und Hunderttausende von Arbeitern, auch bereits nicht mehr wirklich gläubige Anhänger und Kämpfer, auch nur Mitläufer aus Beharrung und Tradition, Im-Stich-Gelassene und Gläubige aus Routine – in die Kon-

zentrationslager gebracht hat. Es ist noch hinzuzufügen, daß im ersten Jahr des Regimes viele sich geradezu in die Konzentrationslager gedrängt haben. Die von der illegalen Partei aufgezogene Organisation der „Roten Hilfe" war ein Netz, wie es von der Gestapo nicht wirkungsvoller hätte erfunden werden können. Das Lager muß in dieser ersten Zeit eine Art Zuflucht bedeutet haben – leichter zu ertragen, als der letzte Zusammenbruch aller Illusionen von sozialistischer Gemeinschaft und Klassenkampf.

Ich habe diese Katastrophe abrollen sehen ... unbeteiligt. Selbst wenn ich noch eine Möglichkeit gehabt hätte, es gehört viel Phantasie dazu, sich in meiner Lage eine solche Möglichkeit auszudenken, dem einen oder andern, die mir noch persönlich bekannt geblieben sind, zu helfen – so etwas tut man sowieso und das ist selbstverständlich, es ist auch nichts, woran man sich besonders zu erinnern braucht. Ich will nur sagen, ich habe nichts unternommen, um mich zu verstecken, mich in besonderer Weise unsichtbar zu machen – ich bin schon die Monate vorher unsichtbar gewesen, auch für diejenigen, die mir noch freundlich gesinnt waren – und ich habe den Ruf: „Rette sich, wer kann!" geflissentlich überhört; an mich war er auch direkt nicht gerichtet gewesen.

Ich weiß heute nicht mehr, ob ich im Ernst daran geglaubt habe, daß ich mich in dieser Zeit auf längere Sicht ungestört und halbwegs in Sicherheit würde halten können, das heißt, ob ich mich überhaupt würde über Wasser halten können. Ich habe wahrscheinlich den Gedanken darüber nicht erst aufkommen lassen und auch keine Zweifel. Ich wußte, um das sehr nüchtern auszudrücken, daß ich schon lange vorher im Stich gelassen worden war ... rette sich, wer kann!

Wenn mich heute jemand fragen würde, was ich in diesem ersten Jahr getan habe, so könnte ich mit gutem Recht antworten: nichts; absolut nichts. Mein Verhalten wird von verschiedenen Seiten stärkster Kritik begegnen: ich bin noch einige Jahre in Deutschland geblieben. Ich bin nicht in die Emigration gegangen, als diese Emigration noch den freiwilligen Trennungsstrich bedeutet hat, Aufrichtung einer Front von draußen her. Als dies dann dennoch geschehen mußte, geschah es nicht aus freien Stücken, sondern beinahe in letzter Stunde, um dem Volksgerichtshof zu entgehen. Das

ist alles, was vom Persönlichen her über die Hitlerzeit zu berichten wäre.
Es wäre überflüssig, mit der geringen Schulung, die mir zur Verfügung steht, eine soziologische Untersuchung der Wurzeln des Nationalsozialismus in Deutschland zu versuchen, sein Aufstieg zur politischen Macht, der anscheinend einem verschütteten Wunschtraum des deutschen Volkes entsprochen hat. Irgendeinmal wird das aber von den Betroffenen und Beteiligten getan werden müssen, denn das gleiche, der organischen Mangelerscheinung einer physischen Lebensfunktion entsprechend, wird sich möglicherweise unter veränderten äußeren Formen wiederholen, wenn dieser Mangel sich nicht genügend lokalisieren läßt, um selbst oder von anderen behandelt zu werden. Alles, was in dieser Hinsicht bisher geschehen ist, trifft nicht den Kern.
Zunächst muß es genügen, darauf hinzuweisen, daß aus dem Versuch einer sozialen Revolution nach dem ersten Weltkrieg, mit untauglichen Mitteln begonnen und leider am untauglichen Objekt, oft nur vorgeschoben für andere und größere Ziele im Hintergrund, die Revolte der Minderwertigen sich entwickelt hat, die soziale Revolution als Karikatur und mit umgekehrten Zeichen ... dem Volk hat das sehr gefallen. Die Skeptiker in allen Schichten, die es besser gewußt haben und denen oft nicht ganz wohl dabei gewesen sein mag, haben sich treiben lassen ... vielleicht später wird man sie benötigen, sie werden an Einfluß gewinnen, die Leute werden wieder zur Besinnung kommen, und – sie werden am Ende besser dran sein, als zuvor ... das sind alle diejenigen gewesen, die noch etwas zu verlieren hatten, materielle Werte, die geistige Position, die Selbstachtung – heute gehören fast alle zu dieser Schicht, diejenigen, die behaupten, abseits gestanden zu sein. Es ist richtig, die andern hatten überhaupt nichts zu verlieren als ihre Führung, und die war sehr straff organisiert; gekonnt ist gekonnt. Es gab auch Bedächtige und Abseitsstehende, denen es sogar wohl getan haben dürfte, daß in den politischen Laden endlich etwas Schwung gekommen war; sie genieren sich nur, das heute zuzugeben.
Dieser Schwung, konnte man feststellen, hat 1918 und nachher gefehlt. Wer daran schuld gewesen ist oder zum wenigsten sich mitverantwortlich gefühlt hat, wird besser daran getan haben,

rechtzeitig außer Landes zu gehen. In Wirklichkeit mehr vor der Abrechnung der eigenen Genossen auf der Flucht, als vor der Horde der braunen Organisatoren.
Aber auch dieser Schwung hatte nicht ausgereicht, die Massen in Bewegung zu halten – bei solcher Entwicklung wächst die Gefahr, stehenzubleiben, sich niederzulassen und sich einzurichten. Dafür wurde dann der Kreuzzug gestartet. Nach einem Versuch gegen Katholiken, Freimaurer, Brillenträger, Homosexuelle und Tabakraucher – alles zusammen nicht ausreichend genug –, wurde dieser Kreuzzug auf die Ausrottung der Juden konzentriert. Allerdings mußte, bei der im Grunde ebenfalls geringeren Bedeutung der jüdischen Religion, erst die semitische Rasse in ihrer Breitenwirkung als Propaganda in Deutschland neu erfunden werden ... das Geschenk des Führers an die Volksgenossen, die über Nacht zur Meisterrasse gestempelt wurden, ohne auch nur einen Finger gerührt zu haben – die meisten dieser Volksgenossen fühlten sich nach 1918 ziemlich minderwertig, und hätte man sie analysiert, reichlich beschissen – also: Geburt als Leistung gegen Geburt als Verbrechen; das war die Basis.
Ich gestehe, daß damit nur etwas am Rande erklärt ist. Die tieferen Zusammenhänge liegen im deutschen Volkscharakter – die Verbindung von Minderwertigkeitsgefühlen mit Wunschträumen von Macht und Größe. Im allgemeinen ist das nicht so ungewöhnlich und läßt sich analytisch behandeln, aber abgelenkt auf ein Objekt, das erst künstlich aufgeblasen werden muß? – das müßte man studieren.
Vielleicht findet man in dieser Richtung etwas, das für eine Erklärung von tieferer und breiter Wirkung benutzt werden könnte. Die Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung weist bereits einen antisemitischen Grundzug auf, als man damals, um die ersten Arbeitervereine auf die politische Bühne zu bringen, den Begriff Jude mit dem Begriff Kapital identifiziert hat. Dabei ist es geblieben. Lenin hat auf mögliche kritische Folgen hingewiesen, ohne allerdings den Beginn der Hitlerbewegung bereits einschätzen zu können. Marx und Mehring haben diesen Grundzug überhaupt ignoriert. Es ist viel theoretischer Schutt von Klassenkampf und Eroberung der Maschinen darauf abgeladen worden. Der Schutt hat diese schwache Stelle gut zugedeckt, der Nationalsozialismus aller-

dings hat diesen Schutt dann sehr schnell weggeräumt. Die Verbindung zwischen Lumpenproletariat und bürgerlichen Klassen hat die sozialistisch geschulte Arbeitermasse in die Mitte genommen und vorgetrieben ... die Schornsteine fingen wieder an zu rauchen, das Volk ohne Raum begann sich zu rüsten für den Rassenkampf und die Eroberung der Welt; ohne die zwanzig Millionen Mitglieder der Gewerkschaften wäre das nicht möglich gewesen. Auftrieb und Ablauf sind außerordentlich überzeugend und einmalig. Argumente und Analysen zählen dann nicht mehr. Nur – die Perspektive war falsch, die Rechnung konnte nicht aufgehen aus dem einfachen Grunde, weil das deutsche Volk, die Masse der Werktätigen, die von der Arbeit zu leben gewohnt sind und in Lohn stehen, nicht gleichgesetzt werden konnte mit den Nationen und Völkern ringsum und in der Welt. Was das deutsche Volk in Rausch versetzt hatte, der Massenwahn, die Hysterie und der lähmende Druck und Terror nach unten, die Entfesselung der Leidenschaften, der guten wie der schlechten, – das mußte der übrigen Welt völlig unverständlich bleiben. Die Rasse, die ausgerottet werden sollte, die Juden haben schließlich nicht gegen Hitler gekämpft, sondern die andern, die Völker und Nationen, die von der Magie eines Rassenwahns unberührt geblieben waren, was man überdies nicht als eine besondere Leistung anzusprechen braucht, sondern als eine Selbstverständlichkeit, aus der Notwendigkeit ihrer Selbstbehauptung heraus; den Massenwahn kann man überschreien, aber die Einzelheiten nicht verständlicher machen.

So gehen, wie das der menschlichen Natur zu eigen ist, Katastrophen vorüber, ohne Spuren zu hinterlassen. Es ist auch niemand interessiert, daraus zu lernen, vielleicht zunächst nur aus den Folgen, nicht aber aus den Ursachen – das Leben geht weiter. Die Millionen, die in den üblichen Kriegshandlungen umgekommen sind, fallen nicht ins Gewicht, die Opfer zu Lande, zur See und in der Luft, in diesem Falle auch im Feuerregen aus der Luft. Solche Opfer sind zu erwarten, und das ist so üblich. Sie werden im Laufe der Zeit vergessen. Dazu kamen dann noch die Opfer der acht Millionen, die völlig unbeteiligt und eigentlich nur so nebenbei mit hingemordet worden sind, um diese Massenbewegung überhaupt erst in Schwung zu bringen – sie müssen jetzt auch vergessen werden. Die Fol-

gen werden von nachhaltigerer Wirkung sein, als man das in der Gegenwart noch zugeben mag. Diese Opfer sind nicht nur physisch getroffen worden, wie das bei jeder großen Naturkatastrophe der Fall ist, sondern bereits auch in ihrem eigenen Lebensbereich, das heißt, daß der Anspruch des einzelnen auf seinen eigenen Lebensbereich damit weiter eingeschränkt wird. Die Erinnerung, heißt es, steht der Rückkehr zur Normalisierung in der Welt entgegen, und zwar: im Interesse des Fortschritts –

Insel in der braunen Flut

Ich glaube, ich habe mich schon viel zu lange bei diesem Thema aufgehalten. Es berührt die Chronik nur am Rande. Ich bin unbeteiligt geblieben. Was da vorging, ging draußen vor, nicht mit mir und in mir. Ich muß leider nochmals Wert darauf legen, das festzustellen; vor mir selbst in der Hauptsache.

Vielleicht hatten meine Freunde erwartet, daß ich mich aufgeben würde. Ich habe schon erwähnt, daß ich gegen Ende 1932 bereits nahe daran gewesen bin. Ich hatte allerdings jetzt auch für Frau und Kind zu sorgen, für die Frau, die sich mir anvertraut hatte, als es mir scheinbar mit all den Reisen und Geschäften so gut gegangen war. Die Frau hatte in mir den Halt gesucht – eine selbst noch in der Erinnerung beinahe groteske Situation, daß jemand den Mut aufgebracht hat, in mir den Rückhalt zu sehen – den Halt, den ihr der Mann, ein früherer „Vorwärts"-Redakteur, von dem sie bereits getrennt war, nicht geben konnte. Immerhin habe ich den Namen des Mannes für die Wohnungsanmeldung benutzt.

Wir konnten in diesen ersten unruhigen Monaten in einer von Gewerkschaftsgeldern gebauten Siedlung am Rande des Grunewalds in Zehlendorf eine Wohnung bekommen – eine Wohnung, die von dem Inhaber auf der Flucht ins Ausland verlassen worden war und in die wir ohne größere Formalitäten sozusagen stillschweigend hineingeschoben wurden, eine Familie mit Kleinkind. Die Bewohner in dieser Siedlung gingen scheu aneinander vorbei, sie kannten sich nicht und hatten auch nicht das Bedürfnis, sich kennenzulernen. Wir hatten in

einem Büro die Miete regelmäßig zu zahlen, das war alles; an den Haustüren waren die Namensschilder der Bewohner vorsorglich entfernt.
Wir sind über zwei Jahre in dieser Siedlung untergetaucht. Das äußere Leben ging nicht immer leicht. Harriet kannte einige Familien aus ihrer Heimatstadt Danzig, die sich ihrer etwas angenommen haben. Sie konnte auch in dem Feuilleton-Dienst, den Cläre Jung weiter herausgab, gelegentlich mitarbeiten. Aber sie hätte mehr Zeit gebraucht, um sich in die ihr ungewohnte Rolle als Mutter und Mittelpunkt einer Familie hineinzufinden, dazu noch unter diesen äußeren Zeitumständen, ständig unter dem Druck der Gestapo vor der Tür. Es war nicht zu vermeiden, daß ich ihren Bemühungen, eine Art von Gleichgewicht zu finden, vermutlich im Wege gestanden bin, nicht nur ich, sondern auch das Kind. Und es ergab sich, daß ich bestrebt war, das Kind aus diesen aufkommenden Spannungen herauszuhalten, mit einem Fanatismus und einer schreckhaften Sorge, als läge vor mir die Aufgabe, eine ganze Welt zu schützen. Ich kann nicht sagen, daß sich damit der Kreislauf eines Lebens zu schließen begonnen hätte, vielmehr: er hat erst gerade angefangen. Aber ich könnte jetzt die Frage, was ich in den ersten Hitlerjahren getan habe, besser beantworten: ich habe das Kind betreut, ich habe es aufwachsen lassen, ich habe es gefüttert und gewartet, wir haben zusammen laufen gelernt, und wir haben gespielt und zu sprechen begonnen. Das war meine Welt. Ein wundersames Erlebnis. Nicht ganz ohne die heraufdämmernde Enttäuschung, trotzdem allein zu sein. Die Familienbande waren oft nur sehr lose und wurden nur durch den Druck von außen her gehalten, im Rahmen einer Gesellschaft, die bereits im Prozeß rascher Zersetzung sich befand. Damals habe ich mir gewünscht, daß alles anders gewesen wäre.

Ich hatte an dem kleinen Jungen meinen eigenen Halt gefunden. Unmittelbar vor dem Hause waren bereits die ersten Waldstreifen des Grunewalds, noch mit starkem Unterholz durchsetzt. Zwischen den Büschen und Bäumen bin ich mit Peter stundenlang jeden Tag herumgekrochen, bei Regen und Sonnenschein, Peter meist unbekleidet, wie die Natur ihn geschaffen hat. Ich habe ihn manchmal verloren. Wir haben ein-

ander gerufen, aber ich habe ihn oft lange suchen müssen ... er war in eines der Kaninchenlöcher gestolpert, der Sand war nachgerieselt und er hatte Mühe genug, sich freizuarbeiten, so daß er wohl vergessen hat, auf meine Rufe zu antworten.
Niemand ist gekommen, und niemand hat uns gestört. Für Harriet wird das Kind in diesen Jahren eher eine Bürde gewesen sein, und sie ließ es geschehen, daß ich ihr diese Bürde abnahm. In den späteren Jahren hat sich das geändert. Je sicherer sie sich in der Familie fühlte, je ausgeglichener sie in eine Zukunft gesehen hat, so sehr auch diese Zukunft einer Groteske geglichen hat, desto stärker klammerte sie sich an das Kind, das inzwischen in der Emigration schon herangewachsen war ... meine ursprüngliche Beschützerrolle war dann längst ausgespielt. Es hätte zwar zu einem Kompromiß für das weitere Leben gereicht. Es erwies sich aber, daß ich aus diesen ersten Jahren nicht ganz unverletzt davongekommen war ... Empfindlichkeiten, Verschmähung und Kälte. Je mehr es dem Ende zuzugehen schien, um so sichtbarer wurde es, daß Harriet sich und das Kind besser schützen konnte für sich allein und ohne mich. Ist erst die Krise einmal bei diesem Punkt angelangt, so erscheint alle Entwicklung, die zu dem Bruch führt, durch äußere Begebenheiten verzerrt. Eine Aussprache bleibt in Vorwürfen stecken, die bereits jede Bedeutung verloren haben. Ich habe mich dann von Harriet und dem Kind getrennt, noch ehe es zu spät gewesen ist, wenigstens zu verhindern, daß die äußere Endkatastrophe über uns zu dritt eingebrochen wäre.
Ich kann nicht erwarten, daß man mich voll verstehen wird. Es ist aus diesen Jahren nicht viel zurückgeblieben, an das ich mich halten könnte. Dagegen ist eine starke Erinnerung an das Kind geblieben. Ich habe in diesen Jahren mit Peter am Stadtrande von Berlin, im Grunewald, die Heinzelmännchen getroffen. Meist hat die Heinzelmännchen Peter zuerst gesehen, um den dicken Stamm einer alten Buche herum, oder versteckt im alten Laub vom Vorjahr. Ich selbst habe oft, mit einem Stock gegen den Baumstamm schlagend, die Heinzelmännchen erst herbeirufen müssen, wenn sie vielleicht andernorts beschäftigt gewesen sind und den Peter vergessen hatten. Ich weiß seit diesen glückhaften Jahren, daß die Heinzelmännchen keine Legende sind. Sie existieren durchaus und in Wirk-

lichkeit, und sie haben mir oft geholfen, Peter wiederzufinden, wenn er sich zu weit in den Büschen verlaufen hatte.

Schließlich ist noch zu berichten, daß ich, den äußeren Umständen nachgebend, angefangen hatte, auch von meiner Seite für den materiellen Unterhalt der Familie mit beizutragen. In früheren Jahren hatte ich das Geld so leicht verdient, wenn es notwendig geworden war, es für irgendeinen Zweck auszugeben, daß es für mich eine ganz neue Erfahrung wurde, etwas jetzt im Ernst tun zu müssen, Geld zu verdienen, um uns über Wasser zu halten. Dabei bestand im Grunde keine unmittelbare Notwendigkeit, noch weniger ein dringender Druck ... es wäre auch noch so eine gute Weile weiter gegangen, aber es schien eben leichter, weniger von besorgten Mienen begleitet und von Zuwendungen abhängig zu sein; davon kann man sich keine bessere Einsicht kaufen. So bin ich damals wieder in den Handelsjournalismus hineingeraten, der mich noch für einige Jahre in Deutschland zurückgehalten hat.
Den Ablauf der kommenden Jahre vorwegnehmend, wurde dies von Beginn an ein Abenteuer, so unwirklich und phantastisch, daß ich es eigentlich nur erwähne, um der Chronik den grotesken Abschluß zu geben, so unglücklich das Unternehmen, der Zeit entsprechend, auch schließlich ausgegangen ist.
Der tägliche Nachrichtendienst, mit dem pompösen Namen „Pressedienst für Wirtschaftsaufbau", wird insofern ein Novum in der Branche bleiben, als er weder in irgendeinem Register eingetragen war, niemand als Inhaber gezeichnet hat, niemand als Herausgeber, noch sind Mitarbeiter für die Außenstehenden, das heißt die Abnehmer, je erreichbar gewesen.
Der Dienst war völlig farblos. Er brachte die sachlichen Informationen, die von den zuständigen Vertretungen in der Wirtschaft oder den Gesellschaften entweder bereits früher veröffentlicht worden waren oder noch später in den offiziellen Kommentaren erschienen, ohne jede selbständige Beurteilung und ohne direkte Beziehungen der Vorgänge in der Inlandswirtschaft zum Ausland; dagegen etwas mehr regelmäßige Wirtschaftsberichte aus dem Ausland. Fast jede deutsche Tageszeitung mit einem eigenen Handelsteil gehörte zu den Beziehern, und selbstverständlich die größeren Fachblätter. Wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, wird einige Informa-

tionen bekommen haben, aber der äußere Erfolg des Dienstes entsprang wahrscheinlich mehr einem stillschweigenden Protest der größeren Presse gegen das System amtlicher Verlautbarungen, obwohl wir selbst nach außen auch nichts anderes anzubieten hatten.

Das „Wir" bestand in der Zusammenarbeit mit einem alten Freunde aus der Frühzeit der Kommunistischen Arbeiterpartei, Dr. Alexander Schwab. Es ist mir ein Bedürfnis, Schwab in diesem persönlichen Zusammenhange zu nennen, weil ich der gemeinsamen Arbeit am „Pressedienst für Wirtschaftsaufbau" zu verdanken habe, daß ich die ersten Jahre des Regimes unbeschädigt überstanden habe und wenigstens insoweit aus der allgemeinen Apathie herausgelöst worden bin, daß ich überhaupt erst fähig wurde, mich später weiter zu bewegen. Ich hatte schon einige Jahre früher nach meiner Rückkehr aus Rußland mit Schwab kurze Zeit in einer Korrespondenz zusammengearbeitet; – wir beide waren damals über den Zusammenbruch der revolutionären Bewegung zutiefst enttäuscht und verbittert.

Ich kann mich nicht erinnern, daß wir uns in diesen Revolutionsjahren besonders nahe gestanden sind. Aus der Wandervogelbewegung stammend, dem Kreis um Hans Blüher, hatte Dr. Schwab in den Katastrophenjahren sich nicht entschließen können, den pädagogischen Beruf aufzunehmen, für den er geschult war. Er hatte sich unter den verschiedenen Strömungen und Parteibildungen umgesehen, um etwas Zusagendes zu finden, für das er sich hätte einsetzen wollen – genau der Typ dieser Schicht von Intellektuellen in Deutschland, über die der erste Weltkrieg hereingebrochen war. Man darf diese Schicht nicht mit der Spreu von Dichtern und Malern verwechseln, die aus dem romantikbetonten Klassizismus in eine Künstler-Revolte abgeglitten waren.

Schwab blieb bei den Arbeiterparteien hängen, ohne indessen weder rechts noch links Fuß zu fassen. Entsprechend der inneren Hohlheit der Parteiprogramme blieb seine Sympathie bei dem äußersten linken Flügel, der Verteidigung einer durch machiavellistische Dispute konfus gewordenen und entmachteten Mitgliedschaft der nach außen noch revolutionär gebliebenen Kommunistischen Arbeiterpartei. Schwab gebrauchte keine Schlagworte. Er stellte sich zur Verfügung, er bot sich dar

und war bereit, sich jeweils vorschieben zu lassen, wenn das Mißtrauen der Mitgliedschaften gegen die Spitze bedrohliche Ausmaße angenommen hatte. Der Kreislauf der politischen Arbeiterbewegung, aus der Masse eine Spitze zu schaffen, und diese Spitze dann durch Unterdrückung der Massen in Permanenz zu halten – diesen Kreislauf hatte Schwab zu dieser Zeit als erster und am klarsten erkannt.
Schwab wäre ein ausgezeichneter politischer Führer geworden, er hatte das Zeug dazu, was ihm von Freunden wie Feinden bestätigt wurde, einer der wenigen, die eine Bewegung hätten vertiefen und entwickeln können. Stattdessen hatte Schwab sich mit der revolutionären Idee des Widerstandes gegen jede Form von Politik zu identifizieren begonnen, der er die Treue hielt und die ihn, sobald sich aktiv bewegte Massen um diese Idee zu bilden begannen, sofort verriet – in der raffinierten Form des Verrates, wie er in der Arbeiterschaft üblich ist, durch Distanzierung das Opfer in die Leere zu stoßen.
Was für mich die Wiederaufnahme literarischer Arbeiten hätte bedeuten sollen, das wurde für Schwab die Beschäftigung mit der Architektur, den soziologischen Grundlagen und Aspekten der Architektur. Schwab stand in diesen Jahren dem Dessauer Bauhaus nahe. Er war mit einer Reihe der jüngeren Architekten befreundet, die unter dem Einfluß der Bauhausschule standen. Er erzog diese Schüler für das Verständnis der Architektur als soziale Funktion. Vieles, was in diesen Jahren in den Bauhauspublikationen und in Zeitschriften darüber geschrieben worden ist, ging entweder direkt oder indirekt auf Schwab zurück. Merkwürdigerweise hielt sich Schwab sehr zurück, selbst die grundlegenden Perspektiven seiner Architektur-Analyse breiter zu entwickeln – ich glaube aus der Scheu heraus, daß ihn die Arbeiter nicht verstehen würden; die Arbeiter hätten sowieso davon keine Notiz genommen.
Schwab, der bei der Machtübernahme als Pressebearbeiter in der Arbeitsbeschaffungsabteilung des Arbeitsministeriums beschäftigt war, hatte seine Stellung sofort verloren und war auch für einige Wochen eingesperrt worden. Wir waren in dem gleichen Boot, etwas unternehmen zu müssen, uns sowie die Familie über Wasser zu halten.
Ein besonderer Zufall hat dabei eine große Rolle gespielt.
Ich hatte unter den Gästen in der Griechischen Weinstube, von

der ich schon früher gesprochen habe, einen Herrn Gärtner kennengelernt, von dem sich jetzt herausstellte, daß er, ehemaliger Nachrichten-Offizier aus dem ersten Weltkrieg, aktiv sich in einer politischen Gruppe betätigte, die dem General Schleicher nahestand. Gärtner hatte diese Pressekorrespondenz, die nicht viel mehr als nur dem Namen nach existierte, von einem Journalisten erworben. Ihr Wert bestand nur in der Tatsache ihrer Existenz. Gärtner suchte Leute, die den Pressedienst in Gang zu bringen hätten. Bestimmte Pläne für den Inhalt der Korrespondenz waren nicht vorhanden. Sie stellte für Gärtner lediglich eine Reserve dar für spätere Aktionen – die Schleicher-Gruppe rechnete noch in diesen Monaten damit, wieder an die Macht zu kommen.

Jedenfalls – jemand hatte mich auf die Gärtnerschen Pläne aufmerksam gemacht. Ich bin mit Gärtner zusammengekommen und habe Schwab dann mit hinzugeholt. Einen regelrechten Vertrag haben wir nicht abgeschlossen. Dazu blieb nicht mehr die Zeit, denn Gärtner wurde von der Gestapo verhaftet und in ein Konzentrationslager gesteckt. Durch seine Sekretärin hat er uns etwas Geld für die Aufnahme des Betriebes zur Verfügung stellen lassen. So hat dieser Pressedienst angefangen. Nach einigen Monaten war Gärtner aus dem Lager entlassen worden, fuhr aber noch an dem gleichen Tage nach der Schweiz und teilte uns von dort nur mit, daß wir vorläufig die Korrespondenz weiter betreiben sollten, Geld könne er uns aber nicht mehr zur Verfügung stellen. Dabei ist es dann geblieben. Im Laufe der Zeit hat uns Gärtner dann einige Empfehlungen geben können. Wir hingen trotzdem völlig in der Luft. Ohne irgendwelche reguläre Vollmachten – es ist mir noch heute ein Rätsel, wie es überhaupt möglich gewesen ist, Honorare zu kassieren. Die Korrespondenz wurde aus der Schwabschen Privatwohnung betrieben, und das muß für die Post eine Art Garantie gewesen sein.

Die groteske Seite ist praktisch zu Ende. Was folgt, ist die Routine, die zu diesen Jahren gehört hat.

Die Gärtnerschen Empfehlungen und Einführungen brachten uns ein wenig näher an die Zeitprobleme heran, an Vertreter ausländischer Banken in Berlin, die politischen Büros der großen westlichen Industriekonzerne, die als Beobachter eingesetzt waren – zu dieser Zeit keineswegs dem Hitlerregime verschwo-

ren, den amerikanischen Handels-Attaché, die Korrespondenten amerikanischer Nachrichtendienste, alles Leute, die den täglichen Dienst abonnierten, der für sie praktisch ohne Nutzen sein mußte. Allmählich schälten sich dann bestimmte und zunächst mehr persönliche Anfragen heraus. Allmählich entstand neben dem allgemeinen Pressedienst, der nur noch als Front funktionierte, ein privater Wirtschaftsdienst, wie er den Interessen der Sonderabonnenten entsprach, im wesentlichen eine wöchentliche Analyse des Geldumlaufs, entnommen aus den amtlichen Statistiken, ein Zeitnehmer sozusagen am Puls der Wirtschaft des Hitlerregimes.

Wir sind nicht die einzigen Zeitnehmer gewesen, und wir haben uns ebenso wie alle anderen gründlich getäuscht: Wie diese haben wir jeweils von Quartal zu Quartal und von Halbjahr zu Halbjahr den sicheren Wirtschaftszusammenbruch des Nationalsozialismus vorausgesagt.

Um es kurz zu machen: hinter der Front unseres Pressedienstes bildeten sich die Ansätze einer politischen Oppositionsgruppe, für die allerdings jemand hätte die Fäden zusammenfassen müssen. Von mir ist nur zu sagen, ich hatte von Beginn an keinen inneren Kontakt mehr! Ich habe allerdings auch nichts dazu getan, der ständigen Ausweitung des Verbindungsnetzes entgegenzutreten.

Schwab hatte eine Anzahl Genossen aus der frühen kommunistischen Bewegung gesammelt, mit denen er eine lose Verbindung die ganze Zeit über aufrechterhalten hatte. Es entstanden überall im Reich Gruppen, denen die privaten Wirtschaftsanalysen des Pressedienstes als Diskussionsmaterial dienten. Unser Büro wurde das Verbindungszentrum dieser Gruppen, die selbst untereinander noch nicht in direktem Kontakt standen.

Von uns aus war nicht zu übersehen, was in diesen Gruppen vorging und wer an diesen Diskussionen überhaupt teilnahm; eine Menge junger Leute – unzufrieden an der Gegenwart, und neugierig, was die Zukunft bringen würde – ließen sich als regelmäßige Teilnehmer einschreiben. Es war nicht aufzuhalten, daß die Organisation einer Bewegung sich zu konsolidieren begann. Die bisherigen kurzen Analysen, für den Fachmann aus der Wirtschaft bestimmt, wurden zu einem internen, in dem Zweck der Verbreitung bereits illegalen Mitteilungsblatt erweitert.

In das Büro kamen Leute, die mich von früher her kannten, und die von mir erwarteten, daß ich mich aktiver betätige, auf Reisen gehe, Vorträge halte, an der Auslese für einen engeren Vertrauenskreis als künftigen Kader der Opposition mitarbeite. Ich habe das abgelehnt. Ich habe das mit aller mir noch verbliebenen Leidenschaft abgelehnt. Das Risiko hat in keinem Verhältnis gestanden zu einem möglichen Nutzen, die Chancen eines Erfolges gegenüber der Masse, die gerade in jenem Augenblick von dem Druck, nachdenken zu müssen, wie durch ein Wunder befreit worden war, sind gleich null gewesen. Aber war dies nicht auch schon früher so?

Ich konnte niemanden überzeugen, daß es viel wichtiger sein müßte, unsere Kontakte mit den ausländischen Vertretungen aufrechtzuerhalten. Es scheint, daß wir besonders den Amerikanern etwas zu bieten hatten, die amerikanischen Banken waren in diesen Jahren unsere eifrigsten Kunden – für eine politische Opposition war noch keineswegs eine klärende Plattform vorhanden; hätten wir nicht warten sollen?

Ich habe Schwab beschworen, die Sache aufzugeben. In den Diskussionsgruppen im Lande, zu neunzig Prozent Enthusiasmierte, Fanatiker, Unzufriedene und Enttäuschte über ihre Parteien, Entwurzelte, ohne jede Basis und ohne jede Zugehörigkeit – was hätten wir ihnen bieten können? Sie haben nicht ein Wort verstanden, was wir da geschrieben haben, und sie hatten auch durchaus nicht die Absicht, es verstehen zu wollen. Ganz abgesehen davon, daß sie weniger waren als Tropfen auf den heißen Stein – auch sie wollten geführt werden, sie wollten das Gefühl haben, hinter jemandem herzulaufen, der anders war, der ein Gegensatz war zu diesem Hitler über uns und allerorten.

Für Romanschreiber und ihre infantile Seitenlinie, die Historiker, mag eine solche Situation die Gelegenheit bieten, Helden zu schaffen und zu entwickeln, die Opfer, die seit jenem Jesus von Nazareth dazu bestimmt sind, gekreuzigt zu werden für die Masse der Gutmeinenden, die ihn verraten werden, – als das Bindeglied für den die Gesellschaft zusammenhaltenden Glauben, vom Christentum bis zum Sozialismus und Kommunismus.

Ich gehörte nicht mehr dazu. Und eigentlich auch Schwab nicht und seine engeren Freunde. Sie konnten sich nur dem Stoß,

der sie in die Führerschaft einer Bewegung stieß, nicht mehr entziehen.
Ich habe den wenigen, die im Durchgangsverkehr im Büro noch mit mir überhaupt gesprochen haben, gesagt: es ist reiner Selbstmord – – sie haben nur mit den Achseln gezuckt. Mir blieb die Arbeit, wenigstens die Front nach außen in Gang zu halten. Aber auch hier schwand mir bereits die Kontrolle der Schutzkonstruktion unter den Händen weg. Das Büro arbeitete in den Tagesstunden für den Nachrichtendienst und nachts für die Organisation. Jeder, der sich irgendwann einmal illegal gegen eine Staatsmaschinerie betätigt hat, weiß das: er entwickelt einen sechsten Sinn. Man weiß, es liegt bereits etwas in der Luft. Die Menschen um einen herum bewegen sich nur noch wie an Drähten gezogen, man spricht kaum mehr untereinander. Vorahnung der heraufkommenden Katastrophe, lähmender Druck, dem sich niemand mehr entziehen kann, auch nicht in letzter Stunde wegzulaufen.
Und so war es denn eines Tages so weit: Die Lutherstraße, in der die Schwabsche Wohnung lag, wurde an beiden Seiten von einer SA-Formation abgesperrt. An die zwanzig Gestapo-Beamte stürmten mit gezogenen Dienstrevolvern in das Büro, auf einen Feuerkampf bis zum bitteren Ende mit den Verschwörern gefaßt. Sie fanden in den Räumen nur Schwab, einen Wirtschaftsbericht der Sekretärin in die Maschine diktierend, mich eine Zeitung lesend und die Stenotypistin. Wir landeten alle drei im Gestapo-Keller in der Berliner Anhalter Straße. In der Nacht vorher waren schon einige hundert der Nachrichtenbezieher im Reich festgenommen worden, die Leiter und die Verbindungsleute der Diskussionsklubs, Besucher und sonstwie Verdächtige. Die Organisation war in den Gruppen im westdeutschen Revier seit Monaten von der Gestapo beobachtet worden. Die Polizei hatte Listen mit Hunderten von Namen, alle Zusammenkünfte waren aufgezeichnet, alle Reisen. In den Akten der Gestapo kann man Vorgeschichte und Ende dieser Aktion nachlesen, die unter der Rubrik der Organisation der „Roten Kämpfer" figuriert.
Wir kamen sorgfältig voneinander getrennt in die Massenquartiere ins Polizeipräsidium am Alexanderplatz, dem letzten Sammelplatz für den Abschub in die Konzentrationslager. Dort geriet ich in eines der bekannten Kollektiv-Verhöre, dem ein-

zigen, dem ich überhaupt in der Sache unterworfen gewesen bin. In einem großen Saal saßen etwa dreißig Beamte, jeder für sich allein an einem Tisch. Davor stand der vorgeführte Häftling, und alle dreißig Beamten schrieen gleichzeitig, jeder auf seinen Häftling ein. Es entstand ein fürchterliches Gebrüll, bei dem man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen konnte, geschweige denn sich auf eine Aussage oder die Korrektur einer Anschuldigung konzentrieren. Ich konnte trotzdem zu Protokoll geben, daß ich als gelegentlicher Mitarbeiter des Pressedienstes von den Vorgängen im Hintergrund nichts gewußt habe, nachdem mir der Beamte aus der Aussage von Schwab einen Passus vorgelesen hatte, der mich praktisch von jeder Mitwisserschaft entlastet, mich als einen haltlosen und verwirrten Literaten hingestellt hatte. Der Beamte wird vermutet haben, ich würde dies als eine Beleidigung betrachten und jetzt meinerseits gegen Schwab auszusagen beginnen. Ich konnte mit gutem Gewissen nur hinzufügen, daß ich für meine literarische Mitarbeit schlecht genug honoriert worden bin. Später habe ich erfahren, daß auch andere mir von früher bekannte Genossen die gleiche Aussage gemacht hatten, einige hatten sogar behauptet, mich überhaupt nicht zu kennen ...

Ich wurde zusammen mit der Sekretärin und einigen Dutzend anderer aus der gleichen Strafsache nach einigen Monaten aus dem Sammellager entlassen mit der Auflage, mich bei der Polizei regelmäßig zu melden, bis mein Status bei dem Verfahren vor dem Volksgericht, das jetzt vorbereitet würde, als Zeuge oder Angeklagter genügend geklärt sei.

Ich übersiedelte schon eine Woche später nach Prag. Den Grenzübertritt und einige Einführungen an tschechische Freunde hatte mir Camill Hoffmann verschafft, der damals Attaché bei der Tschechischen Gesandtschaft in Berlin war.

Schwab und einige seiner Freunde wurden vor dem Volksgericht zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt, Schwab als der Hauptbeschuldigte. Alle Versuche, durch Zeugen, die dem Regime nahestanden oder nahe zu stehen vorgaben, den Charakter der Rundbriefe als harmlos hinzustellen, sind fehlgeschlagen. Im Gegenteil, sie haben, soweit ich später über diesen Prozeß gehört habe, Schwab mehr geschadet als genutzt, seine Gefährlichkeit für das Regime nur noch unterstrichen. Spätere

Versuche, ihn wenigstens aus dem Konzentrationslager herauszubringen – im Laufe der Jahre gab es immer solche Wellen, wo solche Versuche aussichtsreich schienen – sind ebenfalls gescheitert, obwohl sie vom Ausland ausgingen und oft sonst auch Erfolg gehabt haben.
Schwab ist im Konzentrationslager umgekommen.

Vorbereitung des Widerstandes – Die ersten Anzeichen

Zu denjenigen, die sich besonders um Schwab bemüht haben, vor und nach der Verurteilung vor dem Volksgericht, gehörte auch der bereits erwähnte Gärtner. Um diesen Gärtner liefen damals schon, wie ich das fünfundzwanzig Jahre später erst klarer erkennen konnte, die ersten Fäden, die dann später zu dem Attentat auf Hitler im Jahre 1944 geführt haben. Gärtner hatte die Verbindung zu oppositionellen Gruppen im Generalstab und der Schwerindustrie, wobei die Industrie als politische Rückversicherung Beobachter in den mehr politischen Apparat des Generalstabs, insbesondere in die verschiedenen Abteilungen der Abwehr eingeschleust hatte, die dann den opponierenden Generälen den organisatorischen Rückhalt geben sollten. In den Darstellungen zur Vorgeschichte des Attentats 1944 wird dies meist unterschlagen. Gesellschaftswissenschaftlich für die Zeit des Hitler-Regimes wäre es interessant zu klären, warum und von welchem Zeitpunkt an die Führung der Wirtschaft diese ihre eigenen Leute, die inzwischen sich zum Major und Oberst heraufgedient hatten, im Stich gelassen hat. Ein Teil dieser Leute ist 1944 nach dem mißglückten Attentat dem Henker überliefert worden. Der größere Teil aber hatte sich schon vorher aus dem Generalstab und den sonstigen militärischen Verwaltungszentren abgesetzt und sich in ein Kommando an der Ostfront hineinschieben lassen; in Voraussicht der kommenden Niederlage und der drohenden persönlichen Katastrophe?
Die Geschichte der Widerstandsbewegung in Deutschland ist von einer erschreckenden Oberflächlichkeit. Die Tatsache, daß es auch der bürgerlichen oder besser der wirtschaftlichen Intelligenz nicht gelungen ist, eine Opposition auf die Beine zu

bringen, die sich in einer politischen Machtposition hätte erweisen können, müßte ernsthafter, als dies Historiker und Memoirenschreiber aus dieser Zeit bisher getan haben, untersucht werden, in Einzelheiten zerlegt, analysiert und das Versagen begründet werden. Ohne solche Vorarbeit ist es überflüssig, sich mit einer Schilderung von Vorgängen in diesen Jahren länger aufzuhalten.

Zu Dutzenden sind diese Leute gerade noch rechtzeitig an der Front eingetroffen als Kommandeure von Regimentern und Divisionen, einige Monate bevor der Sturm zu Hause losgebrochen ist. Zu Dutzenden sind sie zu den Russen übergelaufen, militärisch durchaus korrekt, versteht sich – in hinhaltenden Kämpfen überrollt, eingekesselt und so weiter, zum Schutz der Reste ihrer Mannschaftsbestände, von denen schon sechzig bis siebzig Prozent auf dem Felde der Ehre gefallen waren. Historiker würden ihre Namen in den Listen der deutschen Offiziersklubs in Moskau und in den Gefangenenlagern wiederfinden, die von den Russen für die Umerziehung bestimmt wurden; einige tauchen auf in Stäben der russischen Westarmeen, und einige haben sich im deutschen Nachbarstaat nach Osten hin eingesiedelt – Opposition hier und da und allerwege.

Was eine Reihe von Jahren früher dem Arbeiter nicht gelungen ist, der als Masse auf dem politischen Schachbrett benutzt und hin- und hergeschoben wurde, konnte auch der bürgerlichen, der wirtschaftlichen und militärischen Intelligenz nicht gelingen: Beide wurden vor die Entscheidung gestellt, den Nachweis ihrer Lebensfähigkeit, ihrer Existenznotwendigkeit als Faktor eines gesellschaftlichen Aufbaus zu erbringen, im Rahmen des deutschen Staatsbereichs.

Ich möchte das sogleich wieder etwas einschränken. Einem Romanschreiber vergleichbar, der aus Sentiment etwas mehr bringen will als nur die lausige Wahrheit: Auf meiner ersten Etappe in der Emigration in Prag habe ich Gelegenheit gehabt, die Arbeit an den „Grünen Berichten" kennenzulernen. Die Grünen Berichte, eine Publikation in monatlichen Abständen auf Dünndruck in Kleinstlettern über 100 Seiten stark erscheinend, wurden unter dem Patronat des Sozialdemokratischen Parteivorstandes herausgegeben von dem früheren Abgeordneten Dr. Rinner. Unter den Mitarbeitern waren meine alten Freunde Georg Fuchs und Helmut Wickel. Ich stehe nicht

an zu behaupten, daß in diesen Grünen Berichten das Wertvollste und politisch Wichtigste enthalten ist, was überhaupt in der ersten Halbzeit des Hitler-Regimes von innen heraus gesammelt, verarbeitet und publiziert worden ist. Eine solche Fülle von originalen Beobachtungen, Urteilen und Kritik, Selbstzeugnissen, die Wiedergabe von Vorgängen im täglichen Leben innerhalb des größeren Konzentrationslagers Deutschland, im Büro wie in der Fabrik, die Kleinperspektive des Mannes auf der Straße, die Verdutztheit, das langsame Erwachen aus der lähmenden Illusion von der Macht und den Aufgaben der Arbeiterklasse, die Hilflosigkeit bis zur Resignation, nicht länger mehr warten zu können auf die versprochene Hilfe vom Ausland her – das ist das unfaßliche Drama des deutschen Untergangs, eine Fundgrube der Quellenforschung von unermeßlichem Wert für die Soziologie des Nationalsozialismus und der Vorbereitung des zweiten Weltkrieges. Es ist genauso unfaßlich, daß von diesen Berichten, die schließlich vier Jahre lang regelmäßig monatlich erschienen sind, kaum noch jemand etwas weiß.

In diesen Berichten spricht das ganze Volk, derjenige Teil, der noch unberührt von der Hysterie und gesund genug erscheint, um als Volk angesprochen zu werden, die Arbeiter, die Gefolgschaft der Arbeiterparteien und die Tausende von Entwurzelten, Enttäuschten und Unentschlossenen, die auf das Wunder einer Führung gewartet haben werden, sie aus der Umklammerung der Massenpsychose zu befreien.

Ich habe die Briefe gelesen, die zu Tausenden und zu Zehntausenden durch ein über ganz Deutschland verteiltes Netz von Auffangzentren gesammelt worden waren. Sie wurden durch Kuriere an verschiedene Grenzübergangsstellen gebracht und von dort an eine Prager Zentrale weitergeleitet, wo sie gesichtet und vorbereitet wurden.

Ich habe die Referenten an der Arbeit erlebt, von denen jeder jeweils für eine Ausgabe ganze Waschkörbe von Briefen auszuwählen und zusammenzufassen hatte, oft noch zusätzlich nach bestimmten Sonderaufgaben, wie Beobachtung und Registrierung der deutschen Waffen- und Materiallieferungen an Franco-Spanien.

Keine großen Worte, keine Anklagen, keine kommunistischen Stammtischtiraden, überhaupt keine Theorie – die sachlichen

Berichte über das Ausbreiten des Krebsgeschwürs in den Wohnsiedlungen, in den mehr privaten Zusammenkünften, in den Vereinen, in der Kneipe ... was die Arbeitskameraden denken, die Meister, die Buchhalter, die Ingenieure und die Direktoren ... was die Frauen zu Hause denken und das, was die Kinder zurückbringen von der Schule ... die Polizei, die Beamten, die Soldaten ... wovon sie sich, allein und unter sich gelassen, unterhalten, was sie für ihre Zukunft erwarten und was sie in Wirklichkeit bedrückt; die letzten Zuckungen gewerkschaftlichen Zusammenhalts und Tradition in der neugebildeten Arbeitsfront, das Verhalten der Richter, der Anwälte und der Polizei, der alten wie der neuen ... wie sich das Geschwür immer weiter ausbreitet, von der Ablehnung zur Duldung, zur Unterwerfung, das Ansteigen der Fieberkurve ... mit der unausgesprochenen Frage dahinter: und was nun? und was weiter?

Nein – das deutsche Volk hat nicht so ohne weiteres den Wahnsinn der Nazis geschluckt. Aus allen Schichten haben sie geschrieben an diejenigen, die dazu berufen schienen und an jeden, der ihnen hätte raten und helfen können. Sie haben niemals eine direkte Anwort erhalten. Vielleicht hätte die Leitung der Grünen Berichte besser getan, einfach alle diese Briefe und mit allen Wiederholungen hintereinander zu veröffentlichen, statt sie zu bearbeiten zu Appellen an das Ausland und theoretische Schlußfolgerungen daraus zu ziehen.

Ich kann dies als Außenseiter nicht beurteilen. Ich habe nur, und auch nur nachträglich, den Eindruck, daß solche Appelle im Lärm der Propaganda für Geldspenden zum Aufbau von Zeitungen und Zeitschriften im Ausland und für alle möglichen Unterstützungsorganisationen, von denen diejenigen, die bereits draußen waren, den Nutzen haben sollten, untergegangen sind. Das, was nach Deutschland hineingeschleust wurde, die Bulletins, die Handzettel, die mimeographischen Zeitungen mit den hochtrabenden Versprechungen, – das war nicht die Antwort, auf die die Briefschreiber der Grünen Berichte gewartet haben; nichts weiter als der Versuch eines nachträglichen Alibis, das schon zehn Jahre vorher nicht mehr gestimmt hat.

Wenn ich heute an diesen stummen Widerstand der einzelnen denke, die Unsicherheit, die Angst vor der Unterwerfung, die

völlige Leere, in die diese Menschen sich hineingetrieben sahen, so habe ich in meiner früheren Beurteilung dem deutschen Arbeiter vieles abzubitten. Ich habe erst daraus gelernt, und ich selbst hätte es eigentlich besser wissen müssen, was es in Wirklichkeit heißt, im Stich gelassen zu sein.
Mit den Jahren ist das Verbindungsnetz auseinandergefallen. Die Briefe sind knapper geworden und haben schließlich ganz aufgehört, als die Zentrale von Prag nach Paris zu übersiedeln gezwungen war.
Und was weiter – ? diese Frage habe ich mir in der Erinnerung oft gestellt. In der Wirklichkeit hatten die Grünen Berichte kaum eine breitere Resonanz. Von Beginn war es mehr eine Prestige-Frage für die Parteivorstandsmitglieder, die sich bald auch um die Publikation kaum mehr gekümmert haben. Die Berichte wurden an die verschiedenen Regierungen geschickt, die mit dem Schicksal Deutschlands in der einen oder anderen Form verbunden schienen, an Hunderte von prominenten Politikern im Ausland, Parlamentarier, Institute und wer immer bereit gewesen ist, sie überhaupt entgegenzunehmen. Man hätte sie studieren müssen, um den Wert erfassen zu können – und dazu hatten die wenigsten Lust und Zeit, ich meine diejenigen in Amt und Würden im Lager der „Kreuzfahrer" gegen die deutsche Barbarei, die damals – vielleicht – noch hätte verhindert oder aufgehalten werden können, nicht nur mit Schlagworten und Leitartikeln, mit Bittgesuchen, durch Entsendung von Delegationen und privaten Beobachtern, sondern mit Gewalt. Die sogenannten Friedensfreunde, die ruhig zugesehen haben, wie der Krieg Zug um Zug von Hitler provoziert wurde, haben diesen Krieg mit solchen Ausweichungen, auch wenn diese nur bestimmt gewesen wären, den Rückstand in der Rüstung nachzuholen, selbst mit provoziert. Man fängt heute bereits an, dies zu verstehen, die Bereitschaft, mehr noch die Verpflichtung zur Gewaltanwendung gegen den Krieg.
Als im Laufe der Zeit überdies noch die Auslandszentrale der Kommunistischen Partei gegen die Grünen Berichte ein Konkurrenzunternehmen aufzuziehen begonnen hatte, das keinerlei direkte Informationsquellen mehr enthielt, sondern nur aus Aufzählung von echten und erdachten Terrorgeschichten bestand, wurden auch die Grünen Berichte in

den gleichen Topf geworfen: Propaganda, Ableger der Emigranten-Presse.
Noch in der besten Zeit der Grünen Berichte hatte ich versucht, damals schon nach Genf verschlagen, in der Schweiz in den maßgeblichen wirtschaftlichen und internationalen Kreisen Interessenten zu werben. Ich habe es in einer persönlichen Werbearbeit von fast zwei Jahren insgesamt auf fünf regelmäßige Abnehmer gebracht!
Mit dieser Abschweifung ist im Grunde genommen bereits alles gesagt, was über die Hitler-Jahre innerhalb und außerhalb Deutschlands zu sagen wäre. Alles andere, die späteren Begleiterscheinungen und die Folgen, unterliegen bereits dem Gesetz des gesellschaftlichen Katastrophen-Gefälles, dem sowieso niemand mehr in den Arm fallen kann, er sei denn gewillt, die Entwicklung mit Gewalt aufzuhalten. Dazu hat man sich in der Außenwelt nicht entschließen können. Dadurch ist es auch nicht möglich gewesen, die Opfer des Hitler-Regimes zu retten; vielleicht lag dies auch, primär und analytisch gesehen, nicht ernstlich in der Absicht der späteren Allianz der Retter und Kreuzfahrer.

Spielereien am Rande der Katastrophe

Ich muß noch einmal auf diesen Gärtner zurückkommen. Er hatte beträchtlichen Anteil an den Rußland-Reportagen des amerikanischen Journalisten Knickerbocker. Er bearbeitete das Material für dessen Buch „Der rote Handel droht". Dieses Buch hat mit den Anstoß gegeben für die Aufnahme der diplomatischen Beziehungen Washingtons zum Moskauer Regime. Gärtner stand in enger Verbindung zu Allan Dulles, der während des Krieges als der Chef des amerikanischen politischen Nachrichtendienstes in der Schweiz in Tätigkeit gewesen ist, vor dem Kriege lediglich amerikanischer Beobachter im Völkerbund. Alle Erinnerungsschriften, die echten wie die hochgedichteten von Meisterspionen, Diplomaten und sonstigen Abenteurern aus diesen Jahren, vor und während des zweiten Weltkrieges, stammen zuguterletzt aus diesem Genfer Teich, in dem die Dulles und Gärtner ihre Schiff-

chen schwimmen ließen, französische Minister und englische Parlamentarier, den ungarischen Kartenzeichner Rado, der für die Russen ein Netz von Agenten in der Schweiz aufgezogen hatte, deren Aufgabe darin bestanden hat, sich gegenseitig zu bespitzeln.
Die Rado-Agenten sind nach der Beendigung des Krieges in der Schweiz vor Gericht gestellt und meist zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt worden; nachträglich – die französischen und englischen Würdenträger hat man laufen lassen. Rado selbst war von seinen russischen Auftraggebern anläßlich der Konferenz nach Teheran beordert worden. Er weigerte sich in Kairo, den Flug fortzusetzen und suchte in der englischen Botschaft Asyl; die Engländer haben ihn an die Russen ausgeliefert.
Alles dies mag interessant sein, die Personen, die Perspektiven und die Apotheose des Verrats, aber es gehört nicht hinein in den Reflex eines Lebensablaufs ... und es wirkt erträglicher in der Phantasie als in der Wirklichkeit.
Als ich nach Zwischenstationen in Prag, Wien und Paris in Genf gelandet war, hatte ich Gelegenheit, dieses Spiel um Nachrichten aus der Nähe zu beobachten, von einem Ringplatz aus; nichts wurde dort mehr ernst genommen, ein Meisterwerk der Commedia dell'arte; Züge und Gegenzüge, Komplotte, Austausch von vertraulichen Dokumenten, die für diesen Zweck besonders angefertigt wurden, Fälschung von Privatbriefen und Hotelrechnungen, um das bestimmte Datum eines angeblichen Aufenthaltes zu fixieren, der Bluff mit der gegenseitigen Aufrüstung, die Wunderwaffen ... sie waren tatsächlich auf der deutschen Seite vorhanden; sie wurden als Übertreibung bewertet, während die andern, die Gegenseite damit nur bluffte, um zu verschleiern, daß sie nicht bereit war zu kämpfen – für die Freiheit des Individuums: was ist das schon – ?
Daß aus diesem Genfer Schiffchen-Spiel bitterer Ernst werden sollte, hat sich von den Mitspielern kaum jemand träumen lassen. Das Spiel war zu gut abgeschützt von den Schweizer Behörden, die, wie es sich für ein international neutrales Land gehört, von Berliner wie Londoner und Washingtoner Agenten bereits durchsetzt gewesen ist. Das hat zu den merkwürdigsten Bocksprüngen geführt. So saßen in der Zentrale des Lan-

desschutzamtes in Bern die beiden deutschen Gestapo-Agenten, die ihre Tätigkeit bei der Fremdenpolizei in Prag erfolgreich beendet, sich nach Bern abgesetzt hatten. Oder: Herr Gärtner war bei Ausbruch des Krieges als Naziagent verhaftet und nach Italien zeitweilig abgeschoben worden. Wer Gelegenheit hätte, die Akten der Berner Bundespolizei einzusehen, könnte Wesentliches zur Geschichte des letzten Krieges beitragen.

Gärtner hatte mich gleich nach meinem Weggang aus Berlin aufgefordert, nach Genf zu kommen, wo er mich in einer der Schweizer Privatbanken unterbringen könnte. Ich bin erst sehr spät dieser Aufforderung nachgekommen. Ich fungierte in einer verhältnismäßig untergeordneten Stellung als wirtschaftlicher Berater – im wesentlichen handelte es sich darum, die durch die deutsche Wirtschaftsinvasion in den Balkanländern bedrohten Kapitalinteressen einer Reihe von potenten Auslandskunden und Depositären zu liquidieren und sie auf schwedische Gesellschaften zu transferieren. Von dem Sprungbrett dieser Bank aus gelangte ich dann mit Hilfe einer Empfehlung amerikanischer Banken, die europäischen Interessen dieser Banken waren inzwischen von Berlin nach Rotterdam verlagert, in die Rückversicherung, wo ich noch einige Jahre des Hitler-Regimes, zuletzt in Budapest, überdauert habe.

Ich habe Gärtner und seinen Freunden wenig nützen können. Die Atmosphäre war mir nicht nur völlig fremd, sondern eher abstoßend und merkwürdigerweise langweilig. Ich hatte nicht das geringste Interesse, mich einzumischen und mitzuspielen. Die Triebkraft des Abenteuers, mit der ich ins Leben getreten war, selbst der Geist des inneren Widerspruchs war nicht mehr vorhanden. Das Abenteuer war vorbei: Zur Kasse die Herren, die getanzt haben!

Ich habe trotzdem Herrn Gärtner, in dessen Ausweisungsverfahren ich übrigens groteskerweise gleichfalls mit verwickelt worden war, sehr viel zu verdanken. Ohne seine Hilfe und die seiner amerikanischen Freunde wäre ich in der Emigration untergegangen. Ich wäre unfähig gewesen, von mir aus selbst irgendeinen Kontakt zu der bereits in Schichten geordneten Emigration zu finden oder zu entwickeln.

Eigentlich nur, um es chronologisch abzuschließen, muß ich nachholen, daß ich einige Zeit in Wien als regelmäßiger Mitarbeiter in der „Wiener Wirtschaftswoche" gearbeitet habe, in

Paris als Promotor eines internationalen Anleihe-Projektes gewesen bin für den Ausbau der französischen Elektrizitätserzeugung. Das Projekt ist damals an dem hinhaltenden Widerstand des Comité des Forges gescheitert, der Interessenvereinigung der französischen Schwerindustrie, die bereits stark unter deutschem Einfluß stand – zwanzig Jahre später ist das Projekt in dem Bau der Rhône-Talsperren verwirklicht worden; damals hätte es die innere Widerstandskraft gegen die Hitler-Welle entscheidend stärken können.

In Wien war die „Wiener Wirtschaftswoche", Herausgeber Paul Scemere, das einzig größere Publikationsorgan mit einer provokativ-aggressiven Spitze gegen die von Dr. Schacht eingeleitete Wirtschaftsoffensive in den Balkanländern. Wir haben die Artikel in Wien geschrieben für die Minister und zuständigen Persönlichkeiten in Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Ungarn und Jugoslawien gegen die deutschen Handelsverträge. Wir ließen durch die zuständigen Gesandtschaften in Wien die Artikel abzeichnen als Originalaufsätze. Auf diese Weise wurde die Zeitschrift das Sprachrohr der Balkanländer, der Hilferuf aus der tödlichen Umklammerung der Berliner Kobra.

Das Blatt war im Straßenvertrieb nicht erhältlich, es hatte keine Abonnenten. Es wurde in 3000 Exemplaren regelmäßig ins Ausland verschickt und selbstverständlich auch an die österreichischen Amtsstellen; die Auflage und alle sonstigen Kosten bezahlte die Wiener Regierung. Das Ansehen der „Wiener Wirtschaftswoche" war außerordentlich groß, auch Herr Dr. Schacht hatte für die Reichsbank 50 Exemplare bestellt. Der Erfolg war gleich null.

Als ich sozusagen in letzter Stunde für das Blatt mit der angesehenen Zeitschrift „Banker" in London eine Sondernummer vereinbart hatte, mit Originalbeiträgen aller Mitglieder der österreichischen Regierung, um für eine englische Überbrükkungs-Anleihe an Österreich zu werben, – eine Reihe rückständiger Zahlungen hätte für die Regierung gedeckt werden können, die Beiträge an die Schulen, die Notstandsetats der Gemeinden ... hatte die englische Regierung schon vorher dem Minister Ludwig mitteilen lassen – Ludwig war der Initiator und der nach außen Verantwortliche für die Aktion –, daß die Anleihe nicht bewilligt werden würde. Die Sondernummer des

„Banker" ist nicht mehr erschienen. Vier Monate später marschierte Hitler in Österreich ein.
Was hätte in diesen Jahren von einem einzelnen, und obendrein noch von einem Außenseiter, geschehen können, würde ich fragen, selbst, wenn der Trieb zum Widerspruch und der Elan des Abenteuers noch lebendig gewesen wäre?
Es ist nicht so sehr die Enttäuschung allein, es ist der Verlust der Fähigkeit, die Farben zu sehen, den Regenbogen. Man sieht nurmehr die Konturen. Sie treten schärfer hervor, eigentlich nur die Schattenrisse, die Knochen, das Gerüst – für den Abdecker bestimmt. Davon zündet der Funken nicht.
Ich habe für Gärtner und seine Freunde nichts tun können. Ich bin auch kaum ernstlich darauf angesprochen worden; bis auf einige wenige Ausnahmen und in Budapest, wohin ich inzwischen übersiedelt war.
Der eine Fall war: ich bin gebeten worden, einen Mann bei mir aufzunehmen, zu betreuen – das heißt zu beobachten und zu präparieren, so heißt der Fachausdruck, für eine Aufgabe, die der Mann einer Gruppe opponierender Generäle gegen Hitler angeboten hatte. Gärtner wußte davon, daß dieser Mann mir zufällig von früher her bekannt war. Unsere Verbindung war aber nur eine sehr flüchtige gewesen; überdies hatte ich den Mann alle die Jahre über völlig aus den Augen verloren. Er war ursprünglich Kommunist, und ich glaube auch der Ortsgruppenleiter des Spartakus-Bundes in Breslau. Er hatte dort später eine Wochenschrift herausgegeben, hauptsächlich Skandalreportagen über das Liebesleben des deutschen Kronprinzen in Öls und die verschiedenen Betrugsmanöver des schlesischen Hochadels, die jeweils entweder pleite waren oder mit Millionenvermögen auftrumpfen konnten. Schließlich war er als eine Art Pressechef für die Bewegung um Otto Strasser in Prag tätig; dort hatte ich ihn auch zufällig wiedergetroffen; sein Name war Gruschwitz.
Auf diesen Gruschwitz setzten die Herren in Berlin, die damals schon das Komplott gegen Hitler vorbereiteten, große Stücke. Ich muß sagen, dieser Mann war einer der unsympathischsten und auch persönlich widerlichsten Vertreter, die mir je in meinem Leben begegnet sind. Der Typ des Nachrichtenhändlers wie er im Buche steht. Er verkaufte, was ihm unter die Finger kam und auch ganz gleich an wen. Seine Quellen, meist

Kombinationen aus Zeitungsnachrichten und den Jahreshandbüchern der Militärbehörden, die in jedem Lande herausgegeben werden und offen durch den Buchhandel zu beziehen sind. Gruschwitz verstand, daraus ein Geheimnis zu machen. So verkaufte er regelmäßig an das französische „Zweite Büro" die im deutschen Militär-Wochenblatt abgedruckten Beförderungslisten sowie die neuen Standortsverteilungen, aus denen jeder Laie den Stand und den Aufbau der deutschen Militäraufrüstung hätte entnehmen können. Die Franzosen zahlten beträchtliche Summen für etwas, das in Paris in der Buchhandlung Hachette für einige Pfennige zu bekommen gewesen ist.

Ich hatte nicht gezögert, den Kreis um Gärtner und seine Hintermänner dringend zu warnen. Nichtsdestoweniger wurde die Aktion gestartet.

Gruschwitz hatte sich dafür stark gemacht, in Italien ein Attentat auf den deutschen Gestapochef Himmler zu organisieren. Im Hintergrund mag die Idee mitgespielt haben, der deutsch-italienischen Verbrüderung einen Stoß zu versetzen. Für jeden selbständig denkenden Italiener, das heißt für die Leute, die ihren Verstand noch nicht völlig verloren hatten, und das waren fast alle Beamten und der innere Administrationsapparat, zeitweilig Mussolini mit eingeschlossen, ist es damals noch das Ziel gewesen, Hitler und die Deutschen nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen. Darauf war schließlich auch die Gruschwitz-Aktion aufgebaut; mein Büro in der Versicherungsgesellschaft war dabei als Relais-Station für die Verbindungen, die Abschirmung gegen die Schweizer Behörden und den Nachschub von Leuten und ähnliches mehr eingesetzt.

Wenn man dem Gruschwitz Glauben schenken konnte, lief die Sache reibungslos an. Die italienische Regierung war davon in der vorsichtig umschriebenen Form eines Gerüchtes unterrichtet. Die italienische Polizei war bereit, den und die Attentäter vorher und nachher so weit das möglich war, zu schützen. Der römische Polizeichef war mit Mühe davon abzuhalten, selbst vorher nach Berlin oder an welchen Ort immer zu kommen, um mit den eigentlichen Drahtziehern alle Einzelheiten zu besprechen. Der Gestapochef Himmler hatte sich in Rom zu seinem ersten Besuch bei Polizei und Regierung angemeldet.

Das Blatt wendete sich, als Gruschwitz höchstpersönlich in

Rom erschien, um die letzten Vorbereitungen für die von ihm angeworbenen Leute in die Hand zu nehmen. Er konnte es nicht lassen, die Nachricht von einem bevorstehenden Attentat auf Himmler an verschiedene Botschaften in Rom zu verkaufen, darunter auch an den Vatikan. Der Vatikan zahlte nicht nur die höchsten Preise, sondern es muß für Gruschwitz ein besonderer Ehrgeiz gewesen sein, mit dem Vatikan in eine dauernde Verbindung zu kommen. Der Vatikan braucht das, ließ mich Gruschwitz aus Rom wissen. Für den Vatikan ein internationales Nachrichtennetz aufzuziehen, das muß für Gruschwitz der Höhepunkt aller Träume und Vorstellungen gewesen sein.

Die deutsche Widerstandsbewegung, insbesondere aber die oppositionellen Offizierskreise in der Bendlerstraße, hatte von Beginn an im Vatikan einen starken personellen Rückhalt. Man wird sich in Berlin über Gruschwitz nachher erkundigt haben, wahrscheinlich sickerte aber die bevorstehende Aktion aus anderen Quellen durch. Die italienische Polizei winkte ab und handelte sehr rasch: sie schob den Gruschwitz ohne weiteres Aufsehen über die Schweizer Grenze. Die Aktion war gescheitert.

Gruschwitz wurde später von den Franzosen nach dem deutschen Einmarsch in Paris festgesetzt und der deutschen Gestapo überstellt. Er wird dann umgebracht worden sein. Jemand hat mir noch mitteilen können, daß Gruschwitz Jahr für Jahr und Tag für Tag genaue Aufzeichnungen in Tagebuchform niedergelegt hat, worin er Gott und die Welt beschuldigt und natürlich auch mich beschimpft und meine Rolle als Verbindungsstelle beschreibt – mit dem Haß des Erpressers, der nicht zum Ziel gekommen ist: Er hatte, vielleicht zu seiner Entschuldigung gesagt, von vornherein die Verbindungen überschätzt, die ich ihm hätte ermöglichen sollen. War es zum Glück oder Unglück – ? ich verfügte nicht über die entsprechenden Verbindungen.

Ein anderer Fall betraf meine Tätigkeit für die Versicherung in Istanbul, wo anläßlich der geplanten Organisation des Delphinfanges im Marmarameer mit deutschen Schiffen entsprechend einem deutsch-türkischen Abkommen, die englischen Versicherungsgesellschaften, die in Wirklichkeit das englische Kapital vertraten, das den Bau und die Unterhaltung der Kai-

Anlagen finanziert hatte, in dem Grundvertrag eingeschlossen werden mußten. Die Vertreter der deutschen Seeversicherungs-Gesellschaften und die Vertreter der englischen Norfolk-Versicherungsgruppe unter dem Vorsitz des türkischen Handelsministers saßen friedlich um einen Tisch. Ich habe an diesen Verhandlungen als Vertreter der Schweizer Rückversicherungsfirma teilgenommen. Die Amerikaner Donovan und Earl saßen im Nebenzimmer. Das war – wenn ich nicht irre – im Jahre 1942.

Das Nebenziel war, die Stimmung abzutasten für eine deutsch-englische Aussprache auf politischer Spitzenebene in der Türkei, mit oder ohne die türkische Regierung als Gastgeber. Der türkische Handelsminister, zu dem ich den ersten Zugang hatte, war begeistert. Die englischen Herren von der Norfolk-Gruppe waren sogleich bereit, sich in London für das Zustandekommen einzusetzen. Die deutschen Vertreter waren außerstande, irgendwelche Zusagen zu machen. Wir hatten das auch nicht von ihnen erwartet. Von den Amerikanern war Earl, der Botschafter in Sofia, dafür, Donovan dagegen.

Die Sache fiel ins Wasser, als die SS-Vertretung in der Türkei, die vermutlich von den deutschen Versicherungsvertretern unterrichtet worden war, sich auf eigene Faust einzuschalten und von sich aus die Vorbereitung der Konferenz in die Hand zu nehmen begann. Die unmittelbare Folge war der Zusammenbruch des deutschen Nachrichtendienstes in der Türkei, als der größte Teil der von der Bendlerstraße noch dirigierten Agenten zu den Alliierten überging und eine Reihe deutscher Auslandskorrespondenten sich in der Türkei internieren ließen.

Ich erwähne diese Ereignisse nur am Rande. Sie hatten für mich selbst nicht die geringste Bedeutung. Meine Firma war der Auffassung, daß es besser sein würde, wenn ich mich künftighin mehr um die staatlich-ungarische Schlachtviehversicherung kümmerte, die in der Schweiz eine Rückversicherungsdeckung suchte.

Ich habe manchmal daran gedacht, wie es hätte sein können, wenn ich auf irgend jemand gehört und dem Wunsch der Eltern gefolgt wäre ... die Lebenserwartungen etwa eines Rechtsanwalts, der innerhalb seiner Berufsgrenzen operiert und der auf Reputation zu halten hat. Ich bin diesen Wellen von Vorstellungen oft gefolgt, aber niemals weit gekommen. Auch als Rechtsanwalt wäre ich gescheitert.
Meine Mutter hätte nicht so früh zu sterben brauchen, und mein Vater hätte in diesem Sohn etwas bekommen müssen, auf das er solider hätte seinen Stolz bauen können, statt gezwungen zu sein, sich damit in einen Winkel zu verkriechen, sorgfältig verdeckt vor den hämischen Blicken der Verwandtschaft.
Vielleicht hätte ich eins dieser Mädchen heiraten sollen, an die ich mich noch von den Schuljahren her erinnere. Für die späteren Universitätsjahre wäre das ein Rückhalt gewesen, die Jahre des Ausbalancierens auf der Suche nach einem Beruf, in dessen Schutz sich eine Familie würde entfalten können ... die Verlobte, die Frau, die Mutter. Ich kann immer nur den Anfang sehen; wie es weiter gegangen wäre, weiß ich nicht, von dem Ende habe ich überhaupt keine Vorstellung mehr. Es ist eben so wie es ist; nichts hätte sich geändert. Ich wäre immer der gleiche geblieben, der ich bin – mit allen Unzulänglichkeiten, mit allen Illusionen und der Distanz zu den Menschen, die nicht zu überbrücken ist.
Ich habe diese Aufzeichnungen von der eigenen Persönlichkeit aus geschrieben. Sie stellen oft das Persönliche in den Mittelpunkt, ohne indessen das eigentlich Private im Persönlichen – das, was die menschliche Beziehung ausmacht, – zu berühren. Ich habe im Gegenteil dies, wo es sich sonst vordrängen würde, unterdrückt. Man kann natürlich auch von dieser Seite aus den Ablauf eines Lebens sich entwickeln lassen. Ich habe diesen Weg nicht gewählt. Wer etwas zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der kann aus dem Ende, dem die einzelnen Vorgänge vorangegangen sein müssen, selbst seine Schlüsse ziehen. Ich beklage mich nicht. Nichts hat sich ereignet, was ich nicht selbst hervorgerufen habe.
Im Laufe der Jahre verblassen die Farben, mit denen der

Liebhaber die Frauen bekleidet, die sich zu Zeiten in den eigenen Lebenslauf hinein widerspiegeln. Die Schattierungen schwinden in ein nebelhaftes Grau. Dabei sollte es umgekehrt sein. Erinnerung braucht die Besonderheit, die Differenzierung – was die Erinnerung am Leben hält, ist, das Einmalige wiederzuerwecken, herauszustellen, sich wieder anzulehnen, die Reflexe des Rausches, der Zweifel und des Sichfindens. Das Bunte, das Schillernde, es sollte sich wieder entfalten, Gestalt gewinnen, zu sprechen beginnen ... aber es ist nicht so. Trotzdem kann man auch versuchen, das vorzutäuschen. Mir liegt das nicht. Nichts rührt sich weiter, nichts zeigt sich als außergewöhnlich. Alltägliches, mechanisch sich wiederholend, in gleichbleibendem Wechsel, in ständigem Ablauf – es ist nicht die Aufgabe hier herauszufinden, ob das auch wirklich stimmt und als letzte Aussage bleibt.

Kriegsjahre in Ungarn

Sofern es einem gelingt, Zuschauer zu bleiben, ich meine, den inneren Zwiespalt vergessen zu machen, gewinnen die Schilderungen von Zwischenstationen im Ablauf der äußeren Ereignisse, in die das eigene Erleben hineingestellt ist, einiges an Interesse, an Farbe, Ironie und – zwielichtiger Moral; das heißt, mir ist es in den ersten Jahren in Budapest ganz gut gegangen. Ich war dabei, mich von der Mutter des Peter zu trennen. Harriet hatte in den ungarisch-deutschen Gesellschaftskreisen Anschluß und Rückhalt gefunden, die mich gezwungen hätten, eine äußere Position vorzutäuschen, zu der ich im denkbar schroffsten Gegensatz stand. Gewiß – ich verkehrte am Stammtisch der Schweizer Honoratioren im Hotel Gellert, als Agent für Schweizer Transportversicherer; ich half dem Schweizer Generalkonsulat mit Wirtschaftsanalysen aus. Ich war mir aber keinen Augenblick im unklaren darüber, daß das Ganze nicht mehr als ein Affentheater war.

Ich hatte mich mit einem ungarischen Mädchen angefreundet, das nach bestandenem Examen in einem für Töchter aus verarmtem Adel reservierten Lyzeum im Dorf als Schullehrerin seine Karriere begonnen hatte und als Parkett-Tänzerin in

einem der ersten Nachtklubs in Budapest gelandet war. Für die Trennung von Harriet haben natürlich auch tiefere Gründe vorgelegen.
Ich hatte das Mädchen, das sich Sylvia nannte, bei einem jungen polnischen Militärarzt kennengelernt, der in dem von der ungarischen Regierung zugelassenen polnischen Roten Kreuz beschäftigt war. Ich selbst hatte mit dem Roten Kreuz zu tun, weil ich halb offiziell durch das Schweizer Generalkonsulat gedeckt, halb inoffiziell für oppositionelle ungarische Kreise an der Durchschleusung polnischer Flüchtlinge, meist Angehörige der polnischen Armee, die in Ungarn und Rumänien interniert waren, durch Ungarn und Jugoslawien nach Paris und London beteiligt war.
Für Ungarn war wieder Krieg im Land, das heißt mehr Arbeit für die Versicherung. Die Staatliche Schlachtviehversicherung in Ungarn ist in der Schweiz rückzuversichern. Die Transporte von Paprika, Pfefferminzöl (Ware ist knapp und wird für den Flugzeugbau gebraucht), Transporte von Karpfen, Hagebutten und Beerenobst-Pulpe sind in der Police mit Kriegsklauseln zu versehen – sonst ist wenig verändert. Die Hotels am Donaukai sind bis unter das Dach besetzt, die Hallen überfüllt von Leuten, die zur Apparatur des Krieges gehören, in Zivil und Uniform, ohne direkte Fronten hier im Hinterland, die wartende, die hin- und herflutende Menge, durchwürzt von Hochstaplern und Schwindlern aller Schattierungen und von soliden Patrioten, die sonst in normaleren Zeiten zu Hause bleiben. In der Herren-Bar des Grand-Hotels wird mit Vorliebe Englisch gesprochen, Ungarn – heißt das, ist frei, bleibt unabhängig, Hitler selbst hat es versprochen. Auf dem Korso treffen sich die Herren mit den dicken Aktentaschen, Geschäfte, Geschäfte. Sehr bunt; aber das ist es nicht, was sich so herauszuheben beginnt, auch nicht die Zigeunermusik zwischen den Zehntausenden von Flüchtlingen aus Wien und dem Reich und dem Balkan, der infolge der deutschen Besetzung zwielichtig geworden ist. Wer wird verschont werden? Von wem und für welche Zukunft?
Laszlo, wie das Mädchen den Polen nannte, und Sylvia waren ein Liebespaar. Der junge Arzt war gerade aus dem Staatsexamen gekommen, als der Krieg ausbrach. Er wurde in die Armee gesteckt und war mit seiner Truppe nach wenigen Wo-

chen über die Grenze nach Ungarn gekommen. Von den zeitweilig die Hunderttausend überschreitende Menge der Kriegsflüchtlinge in Ungarn blieb über die Hälfte im Lande hängen, der größte Teil auf den Gütern der Landadligen, andere in den kleineren Städten in Aushilfsberufen, die wenigsten in Budapest selbst.
Ich bin viel mit dem Doktor zusammen gewesen in Maria Remete, einem Vorort der Stadt. Er erzählte von Mutter und Schwestern, die in Polen zurückgeblieben waren. Er würde sich nach dem Krieg in seiner Heimatstadt niederlassen, ein kleines Haus kaufen und mit Mutter und Schwester dort wohnen. Viel Geld wird er dort nicht verdienen in der ärztlichen Praxis, aber es wird reichen. Ich habe von ihm gelernt, daß man bescheiden sein kann, ohne für beschränkt gehalten zu werden.
Es war ihm gelungen, mit der Mutter zu korrespondieren. Er konnte ihr Geld schicken, es war alles nur eine Frage der Zeit, daß er das erreichen würde, was ihm für die weitere Zukunft vorschwebte. Da waren keine wilden Phantasien, keine Abenteuer – und so viel Zuversicht, daß er zu irgendeiner Zeit würde nach Hause gehen können, um glücklich zu sein.
Sylvia arbeitete im Programm eines der Nacht-Cabarets der Stadt. Ich erwähne hier: sie sprach nicht darüber. Schnitt auch Fragen brüsk ab.
Die beiden waren ein Liebespaar, beide sehr schüchtern und zurückhaltend, von einer tiefen inneren Zärtlichkeit, die sich noch entfalten würde. Man hätte die beiden gut für Bruder und Schwester halten können. Die Mutter des Doktors schrieb bereits an das Mädchen, und es galt als ausgemacht, daß der Junge Sylvia nach Hause mitbringen würde. Oft lag ein solcher Brief aus Polen auf dem Tisch zwischen den beiden, ungelesen, in der Vorfreude der Zusammengehörigkeit. Ein starkes Band, Worte und Gesten hätten es nur zerstört. Es saßen bei solchen Gelegenheiten noch andere um diesen Tisch, Nahestehende und Zugehörige, die nicht sichtbar waren – wie vielleicht schon aus einer anderen Welt.
Sylvia, die mit Vornamen Anna hieß, wohnte bei ihrer Mutter in Remete. Diese hatte den beiden ein Zimmer eingeräumt. Ich war dort oft zu Gast.
Ich habe den Doktor zum letzten Male auf der Landstraße nach Budapest gesehen. Ich war gerade aus der Stadt geflüchtet, und

er war in Eile, dorthin zurückzugehen. Ich versuchte, ihn zurückzuhalten. Ich konnte ihm berichten, daß die Deutschen einmarschierten, ich hatte die anrollenden Panzer gesehen, längs der Donau von Esztergom her, ein nicht enden wollender Zug, viele Meilen lang. Ich konnte den Doktor nicht überzeugen. Ich hatte auch nicht die Kraft, ihn zu zwingen, einfach am Kragen zu packen; ich war selbst in Panik und hatte es eilig. Er war, wiederholte er immer wieder, auf dem Wege zur Rote-Kreuz-Zentrale. Es waren dort Patienten zu betreuen, es würde jetzt um so mehr Arbeit geben. So habe ich ihn zum letzten Mal gesehen.

Ein deutsches Polizeikommando besetzte noch am gleichen Abend das Rote-Kreuz-Gebäude. Daß auf dem Haus die ungarische Flagge gehißt war, daß zwei ungarische Soldaten vor der Haustür als Schutzwache aufgezogen waren, das hat die deutschen Sicherheitsmänner wenig gekümmert. Sämtliche Insassen, die sich in den Räumen aufhielten, wurden in den Hof getrieben und dort erschossen. Ein zufällig anwesender ungarischer Priester, eine Krankenschwester, ein ungarischer Arzt, der zu einer Operation gerufen sich freiwillig für den Nachtdienst zur Verfügung gehalten hatte, und der aus sieben Anwesenden bestehende Stab des polnischen Personals; darunter auch mein Freund.

Ich saß in dieser Nacht in der Küche im Hause mit der Mutter. Von der Katastrophe hatten wir durch einen Nachbarn gehört, der die Nachricht über einen schwarzen Sender aufgefangen hatte. Ich saß da, ohne etwas zu tun, ohne etwas zu denken. Ich hatte die Mutter bisher nur flüchtig gekannt. Das Unglück schien uns miteinander zu verbinden, beide jetzt einander nahe und beide einander so fremd. Sylvia war, wie üblich, in der Stadt geblieben.

Ich kann den Leser nicht hindern, ironisch zu lächeln: ich habe mir in dieser schrecklichen Nacht geschworen, für Sylvia zu sorgen.

Wir wußten keine Einzelheiten, wo Sylvia beschäftigt war und was es mit ihrer Arbeit auf sich hatte. Es war eine stillschweigende Übereinkunft, niemand hätte sie danach gefragt – darüber spricht man vielleicht später in glücklicheren Zeiten, wenn es sich dann überhaupt noch lohnt. Wir vermuteten aus gelegentlichen Andeutungen, daß sie in der „Arizona“ beschäftigt war.

Die „Arizona“ war ein Nachtlokal mit international berühmtem Programm, dem Range nach dem Pariser „Jockey“ ähnlich. Das Innere der Bar war nach dem Muster eines Zirkusbetriebes angeordnet. Um die im Ausmaß sehr bescheidene Tanzfläche, die Manege, rotierende Scheibe auf Spiegelglas, farbiges Licht von unten her – waren im Halbkreis mehrere Reihen von Tischen zu je zwei Stühlen gestellt, terrassenförmig nach hinten ansteigend folgten den Kreis weiter ausholend die Logen, Tische für vier und auch mehr Personen; dahinter eine Reihe von Tischen an der Rückwand, die durch die Druckvorrichtung einige Meter in die Tiefe versenkt werden konnten, Ersatz für das Séparée. Der Oberstock enthielt weitere Logen, teilweise zum Restaurationsraum verbreitert. Der Kreis oben schloß sich mit den Garderoben der Artisten und Tänzerinnen; in einer vorspringenden Empore rechts und links die Musiker. Auf die Tanzfläche hinunter führte von dort aus eine breite Treppe, die den Innenraum nach der Rückseite abschloß. Auf dieser Treppe rollte die Show ab. In Seitenpodesten terrassiert.

Auf der Treppe tummelten sich die Tanzgruppen und das Ballett. Die Equilibristen, die Sänger und sonstigen Artisten, meist endend in einer Apotheose mit Fanfaren, Fackeln und kreisenden Sonnen, mit der ältlichen Inhaberin, der Miss Arizona als Königin der Nacht, in feierlichem Zuge die Treppe hinauf und herunter.

Es war sicherlich sehenswert – mein Chef von der Versicherung in Basel kam je einmal im Monat nach Budapest zu geschäftlichen Besprechungen. Er kam so gegen Nachmittag an, stürzte ins Hotel, zog sich um, Smoking und alles das, und verschwand in der „Arizona“. Keine Geschäfte, keine Verabredungen. Nach zwei Tagen sah ich ihn noch kurz wieder, unmittelbar vor Abgang des Zuges, für den seine Rückreise nach Basel gebucht war. Ich notierte noch schnell einige Antworten auf die vorangegangene Briefkorrespondenz, etwelche Anweisungen und Instruktionen, und ich war den Mann für die nächsten vier Wochen los.

Für die „Arizona“ waren solche Besucher nichts Außergewöhnliches. Die Ringtische waren oft ausschließlich von deutschen Militärs besetzt, die meisten Fliegeroffiziere auf der Durchreise, sonst von jüngeren Diplomaten und Herren unterschied-

licher Nationalität und unterschiedlicher Berufe. Diese letzteren waren die Stammgäste. Sie zogen Prozente vom Umsatz der Tische, die sie hatten mitfüllen dürfen. In anderer Hinsicht gehörte zu den Stammgästen auch der englische Professor, der in Budapest das Schuldezernat für den englischen Unterricht versah, ein in der Gesellschaft sehr angesehener Herr. Im Nebenberuf einer der wichtigsten Verbindungsleute für den Secret Service sowohl nach Deutschland hinein wie in die Balkanländer bis nach der Türkei; weitgehendst vom ungarischen Außenamt abgeschirmt. Er pflegte von Zeit zu Zeit in einer der versenkbaren Logen zu verschwinden mit Leuten von der amerikanischen Gesandtschaft, die zwar in einem Hotel auf der Margareten-Insel interniert waren, aber offensichtlich freien Ausgang für die „Arizona" hatten.

Gehandelt wurden Tito-Scheine, die dem Inhaber bestätigten, daß er von großem Nutzen für die Partisanen-Bewegung gewesen sei, Preis 100 Pengö das Stück. Gehandelt wurden alle Arten von Devisen, darunter besonders englische Pfunde mit abgebrannten Kanten zum Beweis, daß sie aus einem brennend abgestürzten Flugzeug geborgen worden waren, falsche rumänische Lei-Noten, nur 10 % unter dem Kurs der echten, und selbstverständlich Diamanten und Gold. Die deutschen Offiziere hatten die Flieger-Schokolade anzubieten. Alles sehr diskret, über die flanierenden Mittelsmänner. Größere Transaktionen wurden in der Versenkung getätigt.
In Nachtklubs wie der „Arizona", das gleiche in Preßburg, Sofia und Zagreb, in Istanbul, Rom oder Paris, arbeitet das Personal in eine gemeinsame Kasse, aus der die Direktion die Angestellten bezahlt; die Artisten sind darin nicht mit einbegriffen. Das Personal ist darauf geschult, Hand in Hand zu arbeiten, Portier und Chasseur, die Stofftierverkäuferin, die Blumenfrau und die Kellner, die Eintänzer und die Gutgekleideten auf Zeit, die, wenn aufgerufen, Raum und Gesellschaft zu wattieren haben. Die Kunst ist, dem Gast das Geld aus der Tasche zu ziehen, ohne daß er sich ausgeplündert fühlt. Jeder einzelne der Angestellten muß es in den Fingerspitzen haben, wieviel er dem Gast abnehmen darf, ohne daß es diesem wehtut; der Gast soll auch noch am nächsten Morgen befriedigt sein. Das liegt in den Händen der Mädchen, die zur Unterhaltung an die

Tische kommandiert sind. Sie bilden die unterste Stufe, obwohl von ihnen Allgemeinbildung, fremde Sprachen und gute Umgangsformen verlangt werden. Sie waren meist früher für die Tanzfläche bestimmt, oder stammen aus den Tanz-Ensembles auf der Treppe; Miss Arizona hat sie stufenweise degradiert, aus Geschäftsnotwendigkeit. Sie bilden die diskrete Reserve, die die Direktion auf direkte Anfragen zur Verfügung halten muß für die Herren aus dem Ausland, die sich verlassen und einsam fühlen. Obwohl diese Mädchen sozusagen den ganzen Betrieb auf ihren Schultern tragen, an ihnen verdienen die anderen Gruppen von Angestellten, die sonst brotlos wären, wenn die Mädchen schlecht arbeiten, die Lieferanten verlieren an Absatz, und das ist der Kredit, den sie der Geschäftsführung eingeräumt haben – obwohl diese Mädchen, die an die Tische kommandiert werden, sozusagen den geschäftlichen Mittelpunkt bilden, werden sie am schlechtesten bezahlt, wie es der menschlichen Natur entspricht; mehr noch, sie werden auch von den anderen verachtet.

Unter einer der Seitenlogen saß ein Mädchen für sich allein, rechts und links herum und nach vorn mehrere Tische frei. Von der Garderobe her wurde ein Herr in den Raum geschleust, vom Chef des Parketts, von Platzanweisern und Kellnern flankiert, ein Herr, der, nach der leicht unterstrichenen Aufregung des Gefolges zu urteilen, betrunken war. Der Herr hatte den ersten Schlag der Dunstwelle von Tabak und Parfüm, den Stoß der Jazztrompete in guter Haltung überstanden und steuerte jetzt mit Sicherheit auf das einsame Mädchen zu, die Kellner im zögernden Abstand. Der Geschäftsführer, von dem gegenüberliegenden Logentisch her, an den er soeben einige Lieferanten des Geschäfts placiert hatte, wechselte mit dem Chef des Parketts einen Blick; gewohnheitsmäßig hatte er den Eintretenden abgeschätzt: kann man durchgehen lassen. Kein besonderer Gast, wird aber zahlen – die Spannung war gewichen.
Inzwischen hatte der Herr nach einer Verbeugung am Tisch der Dame, die sich verwirrt erheben wollte, Platz genommen. Das Mädchen blieb sitzen, der erste Kellner trat bereits in Funktion.
„Sylvia?" – kaum besonderes Erstaunen –, „wußte nicht, daß

ich Sie hier treffen würde."
„Nicht wahr?" – Eine weitere Unterhaltung schien nicht recht in Gang zu kommen.
„Sie hatten mich hier nicht vermutet –"
„Ich weiß nicht."
Es waren einige Monate vergangen, seit das deutsche Militär das Land besetzt hatte.
Für Sylvia war es der erste Tischgast an diesem Abend.
Eine Dame, in Elfenbein geschnitten, das Porträt einer Dame und zugleich ein Schulmädchen, aus der Schule weggelaufen. Geradezu ungeheuerlich, denkt der Herr, mit einer Dame am Tisch zu sitzen. Ganz unverdientermaßen ...
Rechts und links sind die Tische besetzt. Es wird eng. Der Konsum ist angestiegen, die Kellner machen ganze Arbeit. Es wird dem Paar gestattet, nach einem der hinteren Tische in die Loge hinüberzuwechseln. Der Chef des Parketts dirigiert noch ein zweites Mädchen an den Tisch. Der Betriebsführer selbst kommt zu einer kurzen Begrüßung; eine große Ehre. Der Herr ist der einzige, der trinkt; die Mädchen gießen ihren Sekt in den Wasserkübel. Der Herr hat angefangen, etwas zu erzählen. Vermutlich nach den Stichworten, die ihm die beiden zuwerfen. Man spricht durcheinander, in verschiedenen Sprachen, das Varieté-Programm rollt ab. Die Primadonna einer Show-Nummer hat sich der Unterhaltung hinzugesellt.
Es geht dem Ende zu.
Das Ende: der Herr kann nicht zahlen; das macht nichts. Die andere Gesellschaft ist bereits gegangen, nur Sylvia ist noch am Tisch – in einem gewissen Abstand der Zahlkellner, noch weiter im Hintergrund der Direktor und einiges Gefolge. Eine Nota wird nach vorn gebracht an den Tisch, die unterzeichnet werden soll. Das Mädchen scheint über die Höhe der Zeche erstaunt, der Gast weniger – falls er überhaupt einen Blick auf den Kassenzettel geworfen hat.
Sylvia wird jetzt sehr geschäftig. Sie muß sich um die Garderobe kümmern, sie muß nach einem Wagen schicken, sie muß noch darauf achten, daß die letzten Trinkgelder nicht vergessen werden. Am Ausgang, in der Tür, sieht sich der Herr verlegen in der Runde um.
Der Geschäftsführer hat begriffen. Er kommt herbeigeeilt, sich noch einmal zu verabschieden, und drückt dem Gast einen

Schein in die Hand. Hausportier und Chasseur und wer sonst noch wartet, verschwindet auf einen Wink, es wird alles geregelt.
Der Wagen rollt an.
Rollt und schaukelt und stößt das Paar gegeneinander. Der Herr muß fester gehalten werden, sonst rutscht er vom Sitz auf den Boden. Der Wagen hält.
Vor dem kleinen Hotel geht alles sehr schnell. Der Portier hat den Schlag geöffnet, der Mann drin in der Loge schon den Anmeldebogen vorbereitet. Man hat telefoniert, es ist alles geregelt – „Bitte, die Herrschaften nach rechts, die zweite Tür." – „Gute Nacht." – Ich war sehr betrunken. Ich war mehr als betrunken, ich war noch am nächsten Morgen vollkommen blank. Trotzdem genügt die leiseste Berührung einer Hirnfaser, um jede Einzelheit in das hellste Licht der Erinnerung zu setzen, und sehr präzise. Das ist bei Säufern nicht ungewöhnlich. Sie sprechen ganz normal, antworten, wenn derjenige übertragend mithilft, der zu ihnen spricht. Sie stehen auch auf den Beinen und bewegen sich, wenn der Begleiter ein wenig dirigiert. Das braucht nicht sichtbar zu sein. Aber das ist auch alles.
Fliehen? – Dazu war es schon zu spät.

Während meiner Jahre in Budapest bin ich auch wieder einige Male kurz in Deutschland gewesen. Durch die Schweizer Rückversicherung gut abgedeckt, besaß ich obendrein einen ungarischen Flüchtlingsausweis, ausgestellt von der Stadt Budapest, den sogenannten Blauen Paß; in guter Voraussicht doppelt ausgestellt auf zwei verschiedene Namen. Ich wurde an das Krankenbett meiner Tochter Dagny gerufen. Dagny, 22 Jahre alt, zwangsverpflichtet als Schreibhilfe zu einer SS-Dienststelle in Berlin, war zusammengebrochen – Alkohol, Zigaretten, Rauschgift. Ein Greifswalder Professor, Leiter der dortigen Universitätsklinik, hatte über eine Reihe von Vermittlungsstationen, die sich hilfsbereit eingeschaltet hatten, mich wissen lassen, wenn ich die Tochter retten wolle, müsse ich sofort nach Greifswald kommen. Ich hatte die Jahre über wenig Kontakt mit ihr. Sie war seinerzeit bei der Scheidung von Margot dieser zugesprochen worden, und ich war der Überzeugung, sie hat es mir nachgetragen, daß

ich ihre Mutter verlassen hatte; sie wußte es auch nicht anders.
Ich bin über Wien, wohin man verhältnismäßig leicht und ohne größeres Risiko gelangen konnte, quer durch Deutschland gefahren nach Greifswald, in die Universitätsklinik. Dagny hatte versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Sie wurde zunächst in einen Polizeiarrest eingeliefert und kam von dort über eine Reihe von geschlossenen Anstalten nach der Klinik in Greifswald, als Untersuchungsgefangene für den Abschluß eines Gutachtens, das ganz allgemein für derartige Fälle der Greifswalder Klinik übertragen war.
Ich erfuhr dort von dem Professor, der seinen Kranken, meist Deserteure aus der Arbeitsverpflichtung, sehr wohlgesinnt war und offen auch mit mir sympathisierte, Dagny hatte die Jahre über darunter gelitten, daß ich ihr fern geblieben war. Hier – bei dieser Tochter, wäre meine Rettung gewesen, das Gleichgewicht. Es war zu spät.
Ich konnte nur versprechen, daß ich versuchen würde, sie zu mir nach Budapest zu holen.
Es geschah ein Wunder. Dagny erholte sich in diesen Tagen, solange der Professor es riskieren konnte, mich ohne Anmeldepapiere in der Stadt und der Klinik zu halten. Sie ging bereits, bisher halb gelähmt, mit mir auf den Hof. Wir gingen im Kreis auf dem mit Rundsteinen gepflasterten Hof, ohne Aufsicht, ganz für uns allein, stundenlang. Es war im Winter. Nicht lange mehr und die kahlen Äste würden wieder grün sein.
Ich mußte bald wieder zurückfahren.
Nicht ein einziger von den Leuten, die mir versprochen hatten, Dagny zu helfen, hat sein Versprechen gehalten.
Dagny wurde später bei dem Versuch, ohne Ausweise wenigstens bis Wien zu gelangen, wieder verhaftet, strafweise in ein Arbeitskommando nach der Steiermark gebracht. Dort unternahm sie einen neuen Selbstmordversuch. Sie wurde von der Gestapo als „arbeitsscheu" in die geschlossene Abteilung des Wiener Allgemeinen Krankenhauses eingeliefert.
Ich war inzwischen in Budapest selbst verhaftet worden und konnte ihr nicht helfen. Ich hatte auch keine Nachricht über ihren Verbleib; Briefe hätten mich nicht erreicht.
Dagny ist bei der Evakuierung des Krankenhauses vor den an-

rückenden Russen im März 1945 umgebracht worden, durch eine Injektion vergiftet. Von dem Krankenhaus wurde später nach dem Kriege erklärt: an einer Lungenentzündung verstorben. Ich habe keine Beweise, aber ich weiß es besser.
Ich habe im Konzentrationslager dieses Ende auf mich zukommen gefühlt. In den ersten Wochen waren die Einwirkungen auf mich sehr stark; Dagny wird sich noch an mich geklammert und um Hilfe gerufen haben. Dann wurde die Intensität allmählich geringer, von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht. Dagny wird bereits die Hoffnung auf mich aufgegeben haben, auch das Vertrauen. Ich bin zurückgeworfen worden zu dem, was ich bin; die grauenvolle Distanz von Mensch zu Mensch, die so alltäglich ist, daß man sie nicht mehr spürt. Und dann ist die Verbindung in das große, lähmende Dunkel versunken ... ich habe das gefühlt, als Dagnys Name in dem Krankenhaus von der Liste der noch zu Evakuierenden gestrichen worden ist.
Als ich das erste Mal in Budapest verhaftet wurde, aus dem Hotel herausgeholt von einer Bande Uniformierter und mit einem Dutzend anderer Opfer in einen der berüchtigten Pfeilkreuzer-Keller in Buda gebracht – wir wurden aneinandergebunden mit Stricken an Händen und Füßen in der Art, wie die Ungarn das Vieh in die Schlachthäuser treiben –, stand ich in der ersten Nachwirkung des Schocks. Ich konnte beobachten, es war Spaß, sich umzusehen unter den Leuten, mit denen ich zusammen am nächsten Morgen erschossen werden sollte, Zersetzung der Wehrkraft des ungarischen Volkes ... die Preistreiber und Spekulanten, Devisenschieber, serbische Spione und der Inhaber einer Autoreparaturwerkstatt, den ich sogar persönlich gelegentlich in der Bar des Grand-Hotel gesehen und wahrscheinlich auch gesprochen hatte. Er versuchte mich hier anzusprechen, aber ich erinnerte mich nicht, was ich ihm geantwortet haben sollte. Gesprochen wurde sowieso nichts, nur das gelegentliche Rülpsen der beiden schwer bewaffneten Wächter, die betrunken waren und gelegentlich auf die Branntweinflasche in der Rocktasche zurückgriffen, um noch betrunkener zu werden. Wir bekamen nichts zu essen, hatten keine Gelegenheit, etwelche Bedürfnisse zu verrichten – es hätte sowieso keinen Zweck mehr, ließen uns die Wächter wissen. Wir hockten auf der Erde, lagen lang auf den Bänken, die vor

einem Podium aufgestellt waren, oder standen an das Podium gelehnt. Gesprochen wurde nichts, und keiner nahm von dem anderen Notiz. Die Atmosphäre war eine Zeitlang ganz amüsant.
Bis zu dieser Situation im Budaer Pfeilkreuzer-Keller hatte die Chance einer Katastrophe immer eine gewisse Würze. Es war Spaß, der Wagen schob sich trotzdem weiter. Das Zerren an der Kette, die Revolten, die Selbstzerstörungen – schwindende Vorstellungen in der Erinnerung, Phantasiegebilde eines Jugendlichen, den niemand hat richtig auswachsen lassen.
Ich weiß auch heute noch nicht, was mich überhaupt veranlaßt hat, in Budapest zu bleiben. Ich hätte längst früher weggehen können oder mich in Ungarn selbst auf dem Lande verstecken, wozu ich die Möglichkeit gehabt hätte – ich vegetierte schon seit dem Einmarsch der deutschen Truppen im Oktober 1943 nur so dahin, persönlichen Konflikten unterworfen, Gefangener vager Hoffnungen und nichtssagender Verpflichtungen, die ich weder lösen konnte noch wollte. Selbstbeobachter eines raschen moralischen Verfalls, auch meines eigenen.
In solchen Fällen sind Tagträume geeignet, alle äußere Geschäftigkeit und Dynamik einzuschränken. Keine Wirkung mehr eines besonderen Schocks, keine Furcht vor einer Endkatastrophe, keine Vorstellung von einem Hinrichtungskommando und ähnlichen Phantasien ... einfach nichts, die große und völlige Leere, das Ende ohne Abschied.
Solche Tagträume fügen sich zusammen zu einem sich fortpflanzenden Echo mit der Mahnung, sich umzubringen; auf der Stelle!
Nicht genug, daß die Volksgenossen, die Kameraden und Freunde, die Partner und die sonstigen Umwelt-Charakter, von den Behörden schon ganz zu schweigen, alle darauf aus waren, mich zur Strecke zu bringen, mir die Lektion zu erteilen, die einzige, die man nicht mehr vergißt, wenn dann schon nichts mehr zu erinnern ist, – übrigens ist die Abwehr gegen diese Absicht das einzige, was mich wahrscheinlich so lange am Leben erhalten hat, – ich selbst konnte mir in all den Jahren nichts Glücklicheres vorstellen, als mich selbst umzubringen: zerstampft, zerschmettert, runtergestürzt in den Abgrund, an der Dachrinne hängend, auf der Flucht versteht sich, die Dachrinne bricht, bricht runter, und im Fallen ... so bunt läßt sich

das ausschmücken. Es ist jedesmal ein echtes Glücksgefühl, ein Überschwang an Glück, dem ich keinen andern Ausdruck geben kann, der wahre Erfolg aller Bemühungen, kein anderer Wunsch, als auf der Stelle erschossen werden. Ich weiß, daß ich mit diesem Bekenntnis nicht allein bin. Teil eines aktiven Lebens: jeder kann das bei sich feststellen.
Aber damals ist mir das auch noch nicht gelungen. Es wird kaum jemanden besonders interessieren, das weitere zu hören. Ich muß es nur beenden: es war da eine schwere Eisentür. Einer der Gefangenen hatte sich die längste Zeit an der Eisentür zu schaffen gemacht. Die Wärter dösten über einem offenen Kohlenfeuer. Es war kalt. Mit einem Knall sprang die Tür auf. Niemand rührte sich, nicht die Wärter, nicht die Gefangenen; bis auf den einen, der mit dem Knall zugleich entwichen war. Mich traf der kalte Luftzug von draußen. Beinahe widerwillig torkelte ich auch hinaus, ins Freie. Auf die Straße, in die kalte Novembernacht. Kaum in ein neues Leben, denn ich wurde sehr bald wieder verhaftet; diesmal von der deutschen Polizei.

Diesmal war ich schon viel weniger neugierig. Es war auch nichts mehr zu beobachten, als nur mich selbst, und das ist gewiß kein Vergnügen. Die Menschen kommen auf einen zu, mit denen man Umgang gehabt hat; die einem näher gestanden sind, die Frauen, denen man versprochen hat, ihnen zur Seite zu stehen. Man sieht nur noch die Schalen, in denen das Für und Wider abgewogen wird, möglicherweise die Schuld oder den Anteil der Schuld – obwohl das inzwischen schon ziemlich gleichgültig geworden ist.
Es bleibt nicht viel, was des Erinnerns wert wäre, und noch weniger des Erwähnens – eine Ausnahme die Freundschaft mit den russischen Kriegsgefangenen, die – Deserteure aus einem Wlassow-Arbeitskommando – bis nach Italien gekommen und dort festgenommen worden waren; der italienische Bauer, der solche Deserteure einfing, erhielt eine Kopfprämie. Ich arbeitete mit den Russen an einer Baustelle, die Trümmer eines von den Partisanen gesprengten Eisenbahntunnels wegzuräumen. Unser Arbeitskommando aus dem Polizeilager Bozen war etwa 120 Mann stark. Die Wachmannschaft stellte eine Eisenbahner-Kompanie. Geführt wurde unser Trupp von

Wlassow-Russen, die auch unsere Bewacher im Lager waren. Zur Baustelle hatten wir vom Lager aus einen Anmarsch von gut einer Stunde. Die wenigen Leute, die uns begegneten, wichen ängstlich aus, fuhren mit dem Wagen querfeldein, weg von der Straße. Wir zogen dahin – eine Gespensterkolonne, ein Trupp von Geächteten und Aussätzigen. Ich glaube allerdings kaum, daß auch nur einer von uns sich darüber Gedanken gemacht hatte. Das war längst vorbei. Die Mehrzahl in der Kolonne waren slowenische und dalmatinische Partisanen, Franzosen, Russen und ein paar aussortierte sonstige Ausländer, darunter auch ich. Wir waren zu viert je einer Lore zugeteilt, die, mit den Trümmersteinen beladen, nach einem Sammelplatz gefahren werden mußte.

Es war unerträglich heiß. Auch hier zogen amerikanische Fliegerformationen, täglich über den Brenner kommend, über die Baustelle hinweg nach Süden. Sie pflegten manchmal Frontzeitungen und Flugblätter abzuwerfen. Wir sahen oft die Bündel flatternd ins Tal hinuntertreiben. Jeder wußte, was darin stand. Es war nicht notwendig, den Kopf zu riskieren und einer Zeitung nachzulaufen, die sich jetzt am Boden in der Nähe gesetzt hatte.

An der gleichen Lore arbeiteten auch die Russen, Deserteure von der Wlassow-Armee, die in Italien aufgegriffen worden waren. Ich kam mit ihnen zeitweilig ins Gespräch, ein paar Worte, wenn der die Arbeitsstrecke kontrollierende Wachtposten gerade vorüber war.

Für die Russen war die Welt in Frieden. Man hörte sie untereinander lachen. Sie riefen Scherzworte zu ihren Landsleuten, den Bewachern, die ihnen auch gelegentlich freundlich zunickten. Es fehlte eigentlich nur die Balaleika und die Mundharmonika, und die Erlaubnis, zu singen und zu tanzen. Ihr Schicksal stand außer Zweifel. Sie wurden entweder von den Deutschen noch vor Kriegsende oder später nach Kriegsende von den Russen erschossen. Sie waren sich dessen auch völlig bewußt.

Ich erinnere mich, an diesem Tage – wir waren befehlsgemäß unter die Loren gekrochen, solange die Bomber über die Baustelle hinwegflogen – war ich aufgesprungen und gegen jede Ordnung auf den Fahrdamm hinausgetreten, den Eisenbahnern, die die umgehenden Höhen besetzt hielten, eine präch-

tige Zielscheibe. Für die die Strecke patroullierenden Posten ist das der Anlaß, sich hervorzutun, die vorgeschriebene Pflicht zu erfüllen. Man vergißt oft, daß alles nur Routine ist, die Tortur in den Lagern, das Quälen der Opfer, sie verhungern zu lassen, sie umzubringen und totzuschlagen – nur Routine. Sie sind froh, wenn das Massaker vorüber ist. Sie haben dann wieder für eine Weile Ruhe – ehe sie wieder aufgerufen werden.
Für mich war es jetzt soweit. Ich war nahe dem Ende. Ich sah das Sinnlose aller Existenz vor mir, das Sinnlose dieser Gefangenschaft, das Sinnlose der Bewachung, das Sinnlose der Freiheit und der davon Betroffenen, die noch draußen herumliefen. Gewiß – ich hatte nichts zu verlieren, aber ich hatte auch nichts zu erwarten, worauf es wahrscheinlich in der Hauptsache ankommt. Ich fühlte es hochsteigen, das Fremde, das Unkontrollierbare, das über die Grenzen des Bewußtseins sich hinausschwingen wird, Amok – ! Ich war zu schwach, einen der Posten oder einen der nächstbesten anzuspringen, zu würgen, zu schreien. Ich konnte den Amok nur gegen mich selbst hochtreiben lassen und laufen, laufen, laufen ... in die Gewehrschüsse hinein ... Einer der Russen hat mich zu Boden gerissen.
Ich wurde gepackt und unter die Lore gedrückt, das Gesicht tief in den Sand.
Der Posten hatte noch nichts gemerkt. Der Posten ging vorüber. Als sie mich wieder losließen, stieß mich einer an wie zum Spaß: „Brüderchen..." Der Anfall war vorbei.

Da war die Nacht im Lager bei Bozen. Mein Block war geräumt worden. Die Bomber waren über der Stadt und streiften das Etschtal ab. Sie flogen vereinzelt über das Lager, das auf den Dächern der Baracken als Gefangenenlager markiert war. Wir wurden zu drei Blocks in eine Baracke gepfercht. Die Flieger hielten sich nicht mehr an die Zeichen, sie wurden zu oft getäuscht. Die Baracke lag am äußersten Ende des Lagereingangs. Wir bildeten mit der Gefangenen-Markierung auf dem Dach den Schutz für die Aufseher-Quartiere.
Wir lagen in unserer Baracke auf den Pritschen zu dritt, an die siebenhundert Menschen, in einem Raum, der knapp zweihundert fassen konnte.

Eine Bombe war am Eingang des Lagers gefallen. In unserer Baracke wurde die breite Tür aufgerissen, die oberen Fensterrahmen herausgedrückt.
Bis auf das Klappern der Tür, die noch lose in den Angeln hing, kein Laut. Die Wachen vom Turm hätten sofort in die Baracke hineingeschossen. Die Stille war entsetzlich. Es war, als ob einem die Augen aus dem Kopf gebrannt werden.
Ich kauerte in der eng aneinandergepreßten Masse auf dem Boden. Neben mir ein Belgier, mit dem ich vorher ein paar Worte geflüstert hatte. Ingenieur von Beruf, war er bei einem Sabotage-Unternehmen in Nordafrika festgenommen worden. Gleich mir war er aus dem Festungsgefängnis Verona nach dem Bozener Lager abgeschoben worden. Ich hatte den Belgier selbst aber in Verona nicht gesehen.
Eine zweite Explosion erschütterte die Baracke. Sie schien zusammenstürzen zu wollen, sie bäumte sich, aber sie stand. Die Vibration der Explosion ebbte ab.
„Courage...", flüsterte mir der Belgier zu, „pas plus longtemps, quelques semaines ... courage..."; ich fühlte den Druck des Ellbogens in meiner Seite.

Nachkriegsjahre in Italien

Ich habe Sylvia im Spätsommer 1945 in Italien wiedergetroffen. Sie hatte mich in verschiedenen Lagern in Österreich und Italien suchen lassen, wohin die in Ungarn in den letzten Jahren des Krieges Inhaftierten überführt wurden. Mich hatte die Nachricht erreicht, daß sie mich in St. Anton am Vorarlberg erwarten würde. Ich hatte sie in St. Anton nicht mehr angetroffen und fand sie nach einigem Hin und Her über Meran und Mailand schließlich in Rom.
Sylvia hatte aus Budapest noch einiges Geld und ihren Schmuck retten können. Sie war in Rom in eine Reihe unübersichtlicher Geschäfte verwickelt, lebte in einem Kreis von jungen Leuten, die sich als Widerstandskämpfer in führender Stellung auszugeben versuchten, mit den besten Verbindungen zu den zuständigen Regierungsstellen, über die Sylvias Geschäfte abgewickelt wurden. Sie hatte in kürzester Frist einen namhaften Teil ihres Geldes verloren. Anscheinend erwartete sie die Hilfe

von mir – hatte ich nicht in Budapest so leicht das Geld für sie verdient?
Jetzt mußte der Schmuck, Stück für Stück, verkauft werden. Ich konnte den finanziellen Verfall nicht aufhalten. Ich war für diese Art Nachkriegsgeschäfte völlig ungeeignet; schnelles Erfassen einer Betrugschance liegt mir nicht. Ich bin noch die Jahre bis zu meiner Auswanderung nach Amerika bei Sylvia geblieben, nur geduldet und inzwischen reichlich verachtet. Helfen habe ich ihr nicht können. Daß ich mich um sie zu sorgen hatte, wurde ihr zur Last. Sie hatte auf Anraten eines Musikprofessors aus Mailand, den ich in Bozen im Lager kennengelernt hatte und der mich in Rom besuchte, ein Fremdenheim gepachtet, in Fregene – ein Ort an der tyrrhenischen Küste.
Fregene ist ideal gelegen, breit angelegte Straßen, in den Gürtel der Pinienwälder geschnitten, welche die Küste des Tyrrhenischen Meeres umsäumen, ein Strand, wie er an der südlichen Küste Frankreichs anzutreffen ist, mit tief ins Land hineinreichenden Dünen, auf denen im Winter die großen römischen Kamillen blühen, meilenweit. Die für den zu erwartenden Badeverkehr seinerzeit aufgebauten Fremdenheime und Hotels sind eigentlich niemals ihrem Zweck entsprechend in Betrieb genommen worden; eingewiesene Flüchtlingsfamilien wohnten jetzt da. Das Makadampflaster war aufgeplatzt. Es führt keine direkte Verkehrsstraße nach Rom, obwohl der Ort mit dem Auto in vielleicht zwei Stunden zu erreichen gewesen wäre.
Hier erwarb Sylvia das Fremdenheim. Es mußte noch, wenn auch zunächst primitiv, mit Möbeln und Betten ausgestattet werden. Ein kleines Privathaus nebenan wurde gepachtet, für den Aufbau eines Kinderheimes bestimmt. Sylvia hatte noch auf den Ankauf eines Klaviers bestanden zur Unterhaltung der Gäste. So übersiedelten wir nach Fregene. Der Professor war mitgekommen, um nach dem rechten zu sehen.
Aus Rom bekam Sylvia zunächst von einem Komitee zwei ungarische Mädchen geschickt, die um Aufnahme baten; sie würden im Hause arbeiten, aufräumen und ähnliche Arbeiten versehen. In diesen Winter-Frühjahrsmonaten 1946 tastete sich erstmalig der Verkehr nach Fregene durch. Ein Privatunternehmer hatte ein omnibusähnliches Gefährt eingesetzt, das

nachmittags in Rom abfuhr und nachts in Fregene ankam und den nächsten Morgen in aller Frühe nach Rom zurückfuhr. Es kamen die ersten Gäste, allerdings nicht in Sylvias Fremdenheim. Es wurde auch ein Hotel eröffnet, mit einer Tanzfläche im Freien und einem Lautsprecher, der vom Grammophon Glenn-Miller-Platten übertrug; niemand hätte diesem Lärm entfliehen können.

In Fregene hatte sich eine Einheit der polnischen Anders-Armee eingenistet. Die Soldaten hatten eines der leerstehenden Logierhäuser beschlagnahmt, die polnische Fahne gehißt und lebten anscheinend einen guten Tag. Die beiden ungarischen Mädchen hatten dort bereits Anschluß gefunden. Die erste Zeit kamen sie gelegentlich noch vorbei, um Sylvia bei der Einrichtung des Hauses zu helfen, schliefen auch noch meist im Hause. Bald fiel dies weg. Dafür tauchten sie aber später in Begleitung ihrer polnischen Freunde auf, schmuggelten die Liebhaber nachts ins Haus und drohten mit der Intervention der Alliierten, als Sylvia sie rauszuschmeißen versuchte. Dabei trat ich auch wieder etwas in Erscheinung.

Den Polen war ich glücklicherweise irgendwie nicht recht geheuer. Es waren auch keine echten Polen, sondern deutsche Soldaten aus Pommern, die, um aus den Lagern bei Pisa herauszukommen, sich bei der Polnischen Militärkommission im Lager als Polen deklariert hatten. Sie wurden sogleich in die Anders-Armee gesteckt und dazu benutzt, durch Heimtransporte bereits dezimierte Einheiten wieder aufzufüllen. Diese Polen suchten keinen Streit. Sie hatten alles Interesse daran, nicht aufzufallen. Sie hatten von irgendwoher einen Hundezwinger organisiert; vielleicht war noch viel früher eine deutsche Einheit in Fregene stationiert gewesen. Jetzt betrieben sie einen flotten Handel mit deutschen Schäferhunden. Mit der Echtheit aus den Stammbäumen wird es nicht viel her gewesen sein, aber sie verfügten über gute Stempel und geduldige Stempelkissen. Amerikaner, die ins Land der Freiheit zurückfuhren, waren meist die Abnehmer für diese Schäferhunde. Wir schieden in Frieden; die beiden Mädchen würden nach dem Ungarnheim in Rom zurückgebracht werden, versprachen sie.

Ich kam allmählich wieder auf die Füße. Es entwickelte sich alles eigentlich von selbst. Silone hatte bei der Fremdenbehörde

für mich interveniert, und ich kam jetzt in den Besitz einer regulären Aufenthaltsgenehmigung. Der junge Matteotti vom International Rescue Committee nahm sich meiner an, brachte mich zur UNRRA. Dort erhielt ich Lebensmittel, vom Rescue Committee Geld. Ich fing an, mit Freunden in New York, deren Adressen ich eine nach der anderen erfuhr, zu korrespondieren. Ich war von Sylvia unabhängig geworden.
Ich hatte in Fregene angefangen, Kuchen zu backen.
Am Strande hatten sich einige Espressos niedergelassen. Sie verkauften Kaffee, hatten aber kein Gebäck, das sie sich aus Rom hätten besorgen müssen, was reichlich umständlich war. So kam ich sogleich gut ins Geschäft. Ich hatte mich auf Brioches spezialisiert, machte aber auch Rollen, mit Marmelade durchzogen, und das, was man bei uns Napfkuchen genannt hätte. Zur Verfügung stand mir eine primitive elektrische Kiste, Ofen das zu nennen, wäre stark übertrieben gewesen. Nach den ersten Lieferungen wurde ich verhaftet und nach Maccarese, dem Sitz der Gendarmerie, eskortiert. Der Beamte fuhr Rad, ich lief hinterher.
Ich hatte als Emigrant und Flüchtling kein Recht zu arbeiten. Nach dem Wortlaut der Verordnung würde ich bei Übertretungen sofort in eines der Lager gesteckt. Italien und so weiter hat genug gelitten – das war ungefähr der Sinn der Rede, mit der der Polizeichef mich empfing. Sein Name war Marengo, er stammte aus Sardinien und hatte bei der Armee in Nordafrika als Feldwebel gedient. Als der Gendarm, der eigentlich mehr ein Feldhüter war, sich entfernt hatte, drückte Marengo noch ein wenig auf die Lautstärke, fügte einige Drohungen hinzu und – hörte dann abrupt auf. Er goß mir ein Glas mit Schnaps ein, ein Wasserglas voll, und ließ mich trinken. Er führte mich über die Straße in seine Wohnung, stellte mich Frau und Kindern vor, die sogleich anfingen, ein Essen für mich herzurichten, und er goß mir ein weiteres Wasserglas voll Schnaps ein.
Dann begann er, mir das Geschäft zu erklären – die Espresso-Leute, Diebe aus Rom, die hier auf Sommerfrische sind, werden sich nicht lange halten. Zudem wird er sie so hoch besteuern, daß sie von selbst verschwinden. Dagegen könnte ich bei den Bauern, die sonntags nach Maccarese zur Kirche kommen, mehr absetzen. Wir würden das Geschäft zuammen machen. Ich habe die Ware herzustellen, er wird den Absatz garantie-

ren. Die Einnahmen aus dem Verkauf gehen fünfzig zu fünfzig. Die Ware müsse natürlich anders werden. Ich backe zu windig – ich hatte mir Mühe gegeben, die Brioches so luftig wie möglich zu backen und war stolz darauf. Die Bauern aber, klärte mich Marengo auf, wollen etwas Handfestes. Es muß etwas wiegen, so daß sie wissen, wofür sie bezahlt haben; mehr Mehl, kompakter, schwerer. Die Marmeladenschnitten sind für die Kinder, sie müssen größer sein, die Kinder wollen etwas sehen. Marengo goß mir weiteren Schnaps ein. Er wird den Pfarrer veranlassen, daß wir am Kircheneingang, der schattig und überwölbt ist, einen Tisch aufstellen können. Für den Pfarrer sollte ich einen besonders schönen Kuchen backen, eine Torte vielleicht. Den Tisch wird er selbst, Marengo, zur Verfügung stellen. Inzwischen war das Essen aufgetragen, es wurde weiter Schnaps eingegossen. Nach dem Essen legte sich der Chef auf den Diwan im Zimmer und war sofort fest eingeschlafen. Ich stand noch etwas verlegen herum und machte mich dann auf den Heimweg. Wir waren noch im April. Es war ziemlich heiß. Keine Bäume, kein Strauch, kein Schatten – nur die Landstraße und die Felder, so weit der Horizont reichte. Ich war auch etwas betrunken.

Sylvia hatte sich an meinem Unternehmen nicht beteiligt. Sie zeigte sich auch so wenig interessiert, daß sie sich nach den Fortschritten und Entwicklungen niemals erkundigt hat. Sie ist auch ständig in ihren eigenen Plänen unterwegs gewesen. Sie organisierte in Fregene einen sonntäglichen Waldgottesdienst unter den Pinien für die Fremden, bezahlte den Pfarrer und den An- und Abtransport der geweihten Steinplatten und der Meßgeräte. Mit dem Pfarrer verhandelte sie über die Überlassung einer Kirche in Fregene, die jemand vor Jahrzehnten hatte angefangen zu bauen und die im Bau stecken geblieben und zur pittoresken Ruine verfallen war. Sylvia wollte sie aufbauen mit anschließenden Wohnräumen für Priester, die hier ihre Ferien würden verbringen können. Die Genehmigung des Bischofs mußte eingeholt werden, der auch das Gesuch um Genehmigung einer Lotterie, sowie Sammlungen für den Kirchenbau hätte unterstützen müssen. Auch von diesen Vorgängen hörte ich nur sehr oberflächlich, genauer gesagt, ich hörte überhaupt nicht zu.

Im leeren Heim, das wir beide mit dem Professor jetzt allein

bewohnten, auch eine Haushilfe war längst weggeblieben, spielte Sylvia Klavier, Übungsstücke von Clementi, für Anfänger. Geschäftlich gesehen war ich in eine Falle gegangen. Über die Espressos hätte ich vielleicht meinen Kundenkreis auf die Logierhäuser ausdehnen können, später, wenn die Saison anlaufen würde, auf die Restaurants und Hotels; vielleicht hätte ich sogar dort auf eine Anstellung als Küchenchef rechnen können, italienische Desserts lassen sich erlernen.
Mit den Bauern kam ich schwer ins Geschäft. Ich mußte ständig mit den Preisen runtergehen. Ich verkaufte die Brioches für 50 Lire das Stück, nach vier Wochen war ich bei 30 Lire angekommen. Davon bekam Marengo 15 Lire, eine ganze Menge meiner Kuchen holte sich die Schwester des Pfarrers schon vor Beginn des Verkaufes vom Stand ab – für den geistlichen Herren, die Kommission, daß ich meinen Tisch am Kircheneingang aufstellen durfte – ich muß diese Kommission im Gesamtdurchschnitt umgerechnet auf ungefähr 5 Lire per Stück berechnen. Ich kalkulierte, daß die reinen Materialkosten auf das Einzelstück Brioche berechnet sich auf 22 Lire stellten. Ich hatte also von vorneherein mit einem großen Verlust zu arbeiten, den ich aus den Lebensmittel-Lieferungen der UNRRA zu decken hatte, ganz abgesehen von dem sonstigen Risiko, der ständigen Unterbrechung des elektrischen Stromes, so daß ich oft den Teig wegwerfen mußte oder sonstigen Unfällen wie dem, daß der Gendarm, der die Ware nach Maccarese zu transportieren hatte, auf seinem Fahrrad mit dem Anhänger beladen mit den Torten und Kuchen, im Straßengraben landete. Die Torten waren zwar noch zu essen, aber sie wurden nicht bezahlt.
Ich bekam auch Angebote von den Bauern selbst, die sich beteiligt hätten, wenn ich so groß geworden wäre, daß ich hätte nach Rom liefern können. Sie hatten einen sehr guten Verkehrsdienst mit Rom. Jeden Tag fuhren ein Dutzend Lastwagen in die Stadt mit Früchten und Gemüsen, Getreide und Mehl, Kleinvieh und Fleisch. Sie waren Großversorger des Schwarzen Marktes, und sie erzielten mit dem, was sie auf den Markt brachten, oft mehr als das Doppelte der üblichen Schwarzmarktpreise.
Das hing mit Maccarese zusammen. Der Name des Staatsgutes Maccarese, dicht vor den Toren Roms, hatte einen großen Ruf.

Das Gut war entstanden aus der Trockenlegung der Sümpfe an der Tibermündung. Die Trockenlegung hat nicht nur Rom von den Moskitos und der Malaria befreit, sondern auch die weit verzweigten Bewässerungskanäle und Irrigationsanlagen ermöglicht. Angebaut wurde ziemlich alles, was überhaupt landwirtschaftlich anbaufähig ist.

Ich möchte mir hier die Einschiebung erlauben, daß das Staatsgut Maccarese wahrscheinlich zu den eindrucksvollsten Schöpfungen der Mussolini-Regierung gehört; gleichgültig, ob es schon vor Mussolini geplant war und dieser nur die bereits vorliegenden Pläne hat verwirklichen lassen. Es gehört zu den peinlichen Dummheiten einer oft sonst so menschlich aufgeschlossenen und liebenswerten Nation, eine große Leistung aus tagespolitischen Gründen vergessen zu wollen. Maccarese wird daher auch kaum in den Fremdenführern erwähnt oder den Fremden gezeigt, obwohl Italien mit Maccarese über ein Kollektiv-Staatsgut verfügt, das in Europa einzigartig ist. Wahrscheinlich das modernste und bestorganisierte, die russischen Kolchosen nicht ausgenommen.

Die etwa 1000 Bauernfamilien, die auf dem Gut arbeiten, sind auf rund 80 Blockstationen aufgeteilt. Jede Blockstation ist an einen besonderen Produktionszweig gebunden, Viehzucht, Anbau von Produkten, Verarbeitung und Transport-Zentrale. Die Stationen sind durch breite Autostraßen miteinander verbunden, für den Eigenverkehr. An jeder Station sind an zehn Familien angesiedelt, der Rest verteilt sich auf den Maschinenpark, die Zentralverwaltung und einige Verarbeitungsbetriebe am Rande Maccareses. Dazu gehört auch eine eigene Eisenbahnlinie und ein Flugplatz mit einem Dutzend Transportmaschinen, die zum Beispiel die Spitzenfrüchte und ersten Gemüse nach London fliegen.

Der Kollektivvertrag stellt den Bauern das Haus, einen Garten und sichert ihnen einen Prozentsatz in Naturalien an der Ernte eines Sektors, daneben den gewerkschaftlich festgesetzten Mindestlohn. Der Bauer kann seine Ertragsquote in einem internen Verrechnungsverkehr gegen andere Produkte umtauschen oder auf Vorschuß nehmen; so kann ein Milch-Farmer zum Beispiel auf seine Milch- oder Butterquote Weintrauben beziehen, wenn zu einer bestimmten Zeit Weintrauben auf dem Schwarzmarkt mehr einbringen als Butter.

Die Bauern von Maccarese sind gewiegte Händler und sie sind mit der Zeit recht wohlhabend geworden. Durch die Bank sind sie fette Partei-Kommunisten. Ich meine fett nicht in dem Sinne, daß sie Fleisch angesetzt haben, mehr im soziologischen, oder wenn man will intellektuellen Sinne. Sie sind dumm, arrogant, jeder Diskussion, geschweige denn einer Aufklärung verschlossen. Sie haben dabei den mißtrauischen, hungrigen Blick des italienischen Bauern behalten. Sie werden gut in die Parteikasse zahlen, und die römische Parteispitze behelligt sie nicht sonderlich mit Agitatoren.
Ich versuchte einmal im Dorfplatz von Maccarese mit einigen dieser Bauern ins Gespräch zu kommen. Ich war interessiert zu wissen, mehr zu fühlen, aus welchem Stoff sie gemacht sind. Vergebliches Bemühen. Zu dieser Zeit war gerade ein großer Landarbeiterstreik in Apulien im Gange. Die noch unter mittelalterlichen Verhältnissen dort arbeitenden Bauern, die in den Olivenwäldern der großen anonymen Gesellschaften unter Jahreskontrakt arbeiten, waren in großen Demonstrationszügen vor die Präfekturen gezogen, geführt von den kommunistischen örtlichen Parteisekretären, voran die roten Fahnen, und hatten Land gefordert. In einigen Gegenden war es zu spontanen Inbetriebnahmen unbebauten Ackergeländes gekommen. Militär wurde eingesetzt. Die Gendarmerie nahm Verhaftungen vor, nach Hunderten. Ich vermochte in Maccarese keine Spur von Sympathie, von kameradschaftlicher Verbundenheit zu finden. Landstreicher – hieß es verächtlich – man soll sie aus dem Lande herausschmeißen – ab nach Argentinien!
Soweit über die parteikommunistischen Bauern von Maccarese. Bei den Wahlen 1946 wurden unter den 3000 Stimmberechtigten in Maccarese 2700 kommunistische Stimmen abgegeben.

Und ich hatte mindestens einmal in der Woche auch nach Rom zu fahren, um Material einzukaufen. Es geschah nicht selten, daß ich den Omnibus nicht rechtzeitig erreichte und die Nacht über in Rom bleiben mußte. Der Schwarzmarkt auf dem Piazza Vittorio Emanuele wird eine der großen Erinnerungen bleiben, die man nicht mehr vergißt. Ich habe in den ersten russischen Revolutionsjahren den Sucharewski-Markt in Mos-

kau gesehen, den Flohmarkt in Paris und London. Sie sind klein und provinziell im Vergleich zum Vittorio gewesen. An und für sich war der Markt überhaupt verboten. In den Seitenstraßen patrouillierten die Carabinieri, auf dem Platz selbst ließ sich keine Polizei sehen. Zehntausende von Händlern, von denen jeder seinen festen Stand hatte und wahrscheinlich irgendeiner Organisation Standmiete zu zahlen hatte; sicherlich nicht der Stadt oder der Polizei. Die Regierung ließ es geschehen, wäre auch absolut machtlos gewesen, den Schwarzmarkt unterdrücken zu wollen. Es gab feste Grundpreise, die jeden Tag festgesetzt wurden – wie, habe ich nie erfahren. Die innere Disziplin war bewunderswert. An dem Tage, als der New Yorker Bürgermeister La Guardia, der die amerikanische Hilfsaktion für Italien ins Leben gerufen hatte, Rom besuchte, war der große Platz völlig leer, der selbst noch nachts hier und da einige Stände in Betrieb aufzuweisen hatte. An diesem Tage nicht ein einziger Stand, keine Käufer, keine Zuschauer. An die Bevölkerung war ein Aufruf der Stadtverwaltung ergangen, den Amerikaner-Italiener La Guardia „würdig" zu empfangen – kein Wort stand in dem Aufruf von Unterdrückung des Schwarzmarkt-Handels. Die Italiener hatten auch so verstanden. Schließlich schickte der gute Mann alle die Sachen herüber, die man am Vittorio verkaufen konnte.

Ansonsten ist nichts an Rom, das nicht auch von jeder anderen größeren Stadt gelten würde; manches mag in Rom etwas bunter sein, mehr dem menschlichen Charakter in der Tiefe angepaßt. Da waren die Falschspieler in den Nischen an der hohen Umfassungsmauer der Bäder des Caracalla, die Trick-Verkäufer, Stoffe, goldene Uhren, Diamanten, Ohrringe – mir sind keine besonderen neuen Tricks begegnet, die Jagd nach dem Diebe, dem man vorher den gestohlenen Gegenstand in die Tasche gesteckt hat, die Verhaftung durch echte und falsche Detektive, man wird die Ausweispapiere los, die man dann zurückkaufen muß. Wer nicht kooperativ ist, riskiert, hospitalreif geschlagen zu werden. Aber das ist schließlich überall so. Es war nichts wesentlich Neues, auch nicht die von den Prostituierten auf dem Hauptbahnhof gestellten Fallen.

Dagegen ist mir der Sandsack stark in Erinnerung geblieben. Ich halte nichts von den blühenden Mimosenbäumen im Nomentanaviertel. Der Sandsack hat mich sehr interessiert. In

den schmalen Durchgangsgassen am linken Tiberufer, so gegenüber der Engelsburg (ein ganz prächtiger Baukasten), hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, vorübergehende Passanten mit einem Sandsack niederzuschlagen. Der Sandsack, an dem eine elastische Wurfschnur befestigt war, wurde geschleudert; der Schleuderer, zu dem der Sack wieder zurückschleuderte, stand im dunklen Hausflur. Oft war der erste Wurf nur eine Finte. Das Opfer wich nach gegenüber aus im ersten Schock, geriet dort in eine gute Position für den zweiten Schleuderwurf, diesmal aus dem Hausflur auf der anderen Seite. Meist war der Wurf tödlich, die Schädeldecke wurde eingeschlagen. Das Opfer wurde später ein paar Stufen hinauf an das Tiberufer getragen und über das Geländer in den Fluß geworfen. Das ganze Viertel war zwar „off limits" erklärt worden für die Soldaten: aus Gründen eines Alibis für die Betreuung durch die Behörden, denn in Wirklichkeit konnten sie wenig tun. Zu meiner Zeit dort wurden sogar nicht mehr die täglichen Verluste veröffentlicht. Es war das Quartier der Agenten für die großen Aufkäufer von Schwarzmarktware, der Zigaretten-Großverteiler, der Rauschgiftringe. Zu dieser Zeit legten auch noch wieder die Überseedampfer in Civitavecchia an (sonst nur durch Stendhal in der Eigenschaft als Schmuggelhafen bekannt geworden). Die Seeleute kamen von Civitavecchia nach Rom, um hier dem Sandsack zum Opfer zu fallen.

Man wird von mir nicht erwarten, daß ich mich sonst noch an etwas Erwähnenswertes von Rom erinnere. Trümmer gab es und gibt es überall, und die Trümmer am Forum Romanum sehen so aus, als ob sie jeden Morgen für die Zurschaustellung erst abgeputzt und neu geordnet werden. Im Colosseum hätte ich manchmal gern geschlafen, anstatt bis in die frühen Morgenstunden in den Straßen der toten Stadt herumzuirren. Die Kojen in den unteren Rängen sind von festen Stammkunden in Besitz genommen, die keine fremden Eindringlinge dulden würden. Was dort und in den höheren Rängen noch frei ist, wird von einem recht kräftig aussehenden Verein zum gegenseitigen Schutz an Liebespaare vermietet. Der zerbröckelnde Rest ist für Ratten und Katzen reserviert; nachtsüber, meine ich, am Tage für die Fremdenführer.

Ich bin nicht so ungebildet, daß mir nicht einige Barockkirchen aufgefallen wären. Ich hätte hineingehen sollen und dort im

Halbdunkel sitzen und meditieren. Aber ich war nicht in der Stimmung dazu.
Ich habe mich in Italien nach dem Schicksal von zwei italienischen Genossen erkundigt, denen ich seinerzeit aus Moskau gegen den Willen der Kommunistischen Internationale die Ausreise ermöglicht hatte. Beide gehörten der italienischen Kommunistischen Partei an und standen in Opposition zur Parteileitung, der eine als ein führendes Mitglied der internationalen Jugendorganisation, der andere als Sekretär eines norditalienischen Parteibezirks, der die Arbeiter zur Besetzung der Fabriken aufgerufen und eine Reihe von Betrieben stillgelegt hatte. Beide wären für lange Zeit in die Wüste geschickt, dort vergessen und bei den späteren Parteiregierungen liquidiert worden. Der Mut, mit dem beide sich gegenüber den Kominterngrößen zur Wehr setzten, hatte auf mich einen großen Eindruck gemacht.
Ich war damals noch in der Lage, Pässe für Kuriere der Internationalen Arbeiterhilfe ausstellen zu lassen; nach Personen und Namen wurde nicht weiter gefragt. Und so sind beide aus Sowjetrußland entkommen.
Der eine, Terracini, war viele Jahre Präsident des italienischen Senats, ein nach außen repräsentatives Mitglied der Kommunistischen Partei Italiens; zu meiner Zeit, als ich in Italien gestrandet war, der mächtigste Mann in der Republik. Ich habe ihn nicht aufgesucht. Es hätte ausgesehen, als wollte ich einen Dank einkassieren. Terracini hatte noch seine Freundin, ein Mädchen aus der russischen Jugendorganisation, mit aus dem Lande nehmen können.
Der andere war mein Freund Bombacci. Ich kannte Bombacci zunächst nur aus der Zeit in Moskau, als er vor der Komintern die Besetzung der Fabriken durch die Organisation der Betriebsräte zu verteidigen hatte. Wir haben uns noch einige Male in Berlin getroffen. Dann habe ich aber jede Verbindung verloren, und in Wirklichkeit auch nicht versucht, sie aufrechtzuerhalten.
Bombacci war, wie ich jetzt in Rom erfuhr, allmählich aus seinen Positionen in der Partei gedrängt worden, auch aus den Splittergruppen, die sich, ähnlich wie dies in Deutschland geschehen war, zu einer 4.Internationale, in Opposition zu der Moskauer, zusammengefunden hatten. Reste davon bestehen

noch heute mit einer Zentrale in einem Amsterdamer wissenschaftlichen Institut, von dort wären auch noch weitere Einzelheiten über das Schicksal Bombaccis zu erfahren.
So grotesk die Figur Mussolinis für die politische Geschichtsschreibung auch erscheinen mag, in seinem früheren Bekenntnis zum revolutionären Sozialismus bleibt als ein tragischer Grundzug jener permanente Zwiespalt zwischen Macht und Bekenntnis bestehen, der Mussolini schließlich zum Popanz des Faschismus gemacht hat. Mussolini war sich auf dem Höhepunkt seiner Macht selbst im Zweifel, ob die von ihm gewählte Form einer Mobilisierung der Masse genügt haben würde, die „Seele des italienischen Volkes intakt zu halten".
Mussolini hat in einem, inzwischen leider vergessenen Rechenschaftsbericht, der nach seiner Befreiung gegen den Willen der deutschen Behörden in Italien veröffentlicht wurde, ausführlich darüber geschrieben. Bekanntlich wurde Mussolini erst jetzt wirklich „Gefangener", und zwar in den Händen seiner deutschen Bundesgenossen.
Die aktive Politisierung des italienischen Volkes vollzog sich schließlich auf Kosten der Arbeiterschaft, zugunsten der kleinbürgerlichen Schichten, die von den großen Latifundienbesitzern, dem traditionsgebundenen Hochadel und dem Vatikan mit dem Rutenbündel dirigiert wurden. Mussolini hat das erkannt, war aber bereits zu sehr Gefangener seiner Gefolgschaft, als daß er die Entwicklung noch hätte aufhalten können. Er war vielleicht auch der einzige, der den Zusammenbruch seiner eigenen Ideologie klar vorausgesehen hat.
Ihm mag die Notwendigkeit vorgeschwebt haben, für den Fall der Katastrophe bereits rechtzeitig eine Reserve zu schaffen, Sozialisten aus allen Lagern, Revolutionäre, Anarchisten und ganz allgemein entwurzelte Elemente aus den intellektuellen Schichten sozusagen aufs Eis zu legen. Dieser Sammlungsprozeß dürfte sich über einen langen Zeitraum des faschistischen Regimes erstreckt haben. Ich kenne nicht die Prozedur, wie diese Reserve rekrutiert wurde oder unter welchen Umständen die Kandidaten dazu gezwungen wurden. Den meisten wird mit dem Abschub in eins der Verbannungslager gedroht worden sein. Einige, die bereits eingesperrt waren, haben sich damit vermutlich noch einmal die Freiheit erkauft.
Mussolini ist es dann gelungen, unterstützt von einem kleinen

Stab engerer Vertrauter, diese Leute ohne allzuviel Aufhebens in den unteren oder mittleren Beamtenapparat einzuschieben, wahrscheinlich in der Form eines innerpolitischen Sicherungsdienstes mit Sonderaufgaben.

Diejenigen, für die es Schwierigkeiten gegeben hätte, der Person wie dem Charakter nach, wurden in eine besondere Arbeitsstelle eingeschleust, ein internationales Institut für Kinematographie in Rom. Das Institut gab allmonatlich eine außerordentlich gut ausgestattete Zeitschrift heraus, bei der an Kosten offensichtlich nicht gespart wurde, mit Photobeilagen, Berichten aus allen Produktionszentren der Welt, Themen-, Bild-Analysen und ähnliches mehr. In diesem Institut waren Dutzende von „Staatsfeinden" untergebracht, an denen, wie es hieß, der Duce ein besonderes Interesse hatte.

Das Phantastische daran war, daß alle diese „Reserven" von Kinobranche, Kunst, Werbung und Vertrieb auch nicht das Geringste verstanden. Sie blätterten, wie mir einer dieser Leute noch später erzählt hat, „leere Seiten" um.

In diesem Institut, in einem der für die Redaktion reservierten Zimmer, saßen sich Bombacci und der von mir schon früher erwähnte Gasbarra an einem Schreibtisch gegenüber. Ich bin hier auf das angewiesen, was mir Dr. Gasbarra darüber erzählt hat. Demnach hat kaum ein engerer Kontakt zwischen den Mitarbeitern des Instituts untereinander bestanden. Sie waren alle nach außen hin Anhänger des Regimes, mit der Faschistennadel am Rockaufschlag. Jeder wird sich über den anderen das Nötige gedacht haben. Bombacci und Gasbarra haben während dieser Zeit kaum mehr als ein paar Worte am Tage gewechselt. Gasbarra weiß nur anzugeben, daß Bombacci dort an einem großen Tagebuch der Zeit geschrieben haben soll.

Der Kommunist Gasbarra wechselte dann aus seiner Tätigkeit beim Institut über in den Nachrichten-Apparat, in die Auslandsabteilung des italienischen Rundfunks, als deutscher Sprecher für die Heeresberichte von Freund wie Feind.

Der Kommunist Bombacci wurde für die letzte Phase des Zusammenbruchs aufgespart, die Republik von Salò am Gardasee. Mussolini holte ihn sich als Arbeitsminister in die neue Regierung.

Übereinstimmend wurde mir von italienischen Sozialisten, die

ich danach gefragt habe, bestätigt, daß jede Aktivität, die von der Salòregierung, zudem meist unter Umgehung der deutschen Überwachung entfaltet wurde, von dem Arbeitsministerium ausging. Bombacci schrieb die Reden, mit denen Mussolini wieder Anschluß an die Arbeiter-Internationale gesucht hat. Er verfaßte die Entwürfe für ein neues Sozialgesetz, die Auflösung des Kooperativstaates, die Charta für den Wiederaufbau der vorfaschistischen Gewerkschaften.

Ich kann noch nicht den effektiven Beweis erbringen, aber es gilt allgemein als sicher, mit Ausnahme beim offiziellen Parteiapparat der Kommunisten, daß Bombacci mit Moskau in direkter Verbindung gestanden hat, wahrscheinlich durch die Vermittlung Titos. Er hat ein Abkommen zwischen Moskau und der Salòrepublik entworfen und sicherem Vernehmen nach auch unterzeichnet, wonach Rußland im Falle einer neuerlichen Versteifung der Fronten im Westen den konzentrierten Einmarsch kroatischer und slowenischer Partisanen-Verbände nach Norditalien deckt. Praktisch wäre dem ein Militärbündnis zwischen der Sowjetunion und der Republik von Salò vorausgegangen. Rußland hätte die Salòrepublik Mussolinis als Regierung anerkannt und sich damit einen Stützpunkt an der Südflanke der Alliierten gesichert. Mussolini war bereit, jetzt – geschützt durch die russische Regierung – für die italienische Unabhängigkeit das Volk erneut aufzurufen.

Im Falle einer Anfang 1945 drohenden Schwenkung der alliierten Politik, zugunsten einer gemeinsamen Front mit Deutschland gegen den russischen Vormarsch nach Westen, war mit diesem Abkommen ein entscheidender Gegenzug vorbereitet.

Die Entwicklung ist anders verlaufen. Churchill hat im Obersten Rat der Alliierten sich nicht durchsetzen können. Die gemeinsame Front gegen Deutschland, wenngleich schon brüchiger geworden, konnte aufrechterhalten werden.

Als Opfer blieben Mussolini und die Regierung von Salò auf der Strecke.

Das Ende Mussolinis und die näheren Umstände sind bekannt genug, als daß ich das hier im einzelnen noch auszuführen brauchte. Weniger bekannt ist, daß die Partisanen-Abteilung, die nach der Historie Mussolini gefangengenommen hat, dieselbe Abteilung ist, die Mussolini selbst oder vermutlich eher Bombacci zum Schutz der Regierung gerufen hatte. Mussolini

und seine Begleitung aus Regierungsmitgliedern und engeren Freunden sollten von der deutschen SS-Garde, deren Schutz Mussolini von Berlin aus unterstellt war, nach der Schweiz abgeschoben werden. Nach dem Anruf Bombaccis bei dem Verbindungsstab der Partisanen, über den auch die Verhandlungen mit Rußland gelaufen waren, hatte sich die deutsche SS-Mannschaft in das benachbarte Dorf zurückgezogen. Dort waren auch die vier Lastwagen mit den Effekten und dem sogenannten Goldschatz der Regierung zurückgelassen worden. In der Zwischenzeit müssen zwischen der SS und dem Partisanenverband Verhandlungen stattgefunden haben. Die Aufteilung des bei dem Abtransport aus Salò noch mitgeführten Goldschatzes der italienischen Regierung war der Preis.

Die Schatzsucher in den Dörfern um den Gardasee können beruhigt sein. Man wird das Gold kaum noch finden, außer einigen verstreuten Münzen, mit denen – wie die italienischen Zeitungen heute noch von Zeit zu Zeit berichten – die Kinder auf den Straßen spielen. Das Gold, der Staatsschatz, ist längst aufgeteilt. Er ist schon vorher aufgeteilt worden, als die Mussolini-Gruppe noch auf die Direktiven der Partisanen-Stabsgruppe gewartet hat.

In Italien streiten sich noch die Veteranenverbände der Partisanen um die Höhe des Anteils, der fälschlicherweise durch die Indiskretion einiger Zukurzgekommener in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Von den deutschen Partnern bei diesem Geschäft hört man weniger. Es wird den SS-Mannschaften später von den höheren Stellen in der Führung wieder abgenommen worden sein. Ich vermute, daß die Ausreise nach Argentinien über Rom ohne den Schutz der Partisanenstäbe, die in diesen Wochen in Italien das Heft in der Hand hatten, nicht möglich gewesen wäre.

Aber – der italienische Partisanentrupp, der den Grenzübertritt Mussolinis schützen sollte, war von vornherein nicht auf den Goldschatz der Regierung aus. Der fiel dann nur so nebenbei noch mit ab.

Sicherzustellen waren die Dokumente, die Verträge, das Abkommen über das russisch-italienische Militärbündnis. Von den Dokumenten hat man nichts mehr gehört. Sie werden auch nicht so ohne weiteres aufzufinden sein; man stellt sie sicher durch die Liquidierung aller daran Beteiligten. Bevor Musso-

lini und die Petacci dann später in einem Aufräumen sozusagen mit umgelegt wurden, suchte Bombacci eine neue Verbindung mit dem Stab herzustellen, der die Wache geschickt hatte. Er war aus dem Haus getreten, um den Kommandanten zu sprechen. Schon auf der Türschwelle wurde er niedergeschossen, der erste in der Reihe. Sogleich kamen Gerüchte auf, daß die beiden Wachen aus Versehen und ohne Auftrag geschossen hätten. Man hat sich da einige Versionen für eine spätere eventuelle Rehabilitierung offengelassen. Im übrigen sind die beiden Wachen auch umgekommen, der eine noch am gleichen Tage bei einem Streit in der Betrunkenheit, der andere ein paar Jahre später, kurz vor der Verhandlung des Mussolini-Mordes vor dem italienischen Parlament.
So war das Ende von Bombacci. Er ist mein Freund gewesen. Ich kenne nicht die Einzelheiten seiner Verbindung mit Mussolini. Sie interessieren mich nicht, ebensowenig die Legenden, die von rechts und links darüber verbreitet werden. Bombacci ist mein Freund geblieben, in der Erinnerung auch heute noch.

Was ist zu beweisen – ist etwas zu beweisen?

Die Gesellschaft, in die wir hineingeboren werden und in die wir gestellt sind, ist krank. Sie weist alle Symptome einer akuten Vergiftung auf. Sie ist krank, weil die einzelnen, die zwangsläufig zu dieser Gesellschaft zusammengeschlossen sind, krank sind, vergiftet, Träger der Ansteckung. Das betrifft lange nicht mehr die Form und die Funktion dieser Gesellschaft allein. Diese Form und ihre Funktionen zerstören zu wollen, ist beinahe sinnlos geworden. Zuerst müßten die Krankheitsträger, die Menschen, das heißt die einzelnen, zerstört werden, ausgerottet. Es scheint, daß hierfür vielversprechende Ansätze bereits vorhanden sind; die Wasserstoffbombe gehört dazu. Nieder mit dem Frieden! – und den sonstigen Delirien einer kranken Gesellschaft, die parasitär ist, weil der einzelne heute biologisch unter die parasitären Lebewesen einzuordnen ist. An und für sich liegt darin noch nichts Besonderes – für einige ist der Wurm zum Beispiel eine Delikatesse, andere ekeln sich davor.

Es gehört zur Charakteristik im Schicksal des Menschen, aus Angst geboren zu sein und zur Flucht erzogen vor dem aufkommenden Zeitbegriff, der sich für die Menschen stark verkürzt, je größer sie werden, je fetter, je gelernter und perfekter in den Organen und dem sonstigen Zubehör, und der eines Tages völlig verschwinden wird – zusammen mit Gott und der Ewigkeit.

Was heute noch lebt, wird in eine Gemeinschaft hineingetrieben, aber diese Gemeinschaft kann nicht halten. Vielleicht, was nachher kommt, es wird immer noch neu geboren, es schiebt sich nach und wächst so dahin ... das mag ... vielleicht ... dafür eher geeignet sein. Denn diese Figuren werden dann nicht mehr wissen, worauf es im Leben in Wirklichkeit ankommt.

An dieser Stelle ist es notwendig, offen auszusprechen: ich bin gegen die Jugend, ich kämpfe gegen die Jugend, und ich weise die Zumutung, auf dem Rücken der Jugend noch eine Weile länger leben zu können, zurück.

Ich habe für mich noch nicht entscheiden können, was es überhaupt für einen Sinn hat, im Leben zu stehen. Ich werde immer noch vorwärts gestoßen ... ich möchte mich dagegen wehren, aber ich kann nicht.

Jeder hat das schon empfunden, der in einer überfüllten Straßenbahn fährt. Mit jeder Haltestelle drängen neue Leute in den Wagen. Zunächst noch mit einer gewissen Verlegenheit, als wollten sie um Entschuldigung bitten. An der nächsten Haltestelle aber sind sie schon in der Verteidigung ihrer Position. Sie schimpfen auf die Neuhinzukommenden. Wäre mehr Platz im Wagen, würden sie auf die Nachdrängler einschlagen, sie aus dem Wagen wieder hinausdrängen, vom Trittbrett stoßen ... die Autorität wird angerufen. So ist das mit der Jugend. Sie ist schon von Beginn an Ursache der Platzangst und Gegenstand des Hasses.

Auch wenn ich selbst weiß, daß ich zu einer Zeit genauso in den schon überfüllten Wagen eingestiegen und hineingepreßt worden bin. Inzwischen bin ich allerdings schon völlig in den Hintergrund geschoben. Ich bin schon übersehen und vergessen. Es ist dahinten, wo sie sich herumstreiten und puffen. Und sobald ich überhaupt nur aufsehe, ein wenig tiefer Atem hole ... dahinten steigt immer noch einer ein.

Ich habe den Ehrgeiz überwunden, als Schriftsteller anerkannt zu werden, als Geschäftsmann, als Liebhaber – und, wenn man das so will in dieser verrotteten Gesellschaft, selbst als anständiger Mensch; ich bin nicht anständig. Zwar nicht gerade ein Dieb, wie alle, die dieser Zeit dienen, oder ein Erpresser, Straßenräuber und sonstwas, weil ich weiß, alles das hat keinen Zweck; wozu die Umwege?

Niemand braucht sich zu scheuen, den anderen umzubringen. Die Leute, die man umbringt, werden das erst später merken, im Jenseits. Ich bin ein Opfer meiner Freunde, nicht meiner Feinde. Ich liebe meine Feinde – weil sie dumm sind. Aber ich verstehe sie besser als meine Freunde. Sie sind diejenigen, die sich weigern werden, mir in die Hölle zu folgen. Natürlich gehe ich zur Hölle; Ehrensache. Das ist der Platz, wohin ich gehöre. Aber die Freunde lassen mich im Stich ... Während meine Feinde mir Gefolgschaft leisten ... so habe ich das eingerichtet. Ich bin im Aufstieg, statt – wie meine Freunde denken, abzusteigen. Ich sehe mir diesmal die Sache von oben an ... gehabt euch wohl! Dabei bleibt es seltsam genug, was sich so die Leute allgemein unter der Hölle vorstellen, das ewige Feuer? Die Lebensenergie? Die gewohnten Vorstellungen von der Hölle sind mißdeutet. Der Kirchenvater Tertullian, der später unter die Häretiker eingereiht wurde, obwohl er ein sehr gelehrter Herr gewesen sein soll, hat behauptet, es sei verächtlich und eines Christen unwürdig, an die Vorstellung von der Hölle zu glauben, solange auch nur ein einziger Mensch, Kamerad, Mitstreiter und Mitparasit dort festgehalten würde, dem eine Erlösung verwehrt worden ist. Hat man im Christentum das verstanden? Und wenn ja, warum räumt niemand den Laden auf, den die überwiegende Mehrzahl der christlichen Mitstreiter noch als Hölle zu bezeichnen gewohnt ist?

Der gute Tertullian stammt noch aus einer alten Zeit, die längst verflossen ist. Irdische Heerscharen werden nicht benötigt. Wir wissen heute etwas mehr, die Hölle, so zu sprechen, liegt in uns!

Für uns ist der Oberste Richter nicht mehr gegenwärtig, der uns richtet und verdammt hat. Wir richten uns selbst, und wir haben uns bereits verdammt. Auch Sie, meine verehrten Leser,

werden dem nicht entgehen. – Und so beginnt der Torpedokäfer, sich wieder zu regen. Er liegt noch am Boden, nachdem er sich mühsam zum alten Startplatz zurückgeschleppt hat. Er ist schon reichlich angeschlagen. Aber er hebt die Flügel. Er beginnt sich zu straffen und wird wieder aufsteigen – trotzdem! Niemand kann ihn daran hindern. Auch Sie nicht.

Die Albigenser übertrugen ihre Alltagssorgen auf einen Rosenstrauch, den sie an die Rückseite des Hauses gepflanzt hatten; die Wünsche und die Ängste, die Krankheiten und alles das, was ihnen im Leben zuwider war und was sie nicht verstehen konnten. Sie verweilten täglich im Anblick des Rosenstrauchs einige Zeit, bis die Magie der Wachstumskraft, der Blüte auf sie übergegangen war. Sie sicherten sich so bereits im Leben eine Ausgeglichenheit, die ihnen nach dem Ableben als Paradies durch einen beim Priester unterschriebenen Vertrag zugesichert worden war.
Etwas Ähnliches wird von den Zauber-Doktoren bei den primitiven Stämmen in Französisch-Äquatorial-Afrika berichtet. Sie pflanzen das Schicksal nicht mehr individuell für den einzelnen, sondern für den ganzen Stamm in einen Baum, den der Stamm zu betreuen hatte, und unter dessen Schatten von Generation zu Generation die Stammesriten vollzogen werden.
Nach Kalifornien ist jetzt ein Zweig des Kamaldulenser-Ordens gekommen, der nach den aus dem sechsten Jahrhundert stammenden Ordensregeln die kahlen Berge des kalifornischen Küstengeländes mit Bäumen und Sträuchern bepflanzen wird. In den Creeks und den Talmulden werden Pinien wachsen, und auf den dem Passat ausgesetzten Höhenrücken die Zwergeichen und Dornensträucher, die von den Kamaldulensern in ihrem Stammsitz in Camaldoli an den Abhängen des Apennin östlich von Florenz kultiviert werden.
Die Nachkommen der Anchoriten in den ersten christlichen Jahrhunderten unter der Regel des Heiligen Romuald nehmen Spenden entgegen, um das Pflanzen eines Baumes mit der Gnade für dieses Einzelwesen, dem Spender, zu verbinden. Ich nehme an, daß dann der Baum, die Zuflucht der sonst verlorenen Seele, betreut und in die täglichen Gebete miteinbezogen wird. Ich würde gern mit den Brüdern ins Geschäft kommen, aber ich fürchte, sie sehen sich ihre Kun-

den genau an, und der Vertrag wird kaum zustande kommen. Trotzdem bleibt die Vorstellung beruhigend, daß in den kahlen Berggeländen Pinien und Zwergeichen wachsen werden, wenn die Menschen in Kalifornien durch den Anfall von Strontium 90 aus der Luft oder durch andere Seuchen und Mißverständnisse ausgerottet sein werden. Die magischen Kräfte der Natur finden wieder zu ihrem Ursprung zurück.

Noch weniger habe ich allerdings Aussicht, in das Gästehaus der Kamaldulenser aufgenommen zu werden, das nach Art eines modernen Hotels für Außenstehende eingerichtet ist, und in dem sich die Zellen befinden, in die der Gast sich für kurze oder längere Zeit einmauern lassen kann, dem Vorbild der heiligen Einsiedler und Eremiten nachzuleben.

An der Eingangstür zum Gästehaus steht der Spruch eines der Wüstenväter gemeißelt: „Freund – indem du hier eintrittst, hast du bereits drei große Kämpfe in deinem Leben siegreich beendet: Hören, Sehen, Sprechen." Nichts mehr hören – nichts mehr sehen – nichts mehr sprechen. „Aber in einem letzten Kampf hast du bis zu deinem Ende durchzuhalten: im Kampf gegen dein eigenes Herz."

Abbildung oben: Gefälschter Paß von Franz Jung.
Abbildungen unten: Franz Jung um 1920 (links) und 1963 (rechts).

PERSONENREGISTER

Albers, Hans 313
Alexandrowski 315
Anders, Wladyslaw 419
Appel, Jan 130, 134 ff, 141, 143, 155, 157
Arp, Hans 102
Aufricht, Ernst 315 ff, 327 ff, 340
Augustinus 363

Baader, Johannes 103
Bach, Johann Sebastian 38
Bachmair, Heinrich F.S. 84
Bakunin, Michail A. 79, 128
Ball, Hugo 70
Barlach, Ernst 274
Barthel, Max 171, 300
Beck, General 304
Becher, Johannes R. 84
Beethoven, Ludwig van 40
Benn, Gottfried 79, 146
Berger, Julius 339
Bermann-Fischer 274
Beye, Theodor 310, 312 ff, 335, 341 f
Bierbaum, Otto Julius 65
Bing, Henry 66
Bismarck, Otto Fürst von 201
Blaß, Ernst 79
Blei, Franz 66
Bleibtreu, Carl 65
Blüher, Hans 381
Bluth, Direktion s. Direktion Bluth
Bode, Bernhard 87
Bombacci, Nicola 427 - 432
Böhme, Jacob 55
Brahms, Johannes 41
Brecht, Bertold 313, 315 ff, 318 ff, 321
Brentano, Clemens 64
Breuer, Robert 94 f, 115
Bronnen, Arnolt 285
Bruch, Max 40
Bucharin, Nikolai Iwanowitsch 144, 146, 208, 214
Buchrucker, Bruno Ernst 144
Budjonny, Semjon Michailowitsch 148, 169 f

Chesterton, Gilbert Keith 55
Chopin, Frédéric 49
Churchill, Winston 305 f, 331, 430
Clementi, Muzio 38, 422

Earl 400
Eichendorff, Joseph von 33, 289 f
Einstein, Albert 281
Einstein, Carl 80 f
Eisler, Hanns 281 ff, 355
Elisabeth, Kaiserin und Königin 72
Elisabeth Petrowna, Zarin 53
Eucken, Rudolf 47

Fischer, Samuel 80, 86, 97
Fischer 206
Flake, Otto 97
Flaszenberg, Hilary 348 f
Fourier, Charles 153
Francé, Raoul 68 f
Frank, Leonhard 67
Freud, Sigmund 67 f, 82
Frick 67
Friedrich II., der Große 9
Friesland, bürgerlicher Name: Ernst Reuter 187, 190
Fuchs, Georg 98, 389
Fürmann 71
Fuhrmann, Ernst 348, 357

Gärtner, Heinrich 383, 388, 393, 395, 397
Garnier 72
Gasbarra, Felix 291 f, 429
George, Stefan 16, 33
Gerstenberg, Theodor 37, 41, 43, 64
Gielen, Josef 276, 280
Goebbels, Joseph 285, 312
Göring, Hermann 308
Goethe, Johann Wolfgang von 33, 328, 350
Goldschmidt, Alfons 118 f
Gorki, Maxim 319
Grabisch, Josef 55, 58, 61, 63 f, 76
Gräser, Gebrüder 88
Grosz, George 93, 104, 143, 189
Groß, Hans 82 ff
Groß, Otto 67 f, 81 - 85, 87
Gruschwitz 397 ff
Guttfeld, Paul 348

Haeckel, Ernst 68
Halbe, Max 65
Hammerstein-Equord, Kurt Freiherr von 304
Hamsun, Knut 33
Harden, Maximilian 80, 86
Harder, Margot 50 - 61, 63 - 66, 70 f, 77 f, 82, 86, 90 f, 94, 96 f, 99 f, 410
Harriet s. Scherret, Harriet

Hauptmann, Gerhard 16, 33, 329
Hausmann, Raoul 102 ff, 348
Heartfield, Jonny 104 f, 295
Heimann, Moritz 97
Heine, Heinrich 33
Hennings, Emmy 70
Herrmann-Neiße, Max 32 f, 63, 97
Herzog, Wilhelm 143, 176
Hesterberg, Trude 313 f, 316 f
Hiller, Kurt 62, 80
Himmler, Heinrich 398 f
Hitler, Adolf 68, 120, 123, 125, 170 f, 201, 259, 266, 269, 293, 303, 305 f, 315, 336, 339 f, 346, 349, 357, 361 f, 374 ff, 378, 383 ff, 388, 393, 397 f, 403
Hoddis, Jacob van 79
Hölz, Max 181, 185 f, 189 f, 192 f
Hoensbroech, Paul Cajus Graf 44 f
Hoffmann, Camill 387
Holitscher, Arthur 191
Holzer, Carlo 69
Holzer, Emilio 69
Holzer, Eugenio 69
Holzer, Konstantin 69
Hoover, Herbert Clark 334
Hopmann 323, 325
Horváth, Ödön von 331
Huelsenbeck, Richard 102

Ibsen, Henrik 16
Ida 74

Jacobsohn, Siegfried 33
Jesus 385
Joffe 101
Julius 66
Jung, Cläre 97, 99, 101, 161 f, 264 f, 351, 355 f, 378
Jung, C.G. 82
264 f, 351, 355 f, 378
Kaiser, Georg 274 f
Kamenew, Lew Borissowitsch 146, 169
Kanehl, Oskar 79
Kapp, Wolfgang 145
Kater, Fritz 89
Katz, Rudolf 287, 291
Katzenellenbogen, Ludwig 286, 291
Keller, Gottfried 43
Kerr, Alfred 33, 80, 86, 329 f
Kindler 75 f
Kisch, Egon Erwin 291
Klapproth, Erich 269
Klein, Fritz 69 f
Kneipp, Sebastian 15
Knickerbocker, Hubert Renfro 393
Knüfgen, Herrmann 130 ff, 135 - 141, 143
Kobus, Kathi 70
Konfutse 68
Korfanty, Wojciech 15
Kraepelin, Emil 76
Krapotkin, Peter 79
Kreuger, Ivar 216, 229
Krzyzanowski 155 f
Kun, Béla 181, 184 f, 187, 191 f, 197
Kuttner, Erich 114, 115
Kutscher, Artur 328 f

Lamour, Philippe 336
Landa 149 f, 152
Landau, Robert 330 f
Landauer, Gustav 72, 74, 80
Langen, Albert 66
Lania, Leo 291
Lapschin 216
Larisch 219 f, 222, 225, 230
Larsz, Pseudonym Franz Jungs 264, 335
Lasker-Schüler, Else 97 f
Laszlo 403
Le Corbusier 336 f
Leipart, Theodor 361
Lenin, Wladimir Iljitsch, 135, 143, 146, 153, 208, 212, 232, 375
Lenya, Lotte 316, 323 ff
Levi, Paul 177, 323
Leviné, Eugen 98
Lichtenstein, Alfred 79
Liebknecht, Karl 120
Loerke, Oskar 97, 274
London, Jack 73, 318
Lotze, Professor 64
Lublinski, Samuel 33, 254
Luccheni, Luigi 72
Ludendorff, Erich 147
Ludendorff, Mathilde 311
Ludwig 396
Luxemburg, Rosa 120

Mackeben, Theo 318
Mann, Heinrich 313
Marengo 420 f
Margot s. Harder, Margot
Maria 268
Maria Theresia, Kaiserin 9
Marianow 281 f
Marleen, Lilli 328
Marx, Karl 120, 128, 375
Matteotti 420
May, Karl 39

McCarthy, Joseph Raymond 210
Mehring, Franz 375
Meißner, Anna von (s. auch Sylvia) 404
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 49
Messing 322
Meyerhold, Wsewolod 287
Mikojan, Anastas Iwanowitsch 150
Molotow, Wjatscheslaw M. 169 f
Mombert, Alfred 33
Morax, René 74
Mozart, Wolfgang Amadeus 38, 40
Mühsam, Erich 66, 72 - 75
Münzenberg, Willi 205 f, 207, 209, 213
Mussolini, Benito 291 f, 398, 423, 428 - 432

Nansen, Fridtjof 198 f
Nietzsche, Friedrich 15, 356
Noske, Gustav 122

Öhring, Cläre s. Jung, Cläre
Öhring, Richard 79, 87 f, 97
O'Neill, Eugene 284
Ostweg, Ernst 357 ff
Otten, Karl 67, 69, 80

Paul, Jean 33
Paulsen, Harald 316
Pegu siehe Paul Guttfeld
Petacci, Clara 432
Peter 378 ff, 402
Pfemfert, Franz 78 - 82, 101, 117, 146, 192
Pieck, Wilhelm 145, 191
Pilsudski, Jósef 170
Piper, Reinhard 66
Pirandello, Luigi 284, 293
Piscator, Erwin 163, 276, 284 ff, 288 ff, 292 ff, 295 f, 316
Plättner, Karl 181, 187, 192 f
Pleß, Fürst 61 f
Ponto, Erich 280
Prießnitz, Vincenz 15
Proudhon, Pierre Joseph 79, 128
Przybyszewski, Stanislaw 33

Radek, Karl 145 f, 155, 169, 197
Rado 394
Raffalowicz, s. Ostweg, Ernst
Rakosi, Matthias 197
Ramm, Alexandra 80
Rathenau, Walter 303
Rasch, Fritz 190
Rauscher, Ulrich 115
Reger, Max 41 f
Reinhardt, Max 286, 295
Reuter, Ernst s. Friesland
Riemann, Hugo 42
Rinner, Erich 389
Rocker, Rudolf 89
Roda Roda, Alexander 66
Röchling 333 f
Romuald, Heiliger 435
Roosevelt, Franklin D. 291
Roselius 347
Rowohlt, Ernst 80
Rubiner, Ludwig 80 f
Rubinstein, Anton 49
Ryberg, Franz, Pseudonym Franz Jungs 264
Rykow, Alexej Iwanowitsch 169

Sarasate, Pablo de 40
Scemere, Paul 396
Schacht, Horace Greely Hjalmar 308, 396
Scheerbart, Paul 33
Scheidemann, Philipp 103 f
Scherret, Harriet 90, 378 f, 402 f
Schiemann 67
Schiller, Friedrich 33
Schlaf, Johannes 33, 47
Schleicher, Kurt von 304, 383
Schleiermacher, Friedrich Ernst Daniel 61
Schmoller, Gustav von 43
Schönherr, Fritz 310, 312 ff, 321 ff, 332 f, 341 f, 351
Schubert, Franz 115, 289
Schumann, Robert 41
Schulze-Boysen, Harro 344, 347, 349
Schwab, Alexander 381 ff
Seneca, Lucius Annaeus 365
Serner, Walter 91 f
Sergej 101
Shaw, George Bernard 274, 329
Silone, Ignazio 419
Sinclair, Upton 288
Sinowjew, Grigorij Jewsejewitsch 146, 169
Sinzheimer, Hugo 64, 75
Sontheimer, Josef 73
Sophokles 295
Stanislawski, Konstantin 287, 296
Steckel, Leonard 290
Stehr, Hermann 33
Stendhal 426
Sternheim, Carl 80, 275
Stifter, Adalbert 33, 37
Strasser, Otto 397
Strauß, Dynastie 39

Stresemann, Gustav 303
Strindberg, August 16
Stuart, Maria 37
Sylvia (s. auch Anna von Meißner) 403 ff, 408 f, 417 - 422

Tartini, Guiseppe 40
Tell, Wilhelm 37
Terracini 427
Tertullian, Quintus 434
Tieck, Ludwig 33
Tito, Josip 430
Trotzki, Leo 158, 208
Tuchatschewski 161, 170 ff, 304
Turel, Adrien 348 ff, 356
Tzara, Tristan 102

Verne, Jules 30

Wagner, Richard 40, 311
Walde, Philo vom 15
Wallach, Gebrüder 313
Wallner, Franz 294, 296
Ware, Harold 210, 212 f
Ware, Mrs. 211
Weber, Alfred 65
Wedekind, Frank 33, 65
Weigel, Helene 319
Weill, Kurt 315, 318
Weisenborn, Günther 320 f
Weißbach, R. 78
Weißmann, Robert 188 f
Wells, H.G. 30, 143
Whitehead, Alfred North 191
Wickel, Helmut 389
Wilhelm I., Kaiser 12, 15, 96, 103, 171
Winitschenko, W. 72
Witkowski, Georg 42
Wlassow, Andrej Andrejewitsch 414 f
Wolf, Friedrich 295
Wolff, Kurt 80
Wolff, Theodor 86
Wolzogen, Ernst Ludwig Freiherr von 328

FRANZ JUNG WERKAUSGABE

Werke 1 in zwei Halbbänden
Feinde ringsum Prosa und Aufsätze 1912–1963
Band 1/1 bis 1930, Band 1/2 ab 1931
Werke 2 **Joe Frank illustriert die Welt / Die rote Woche / Arbeitsfriede** Drei Romane
Werke 3 **Proletarier / Arbeiter Thomas / Hausierer**
Drei Romane
Werke 4 **Die Eroberung der Maschinen** Roman
Werke 5 **Nach Rußland!**
Schriften zur russischen Revolution
Werke 6 **Die Technik des Glücks** Mehr Tempo! Mehr Glück! Mehr Macht. Das theoretische Hauptwerk
Werke 7 **Wie lange noch?** Theaterstücke
Werke 8 **Sprung aus der Welt** Expressionistische Prosa
Werke 9/1 **Briefe 1913–1963**
Werke 9/2 **Abschied von der Zeit**
Autobiographische Fragmente, Biographisches, Monographisches, Entwürfe, Projekte, Analysen zu Wirtschaft und Politik
Werke 10 **Gequältes Volk** Ein oberschlesischer Industrieroman
Werke 11 **Briefe und Prospekte 1913–1963**
Dokumente eines Lebenskonzeptes
Werke 12 **Das Jahr ohne Gnade / Sylvia / Das Erbe**
Autobiographische Prosa

•

Cläre Jung
PARADIESVÖGEL
Erinnerungen 1911–1945

•

Fritz Mierau
DAS VERSCHWINDEN VON FRANZ JUNG
Stationen einer Biographie
»Mieraus neues Buch über Franz Jung ist ein Meisterstück …«
Bärbel Schrader, Neues Deutschland
»Mierau sucht in Franz Jung dessen Wesenskern …«
Burkhard Spinnen, Frankfurter Allgemeine Zeitung

Verlegt bei EDITION NAUTILUS